81.89591

Advocat

Gemeinfaßliche Geschichte

der

religiösen und philosophischen Ideen;

mit besonderer Rücksicht

auf das

Leben und Wirken der Weisen aller Völker und Zeiten.

Für diejenige Klasse der Gebildeten, welche eigentlich gelehrter Studien ermangelt,

dargestellt

von

Dr. J. Thomas Scherr,

Alt Erziehungsrath und Seminardirektor,

und

Johannes Scherr, Ph. C.

Schaffhausen.

Verlag der Brodtmann'schen Buchhandlung.

—

1840.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchdruckerei der „deutschen Volkshalle" in Belle-Vue, bei Constanz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gemeinfaßliche Geschichte

der

religiösen und philosophischen Ideen;

mit besonderer Rücksicht

auf das

Leben und Wirken der Weisen aller Völker und Zeiten.

Für diejenige Klasse der Gebildeten, welche eigentlich gelehrter Studien ermangelt,

dargestellt

von

Dr. J. Thomas Scherr,
Alt Erziehungsrath und Seminardirector,
und
Dr. Johannes Scherr.

Erster Band.

1. bis 3. Buch: Der alte Orient; Griechenland und Rom; nordisch-germanische Welt.

Schaffhausen.
Verlag der Brodtmann'schen Buchhandlung.

1841.

Staatliches Kantonales Lehrerseminar Münchenbuchsee

Buchdruckerei der „deutschen Volkshalle“ in Belle-Vue, bei Constanz.

Bayerische Staatsbibliothek München

Einleitung.

Wer das Leben und Streben der gebildetern Klaſſen, die zwiſchen den Gelehrten und dem ganz ungebildeten Volke ſtehen, mit einiger Aufmerkſamkeit beobachtet, dem kann es nicht entgehen, daß unter dieſem ſehr zahlreichen und höchſt achtbaren Theil der menſchlichen Geſellſchaft eine ganz neue Geiſtesbewegung eingetreten iſt. Die Gelehrten haben ſchon lange die Freiheit zu forſchen und zu glauben in Anſpruch genommen, und behaupten ſich auch jetzt noch in dieſem geiſtigen Rechte, auf das die unteren, ungebildeten Volksklaſſen durchaus keinen Anſpruch machen ſollten und konnten. So geſtaltete ſich im religiöſen Gebiete ein ſehr verſchiedener Zuſtand. Die Gelehrten durften

denken, forschen und für sich und untereinander über religiöse Dinge nach ihren Forschungen urtheilen, insofern diese Urtheile so ausgesprochen wurden, daß sie nur im Bereich der gelehrten Welt verständlich waren. Die eigentlichen Volksklassen aber mußten und sollten einfach glauben, was ihnen die Eingeweihten zu glauben vorlegten und als glaubwürdig darstellten. So kam es denn, daß die denkenden und gelehrten Geistlichen insgemein zwei Religionssysteme haben, eines für sich und ihres Gleichen, und ein anderes für das Volk. So lange die große Kluft zwischen dem Volk und dem Gelehrtenstande vorhanden war, ließ sich dieser Zustand, als in den Verhältnissen liegend, sehr wohl begreifen und sogar rechtfertigen. Nun aber macht sich ein ganz neuer Bestandtheil in der menschlichen Gesellschaft geltend, ein Bestandtheil, der gar bald der wichtigste und zahlreichste werden dürfte. Dieß ist die Klasse, welche ihrer Bildung nach zwischen der unwissenden Masse und der gelehrten Welt steht, und von der man mit ziemlich richtiger Beziehung sagen kann, sie habe die Stufe der Mittelbildung erreicht. Insgemein rechnen wir zu dieser Klasse den Kaufmann, den Fabrikanten, den Volksschullehrer, die in Mittelschulen gebildeten Handwerker und Landwirthe,

und ferner den ganzen Kreis Derer, die wol wissenschaftlichen Unterricht genossen, keineswegs aber gelehrte Studien gemacht haben. In diesem Kreise sammeln sich die bedeutsamsten bürgerlichen und geistigen Kräfte eines Volkes, und wie sehr auch hie und da kleinliche Gelehrteneitelkeit noch mit Verachtung auf diesen Kreis blicken mag, immer mehr wenden sich die Strömungen des wissenschaftlichen Lebens diesem Kreise zu. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller bestreben sich, ihre Werke über Naturkunde, Geographie, Geschichte u. s. f., so einzurichten, daß sie in der Klasse der Mittelbildung verstanden und benützt werden mögen. Ja sogar die Mathematik und die wissenschaftliche Behandlung der Muttersprache tritt aus der gelehrten Umzäunung in das weite Gebiet denkender Menschen. So sind bereits nach einzelnen Privatanstalten die öffentlichen Realschulen, Industrieschulen, Sekundarschulen und in größerm Umfange die polytechnischen Institute entstanden. Wissenschaftliche Gegenstände regen nach allen Richtungen den Geist an, der sich bei Vielen nunmehr selbstthätig und selbstforschend weitere und höhere Bahn bricht. Nur in einer Richtung will man dieser neuen Klasse der Gebildeten Thätigkeit und Theilnahme versagen, und zwar gerade in der allerwich-

tigsten, nämlich in derjenigen, die auf das Gebiet der religiösen und philosophischen Ideen führt. Mit unvernünftiger Rücksichtlosigkeit will die gelehrte und herrschende Welt die Gebildeten stets in dieser Hinsicht auch fortan gleich dem unwissenden, geistigträgen Haufen behandeln. Das Ergebniß eines solchen geistigen Unterdrückungsversuches zeigt sich bereits mehr oder minder auffallend in den meisten gehobenen Staaten. Mit Widerwillen tragen die Gebildeten dieses geistige Joch, mit Haß und Verachtung blicken sie auf Manches, was ihnen heilig sein sollte, und allerdings sind die Klagen nicht ungegründet, daß sich unter den Klassen dieser Bildungsstufe eine bedauerliche, immer weiter fortschreitende Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge und kirchliche Einrichtungen zeige. Um dieser Gleichgültigkeit entgegenzuwirken, will man von der einen Seite die Pietisterei, von der andern Seite den strengsten Wortglauben aufdringen; zwei Mittel, ebenso unzweckmäßig als ungerecht. Sie werden zur förmlichen Tyrannei, wenn die gelehrte und die herrschende Partei die rohen Volksmassen aufrüttelt, und zur Unterdrückung freier Geistesthätigkeit bei den Gebildeten mißbraucht. Was aus solchem tyrannischen, anarchischen Treiben folgen muß, das läßt sich mit ziemlicher

Gewißheit vorausſehen: Fanatismus und ſein ewiger Begleiter, der Religionskrieg; und ſollte dabei die rohe Unwiſſenheit Sieger bleiben: die Vernichtung aller geiſtigen Freiheit und die Verwüſtung des Tempels der Wiſſenſchaft.

Daß unſere Zeit in dieſer Hinſicht große Ereigniſſe gebären muß, kann dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, und wer ſich berufen fühlt, zur glücklichen Entwicklung der Menſchheit mitzuwirken, muß ſich mit dem Gedanken beſchäftigen, wie der immer ſtärker und ſtärker hervortretende Zwiſt geſchlichtet und ein neuer Fortſchritt im geiſtigen Gebiete erzielt werden könne. Hiebei ſcheint uns nun das Allerwichtigſte, daß man dem blos materiellen Streben, der Gleichgültigkeit, ſowie auch der geiſtigen Unterdrückung, durch neue Mittel der Geiſtesanregung entgegenwirke, und als ein ſolches Mittel erſcheint uns die Geſchichte der religiöſen und philoſophiſchen Ideen.

Nun ſind freilich in jedem ordentlichen Buchladen gelehrte Abhandlungen über griechiſche Philoſophie, Chriſtenthum und Judenthum zum Verkauf ausgeſtellt; Spinoza's Ethik, Kant's Kritik der reinen Vernunft, Oken's Naturphiloſophie, Hegel's Phänomenologie kann Jeder Schwarz auf Weiß

nach Hause tragen. Aber es ist in diesen Büchern dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, d. h., daß sie von den Laien, worunter wir nicht blos Nicht=geistliche verstehen, nicht begriffen werden, und wenn die=selben auch den gebildeten Ständen angehören. Das sind Bücher mit sieben Siegeln; ihre Lektüre verlangt so un=geheure Voraussetzungen, daß dem Wißbegierigen, welcher nicht wenigstens ein Jahrzehend über den Eiern gebrütet, deren Küchlein er zu erhalten wünscht, ohne Weiteres alle Luft daran vergeht. So weitaus die Mehrzahl der philo=sophischen Schriften. Bei unserer Gottesgelehrtheit ist es wo möglich noch ärger. Ihr wissenschaftlicher Theil ist ver=barrikadirt, verschanzt und verrammelt mit sprachlichen Brückenköpfen, philosophischen Außenwerken, dogmatischen Verhauen und exegetischen Kasematten.

Ganz abweichend von dieser Darstellungsweise wollen wir nun versuchen, in der Art, wie bereits die politische Geschichte gemeinfaßlich den Gebildeten aller Stände zu=gänglich gemacht worden ist, nun auch die Geschichte des menschlichen Geistes denselben zugänglich zu machen.*)

*) Daß diese Schrift blos für Erwachsene bestimmt sein kann, geht schon aus der Natur des Gegenstandes hervor.

Wir wollen ein Gemälde der religiösen und philosophischen Bildungsgeschichte der Menschheit aufstellen, und zwar in der zwiefachen Absicht, erstens: Die Resultate menschlicher Geistesthätigkeit in dem Gebiete der Religion und Weltweisheit auch dem minder Gebildeten verständlich zu machen, und zweitens: Dem Umsichgreifen dumpfen Aberglaubens und fanatischer Unduldsamkeit, den Ergebnissen der Pietisterei, dadurch einen kräftigen Widerstand entgegenzustellen, daß wir in klarer Darstellung zeigen, welchen Verlauf die religiösen Dinge sowol, als die philosophischen Ideen, von allen Zeiten her und unter allen Völkern genommen. Dadurch glauben wir dem heillosen Wahn am besten entgegenzuarbeiten, welcher annimmt, das, was wir in religiöser und philosophischer Beziehung gerade jetzt glauben und denken, sei ein für allemal das Beste, und könne nicht weiter fortgebildet und entwickelt werden. Unser ganzes Werk soll, von den ältesten Zeiten ausgehend und bis auf die unsrige herabgeführt, den Stufengang darstellen, welchen der menschliche Geist durchwandelt hat, und eben dadurch soll es be-

weisen, daß der geistigen Entwicklung der Menschheit auch jetzt noch kein Ziel gesetzt ist. Dieß ist der Zweck des Werkes, das, in seiner Art, ein durchaus neuer Versuch genannt werden darf, welcher ein längst gefühltes Bedürfniß der mittleren Stände zu befriedigen strebt.

Was die Art und Weise der Behandlung betrifft, so müssen wir natürlich vor Allem darauf Rücksicht nehmen, allgemein klar und verständlich zu sein. Wir hoffen dieser Grundforderung in diesem ersten Buche des Werkes entsprochen zu haben und auch in seinem Fortgange zu entsprechen. Indem wir sodann schon auf dem Titel das Buch als für „die Stufe der Mittelbildung" bestimmt bezeichneten, glauben wir jedes Anspruches in Bezug auf strenge Wissenschaftlichkeit, welche für den angedeuteten Leserkreis ebenso unverständlich als unnütz sein würde, ledig zu sein. Damit aber wollen wir nicht leugnen, daß man Gründlichkeit von uns verlangen dürfe und solle, im Gegentheil, wir geben zu, daß solch' einem Werke Gründlichkeit unerläßlich ist, indem dasselbe, der Gründlichkeit ermangelnd, leicht gefährlich und schädlich werden kann, da der Leserkreis, für den es bestimmt ist, etwaige daraus gezogene Irrthümer nicht durch anderweitige Forschungen zu be-

richtigen im Stande ist. Gründlichkeit, Verständlichkeit und Klarheit müssen wir also zu erstreben suchen. Dazu kommt noch, daß das Werk bei seiner Bestimmung durchgehends mehr in einem unterhaltenden, als in einem trockenen Kathederstyl geschrieben werden muß. Ein besonderes Interesse werden dem wißbegierigen Leser die eingewobenen, möglichst ausführlich dargestellten Lebens-Skizzen der merkwürdigen Männer darbieten, welche von den ersten Zeiten an bis auf unsere Tage die Wissenschaft bereichert und gefördert haben. Ihre Schicksale und Lebensverhältnisse, wenn sie auch kein so großes Geräusch erregten, wie die der Helden und Eroberer, von denen die Weltgeschichte strotzt, werden belehrend und fruchtbringend auf Alle einwirken, welche die stille, aber allmächtige Wirksamkeit der Vernunft dem rohen, aber vorübergehenden Getriebe der Leidenschaft vorziehen.

Mit der Darstellung des alten Orients, in welchem sich Religion und Philosophie noch nicht geschieden hat, beginnend, wird sich das ganze Werk folgendermaßen gestalten:

Erstes Buch: Der alte Orient. Zweites Buch: Griechenland und Rom. Drittes Buch: Germa-

nisch-nordische Welt. Viertes Buch: Christenthum, Islam. Fünftes Buch: Die Scholastik. Sechstes Buch: Die Reformation. Siebentes Buch: Philosophisch-theologische Forschung. Achtes Buch: Resultate und jetziger Standpunkt der Wissenschaft.

Hiemit schließen wir diese Vorbemerkungen, und drücken den Wunsch und die Hoffnung aus, daß unser Werk wenigstens einigermaßen seinem Zweck entsprechen und zugleich ähnlichen Bestrebungen den Weg bahnen möge.

Geschrieben zu Winterthur in der Schweiz im August 1840.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch: Der alte Orient 1

Erstes Kapitel: Chinesische Religion 2

Zweites Kapitel: Indische Religion 14

Drittes Kapitel: Buddhaismus und Lamaismus . . . 30

Viertes Kapitel: Die persische Religion 41

Fünftes Kapitel: Religion der Chaldäer, Phönizier und Araber 48

Sechstes Kapitel: Die Religion Aegyptens 55

Siebentes Kapitel: Die mosaische Religion . . . .

Zweites Buch: Griechenland und Rom. 1. Griechenland 97

Erstes Kapitel: Die griechische Götterlehre (Mythologie) . 98

Zweites Kapitel: Uebergang zur Weltweisheit Griechenlands. Die Mysterien. Eintheilung der griechischen Philosophie 123

Drittes Kapitel: Einleitung. Die sieben Weisen. Die jonische Schule 133

Viertes Kapitel: Die pythagoräische Schule 158

Fünftes Kapitel: Die eleatische Schule 171

Sechstes Kapitel: Die attische Philosophie. Einleitung. Die Sophisten 186

Siebentes Kapitel: Sokrates und die Sokratiker . . . 194

Achtes Kapitel: Kyniker, Kyrenaiker, Megariker . . . 218

Neuntes Kapitel: Platon und die ältere Akademie . . . 234

Zehntes Kapitel: Aristoteles und seine Schule . . . 271

Elftes Kapitel: Die stoische Schule 295

Seite.

Zwölftes Kapitel: Die epikuräische Schule 308

Dreizehntes Kapitel: Der Skeptizismus und die neuere Akademie 310

Vierzehntes Kapitel: Entartung und Untergang der griechischen Philosophie. Epiktetos und die Stoiker. Die Peripatetiker. Die Platoniker. Die Neupythagoräer. Die Skeptiker 326

Fünfzehntes Kapitel: Die alexandrinischen Neuplatoniker 335

Zweites Buch: Griechenland und Rom. 2. Rom . . 345

Sechszehntes Kapitel: Die Religion der Römer . . 347

Siebenzehntes Kapitel: Die römischen Philosophen . 356

Drittes Buch: Nordisch-germanische Welt.

Erstes Kapitel: Der Charakter der nordisch-germanischen Welt, dargestellt in einer Heldensage derselben . . . 373

Zweites Kapitel: Die religiösen Verhältnisse der Germanen. Die Edda 383

Drittes Kapitel: Die Götter des Nordens 388

Viertes Kapitel: Bau und Einrichtung der Welt. Götterdämmerung. Neue Schöpfung 406

Erstes Buch.

Der alte Orient.

Das Morgenland, die Wiege des Menschengeschlechtes, aller Religion und Weisheit.
Joh. Gottfr. Herder.

So weit Geschichte und Ueberlieferung hinaufreicht, immer wird das Morgenland als die Wiege des Menschengeschlechtes bezeichnet. Im Morgenlande nahm das menschliche Geschlecht seinen Ursprung, im Morgenlande sind also auch die Anfänge aller höheren Bestrebungen der Menschheit zu suchen. Und wie sich die Stämme der Menschen vom Morgenlande aus über die übrigen Theile der Erdoberfläche verbreiteten, so wurden von dort auch die ersten Grundzüge geistiger und sittlicher Bildung ausgestrahlt. Ohne auf die, noch immer von Dunkel umhüllten, Fragen über das eigentliche Alter der Menschheit, über die Urzustände der menschlichen Gesellschaft näher einzutreten, können wir doch mit Gewißheit feststellen, daß wir in Beziehung auf unsern Ursprung, unsere Urgeschichte, unsern Urstz ein für allemal auf den Osten angewiesen sind. Gegen diesen Satz vermochte auch die schneidendste Kritik, die zweifelsüchtigste Forschung nie etwas Gegründetes einzuwenden. Alle

Schriftdenkmale des späteren Alterthums weisen auf den Orient hin, als die Grundlage alles leiblichen und geistigen Strebens der Menschheit. Der Orient ist das Geburtsland aller Weisheit. Dort entsprangen die Ideen über Gott, Mensch und Welt. Dort wurden sie gehegt, fortgebildet und dann dem Abendlande überliefert. In welcher verschiedenartigen Weise dieses bei den verschiedenen Völkern geschah, welche Gestaltungen die angedeuteten Ideen in dem Bewußtsein der Bewohner des alten Orients annehmen, dieß deutlich und ausführlich zu zeigen, ist die Aufgabe der folgenden Blätter. Damit wenden wir uns zu der Betrachtung der Religion und Weisheit der einzelnen Völker.

Erstes Kapitel.

Chinesische Religion.

Die spärlichen Nachrichten, die wir, wenn sie sich auch von Jahr zu Jahr durch die unermüdlichen Bemühungen hochverdienter Männer reicher und umfassender gestalten, über China erhalten haben und erhalten, berechtigen uns vollkommen, diesem Lande eine Urkultur zuzuschreiben. Freilich müssen uns die Anmaßungen der Chinesen, wenn sie z. B. in ihrer Zeitrechnung das Dasein ihres Staates um Milliarden Jahre in die Vorwelt hinaufrücken, lächerlich klingen, allein wir dürfen nicht übersehen, daß eine solche Anmaßung allzu tief in dem chinesischen Charakter begründet ist, um nur als die Eingebung einer augenblicklichen Laune schwindelhafter Köpfe verachtet werden zu können. China beweist, besonders in Erfindungen, welche sich auf mechanische Künste beziehen, eine von ferner Urzeit herstammende Bildung, die nur in allzu enge Schranken sich

eingeklemmt hat, um es nicht auch zu unserer Zeit noch mit der Bildung europäischer Völker aufnehmen zn können, welch' letzteren die Chinesen im Auffinden der wichtigsten Entdeckungen vorangingen. Schon in den ältesten Zeiten treffen wir in China eine ackerbauende Kultur, welche doch unstreitig die Grundlage aller Zivilisation ist. Sodann begegnet uns in China ein feiner, ordnender Sinn, der Allem und Jedem eine bestimmte Form und Norm vorschreibt, und Alles nach bestimmten Gesetzen gethan wissen will. Das künstliche Abgränzen der Felder, die Errichtung zierlicher sowol als kolossaler Bauten, das Regeln des Lebens nach wissenschaftlichen Begriffen ist frühe bei den Chinesen anzutreffen, und da sie denn doch so gar gerne am Prinzip der Realität hängen, so ist man jedenfalls berechtigt, dem Dasein ihres Staates, wo nicht das höchste, doch immer ein sehr hohes Alter zuzuerkennen.

Im Charakter der Chinesen treten besonders zwei Züge stark hervor: Das Gefühl der Ehrfurcht und das einer gewissen Gemüthlichkeit, welche beide sich nicht minder in ihrer Dichtkunst, als auch in ihrer Religion äußern. Jenes Gefühl der Ehrfurcht knüpft sich besonders an die imposanten Erinnerungen chinesischer Urzeit, welche nicht nur allein das Imposante für sich hatten, daß sie als Fundamente der ersten, ja der einzigen Zivilisation auf Erden erschienen, sondern durch ihre unverrückbare Stabilität eine gewaltige Wirkung auf das Gefühl des Volkes hervorbringen mußten. Hiemit, sagt ein neuerer Autor (Fortlage: Vorlesungen über die Gesch. d. Poesie S. 26), verbindet sich bei den Chinesen ein feiner, sich nie ersättigender Sinn an den zarten Reizen der Natur, ein Sinn, der seinen Gegenstand immer in reiner, klarer Anschauung auffaßt, und ihm alle Seiten und kleinen Schönheiten mit Liebe abzugewinnen weiß.

Die letzten Worte dieses Satzes führen uns nun aber schon leise in die Schattenseite des chinesischen Lebens ein; denn bald

sank jene klare Auffassung aller Gegenstände und jenes Hervorheben auch der kleinsten und unbedeutendsten Umstände (was an und für sich allerdings löblich ist), zur reinen Kleinigkeitskrämerei herab, deren Blößen durch eine Menge wunderlicher, unabänderlicher Formen nur dürftig verhüllt wurden. Auch jene unbegränzte Ehrfurcht vor allen Einrichtungen einer fernen Vorzeit war der Fortbildung des chinesischen Geistes, der so hoffnungsvolle Blüthen getrieben hatte, wesentlich hinderlich. Jene unbegränzte Ehrfurcht vor allem einmal Daseienden hemmte gewaltig den Aufschwung späterer Generationen, und indem sie, ohne die eigene Kraft zu prüfen und zu gebrauchen, das schon Vorhandene für das Beste hielten, verzweifelten sie, Besseres leisten zu können, und so entäußerte sich ihr geistiges Leben allmälig in jenen Mechanismus des Denkens und Handelns, der jetzt den Chinesen eigenthümlich ist, sie an zeitgemäßen Fortschritten hindert, und von Hegel so treffend der Zustand der Verknöcherung genannt worden ist.

In dem unermeßlichen China finden sich die mannigfaltigsten Religionsformen und Glaubensansichten. Wenn aber von chinesischer Religion im engern Sinne gesprochen werden soll, so muß unter derselben die eigentliche Staatsreligion verstanden werden, wie sie aus grauester Vorzeit stammend, und von dem großen Weisen Kong-Fu-Tseu erneuert, noch jetzt vorhanden ist.

Kong-Fu-Tseu oder Konfuzius, wie ihn die Europäer zu nennen pflegen, trat im sechsten Jahrhundert vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung in China auf, als Hersteller der in den Urzeiten geltend gewesenen Lehrsätze und als Sittenlehrer. Er erinnerte an den Glanz der alten Zeiten, denn es waren bei seinem Auftreten die Chinesen bereits das gealterte und altkluge Volk, welches sie bis auf den heutigen Tag geblieben sind, sammelte die Belege dieses Glanzes und verband

sie in dem Schu-King *), in dessen Inhalt er dem Geiste des Volkes einen Spiegel des sittlichen Lebens vorzuhalten strebte.

Aus königlichem Geschlechte entsprossen, bildet Kong-Fu-Tseu oder Khung-Tsee mit Zoroaster und Moses jene ehrwürdige Dreizahl von großen Männern, denen nicht nur der alte Orient, sondern die Menschheit überhaupt so Vieles verdankt. Ins Mannesalter eingetreten, begleitete er in seinem Geburtlande, dem Königreich Lu (jetzt Schang-Tong) **), am Hofe des Königs eine hohe Beamtenstelle, als aber der Monarch die guten Rathschläge des Weisen mit trotziger Verachtung von sich stieß, gab er sein Amt auf, ging in das Königreich Sum, um sich ganz dem Berufe eines Religions- und Sittenlehrers zu widmen. Auf dieser Reise kam er einst an einen Strom, unfern dessen er zwei Landleute auf dem Felde arbeiten sah. Khung-Tsee schickte seinen Schüler Tsu-lu zu ihnen hin, damit er sich bei ihnen nach einer Furth durch den Strom erkundige. Einer der Feldarbeiter fragte Tsu-lu, wer der Reisende sei, und als ihm Tsu-lu sagte, es wäre Khung-Tsee, sprach er: „Der fragt mich? Hat er den Fluß nicht schon genug hin und her erprobt?“ Damit trieb er sein Gespann an und fuhr zu pflügen fort, ohne sich weiter mit Tsu-lu einzulassen. Dieser trug nun auch dem andern Ackersmann seine Frage vor, und als dieser den Namen Khung-Tsee's

---

*) Die fünf chinesischen „King“, welche als die ältesten und heiligsten Bücher angesehen werden, sind: **Y-King** (enthält das älteste naturphilosophische System der acht symbolischen Zeichen oder Kuas), der **Schu-King** (älteste Reichsgeschichte), **Schi-King** (deutsch Liederbuch, älteste Poesie enthaltend, trefflich nachgebildet von Fr. Rückert), **Chun-Cieu** (Chronik des Staates Lu von Konfuzius), **Li-Ki** (Buch der Zeremonien.

**) Damals war China noch nicht in ein einziges Reich vereinigt, sondern bestand aus mehreren Königreichen.

gehört hatte, hielt er seinen Pflug still und sprach zu Tsu-lu: „Wenn ich unsere Zeiten und Sitten betrachte, Freund, so dünken sie mir ein herabstürzender Strom, den Niemand hemmen mag; je tiefer er herabkommt, desto reißender und stärker wird er. Euer Lehrer reis't hin und her, Staatsübeln zu steuern, um statt der Verwirrung Ordnung herbeizuführen und eine gute Regierung. Vergebens mühet er sich ab. Die Zeiten werden schlimmer und immer schlimmer. Und ihr, was ziehet ihr mit ihm? Thätet ihr nicht besser, zu mir zu kommen, der ich mich Ehren und Würden entzog, um hier mein Feld zu pflügen." Damit trieb er sein Gespann an, und zeigte ihm die Furth nicht. Tsu-lu ging zum Wagen seines Lehrers zurück, und wiederholte diesem die Reden der beiden Ackerbauern. Da seufzte Khung-Tsee und sprach: „Wie? Ist es so weit gekommen, daß der Mensch, statt mit Menschen, mit Ochsen und Vögeln zusammenleben will? Wohnt nicht jede Gattung bei ihres Gleichen, und ist dieß nicht Naturordnung? Wenn ich mit den verschiedenen Völkern meines Landes nicht leben darf, mit wem soll ich dann leben? Was brauchen diese Leute da zu sagen und zu klagen, daß Zeiten und Sitten schlimm und schlimmer werden? Wären sie gut, so dürfte ich nicht umherreisen, sie zu verbessern!" Mit diesen Worten suchte er sich selbst eine Furth und reis'te weiter *). Späterhin ward er abermals zu hohen Staatsämtern berufen, aber vermochte die herrschende Despotie nicht lange mitanzusehen, legte seine Stelle zum zweiten Male nieder, nahm seinen Lehrerberuf wieder auf, und blieb von nun an demselben getreu. Unermüdlich wandernd und wirkend starb er in der Provinz Lu im Jahre 478. Eine große Anzahl von Schülern hatte sich um ihn gesammelt, seine

*) Herder's Blumenlese aus morgenländischen Dichtern, Stuttgarter Gesammtausgabe, Bd. 9, S. 239.

Friedlichkeit und Leutseligkeit gewann ihm alle Herzen. Nie suchte er durch Scheinheiligkeit oder Betrug sich eine Herrschaft über die Gemüther der Menschen zu erwerben, sondern strebte nur, die Lehren der Tugend und Lebensklugheit auszubreiten. Seine Bescheidenheit hinderte ihn, überall seine eigenen Ideen vorwalten zu lassen, und seine Ehrfurcht vor den alten religiösen und gesellschaftlichen Institutionen seines Vaterlandes war so groß, daß er sich in Beziehung auf dieselben keine Neuerung erlaubte, sondern sie blos läutern und auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen wollte. Am gefeiertsten ist er als Sittenlehrer, und seine Moral ist von seinem Neffen oder Enkel in dem Buche Tshung-Yung gesammelt worden, aus welchem wir einige Sätze hervorheben, wie sie uns Herder nach französischen Uebersetzungen gegeben hat:

„Was vom Himmel herab dem Herzen angeformt ist, heißt die vernünftige Natur; was dieser Natur gemäß ist, heißt Regel; die Herstellung dieser Regel heißt Erziehung. Sie darf keinen Augenblick mangeln; denn könnte sie mangeln, wäre sie nicht Regel. Ein Weiser merkt also auch auf das, was nicht gesehen wird; er fürchtet und scheut auch das, was man nicht höret. Denn eben das Geheime und Feine ist tief versteckt; der vollkommene Mann spähet ihm nach in seinem Innersten."

„Furcht und Zorn, Traurigkeit und Freude, ehe sie aufschießen, gewähren einen Zustand der Ruhe, den man die Mitte nennt; aufgeschossen im rechten Maß, gemäß der Regel, heißen sie Eintracht. Mitte ist das große Fundament der Welt; Eintracht ist die Regel des Weltalls. Aus beiden entspringt der Bestand der Welt, aller Dinge Fortpflanzung."

„Der Vollkommene hält die Mitte, der Missethäter beleidigt sie. Jener hat und hält sie, weil er vollkommen ist, dieser beleidigt sie aus Frevel."

„Man kann Königreiche friedlich und glorreich regieren, Ehren und Gewinn ausschlagen, auf nackten Schwertern einhergehen, und doch noch fern von der Mitte sein, fern von der Stärke, sie mitzutheilen.“

„Der Adler schwingt sich in die Wolken, der Delphin stürzt sich in die Tiefe des Meeres; so der Gerechte. Er erhebe sich oder lasse sich nieder, immer glänzt an ihm seine Tugend; er schreitet zum Ziele. Wie viele Schritte gehören dazu in den gemeinsten Pflichten! Von Kraft zu Kraft, von Tugend zu Tugend steigend, kommt man zum Gipfel.“

„Erforsche den Menschen im Menschen; jede Kenntniß, die nicht aus ihm kommt, gehört nicht für ihn. Vom Walde selbst nahm der Holzhauer den Stiel zur Art, die den Wald fällen sollte; vom Menschen lernt der Weise, wie er Menschen leite und bessere.“

„Der vollkommene Mann gleicht dem Schützen. Wenn er nicht traf, suchte er den Fehl in sich, in seinem Gewehr, in seiner Kunst, in sich selbst.“

„Der Vollkommene lebt seinem Stande gemäß und wünscht keinen andern. Reich und geehrt, arm und verachtet, ein Verbannter, ein Bedrückter wird er seinem Stande gemäß sich würdig betragen, überall zufrieden mit seinem Schicksal. Reich und geehrt, behandelt er die Untern nie unfreundlich; arm und niedrig, schmeichelt er den Obern nie. Sich selbst vervollkommnend, sucht er die Schuld seiner Unfälle nie in Andern, und ist daher nie unwillig, nie unzufrieden. Aufwärts klagt er nicht über den Himmel, drunten beschuldigt er die Menschen nicht. In Ebnen weilt er, erwartend des Himmels Anordnung; indeß der Unverständige Willkühr verlangt und gefährliche Wege wählt.“

„Fragt euer eigen Herz: beurtheilt nach euch Andere. Die erste Regel der Weisheit ist, Andern nie zu thun, was wir nicht wollten, daß sie uns thäten.“

Den Charakter Khung-Tsee's, wie auch den Inbegriff seiner Sittenlehre, bezeichnet am besten folgendes Bruchstück aus dem Buche Tshung-Yung *).

Auf dem großen Platze, auf welchem, nach uraltem Herkommen, der Kaiser mit den Großen des Reiches Rath zu halten pflegte, befand sich in der Mitte ein Brunnen und daneben stand ein Schöpfeimer. Als Khung-Tsee einst vorüberging, fragte er einen Mandarin (Beamten) um die Bedeutung des Eimers. Der Gefragte antwortete: „Der Eimer heißt Y, d. h. Werkzeug der Verzeihung; denn verzeihen soll der Kaiser, der Sohn des Himmels; das ist seine erste Eigenschaft." Khung-Tsee lächelte über diese Auslegung, trat mit dem Eimer zum Brunnen, und ließ ihn sanft hinab. Der aus Binsen geflochtene Eimer war aber so leicht, daß er auf der Oberfläche des Wassers schwamm und keinen Tropfen Wasser faßte. „Leeret ihn aus," wandte sich Khung-Tsee zu den Umstehenden. „Ausleeren?" entgegneten diese, „er ist ja leer." „Also muß man es auf eine andere Weise versuchen," sagte der Weise, „wenn man vermittelst dieses Gefässes Wasser aus dem Brunnen haben will." Und mit diesen Worten schnellte er den Eimer mit gewaltigem Stoße in den Brunnen hinab. Der Eimer ging unter. „Wo ist er?" fragte Khung-Tsee, und blickte hinunter, als ob er den Eimer mit den Augen suchte. Da riefen ihm die Umstehenden zu: „Du suchst ihn vergebens, der Brunnen ist tief, das Gefäß liegt auf dem dunkeln Grunde." Da zog der Weise den Eimer am Seile empor, schüttete das Wasser aus, und sprach: „Gebt Acht, jetzt will ich euch die rechte Art zeigen, dieses Gefäß zu füllen und zu gebrauchen." So sprechend senkte er den Eimer an dem Seile langsam, aber kräftig, in den Brunnen, und, im Gleichgewichte halb über halb unter dem Wasser schwebend, füllte er sich zur Hälfte. Nun

*) Herder: Blumenlese aus morgenl. Dichtern, S. 237.

wandte sich Khung-Tsee mit Ernst an die Umstehenden, sprechend: „Seht hier das Bild einer guten Regierung und überhaupt des Glückes in allen Dingen. Ein Monarch, der die Geschäfte zu weich angreift, bringt keines zu Stande; eine Obrigkeit, ein Hausvater, der seine Untergebenen nach Belieben schalten und walten läßt: sie sind der auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Eimer, der keinen Tropfen zu Tage fördert. Wenn man dagegen die Geschäfte übereilt und übertreibt; wenn man leidenschaftlich handelt, so wirkt man freilich mächtig, aber zugleich auch verderblich. Solch' eine Handlungsweise gleicht dem Eimer, den man mit aller Gewalt in den Brunnen stieß; er füllte sich zwar, ging aber auch unter, so daß man nicht mehr sah, wo er war. Ein Regent aber, eine Obrigkeit, ein Hausvater, jeder Mensch überhaupt, der auf seinem Platze zu stehen weiß und ihn würdig ausfüllt, der nie zu gelinde, nie zu strenge, nachgebend und beharrlich zugleich handelt, der gleicht dem halbgefüllten Eimer, im Gleichgewichte schwebend. Er schwamm nicht unnütz über dem Wasser, noch sank er überfüllt in die Tiefe. Und dieß ist der Sinn des binsenen Eimers am Rathssessel des Kaisers. In der Vorzeit that man bei jeder Thronbesteigung vor dem neuen Monarchen das, was ich so eben gethan, und zeigte ihm das einzige Mittel, sein Reich gerecht und glücklich zu regieren — die Mitte, das Maß. Ich habe nur einen alten Gebrauch ausgelegt; nütze ihn Jeder nach seiner Weise." Hierauf trat er bescheiden zurück, die Umstehenden gaben ihm Beifall, und der Mandarin schämte sich ob seiner verkehrten Auslegung des Wassereimers. Khung-Tsee aber benützte diese Erfahrung gar wohl, und baute darauf seine Sitten- und Staatslehre. Gleichschwebend senkte er seinen Schöpfeimer in den Brunnen der Weisheit.

Nachdem Schu-King zu schließen, scheint das Prinzip kindlicher Liebe, auf welches die Chinesen so ziemlich alle Verhältnisse des Lebens zurückführen, in der That geherrscht zu haben, und

wenn der Kaiser, als Thiän-Dszö, als Sohn des Himmels, als höchstes Wesen verehrt wird, so entspringt diese Verehrung aus demselben Prinzip, indem davon ausgegangen wird, der Monarch sei Vater seines Volkes. Freilich war schon zu Kong-Fu-Tseu's Zeiten dieses Urprinzip der kindlichen Liebe der Gewohnheit politischer Verbindlichkeit untergeordnet. Diese knüpft dann Alles an die Person des Kaisers an, was nur immer in dem religiösen Elemente der Chinesen enthalten ist, und da in dem Kaiser zugleich auch alle Verhältnisse des Staatslebens ihren Endpunkt haben, so sind wir in der That berechtigt, die Religion China's eine Religion des Staates oder der Politik zu nennen.

Bei seiner Naturansicht geht Kong-Fu-Tseu von dem Gedanken aus, daß aus Nichts Nichts werden könne, daß somit das Dasein der Welt ohne Anfang sei; daß das Grundwesen der Dinge mit dem Dasein eins sein oder doch im engsten Zusammenhange stehen müsse; daß dieses Grundwesen von Ewigkeit her bestehe, unzerstörbar, gränzenlos, allmächtig und allgegenwärtig; daß dieses Grundwesen im blauen Firmamente sich abspiegle, und von da aus in Heil und Segen bringenden Wirkungen seine Kraft über die Erde ausgieße. Es ist der sichtbar geschaffene Himmel, Thiän, selbst, was als das Grundwesen der Welt in der Vorstellung der Chinesen auftritt, und dem sie zugleich alle sittliche Vollkommenheit beilegen. Thiän ist das Höchste, aber nicht nur im geistigen, sittlichen Sinn, sondern Thiän ist vielmehr die ganz unbestimmte, abgestrakte Allgemeinheit; er ist der ganz unbestimmte Inbegriff natürlichen und geistigen Lebens überhaupt. Aber nicht der Himmel, Thiän, gibt den Menschen Gesetze, nicht Thiän regiert die Natur, sondern der Kaiser, und nur dieser ist im Zusammenhang mit dem Thiän. Der Kaiser ist unmittelbarer Sohn des Himmels, und als solchem liegt ihm allein ob,

die Gesetze des Himmels zu ehren, die übrigen Menschen aber haben ihn, den Kaiser, zu ehren.

Die Mitte bildet, nach chinesischer Vorstellung, im Weltall den Halt. Deßwegen ergeht an die Herrscher immer und immer der Ruf, in dem Festhalten an der rechten Mitte das vom Himmel den Herzen der Menschen eingeprägte Maß zu beobachten. Diese Vorstellung steigert sich dann endlich zu dem überstolzen Selbstbewußtsein hinauf, China sei die Mitte des Weltkreises, und da in derselben der Kaiser der Zentralpunkt ist, so sammeln sich natürlich in ihm, als dem Brennpunkt, alle Strahlen des Lebens.

So muß also als Urprinzip des chinesischen Religionssystems, welches indessen auch mannigfaltige Umwandlungen erfahren hat, der sichtbare Himmel, und, als dessen unmittelbarer Repräsentant, der Kaiser festgestellt werden. Als untergeordnete Prinzipien oder als Untergötter werden hernach die Gestirne, die Elemente und selbst die Berge und Flüsse verehrt. Ihnen werden Opfer dargebracht, so wie auch den vier Weltgegenden und den Manen großer Männer, z. B. denen des Konfuzius. Bei dieser Gelegenheit kann auch bemerkt werden, daß die chinesische Religion eigentlich keiner Priester bedarf. Indem nämlich in ihr das Einssein von Kirche und Staat mit Bestimmtheit ausgesprochen ist, so muß mit Recht gefolgert werden, daß jede höhere Verbindlichkeit in politische Verhältnisse übergehe, und daß der Kaiser und seine Stellvertreter oder Beamte des Kultus warten.

Darin, daß die Chinesen das Maß des sittlichen Lebens für das Maß des Naturlaufes hatten, liegt eines Theils eine tiefe Auffassung vom Verhältniß des Menschen zur Natur, andern Theils aber ein untrüglicher Beweis ungeheuren Dünkels. Weil nämlich die Chinesen an ein persönliches Urwesen nicht glauben, sondern den Kaiser, als persönlichen Repräsen-

tanten des Thiän, vergöttern, so halten sie dasjenige sittliche Gesetz und Maß, welches der Kaiser beobachtet, in der That für das allgemeine Gesetz und Maß der Natur und des Lebens, während sie alle und jede Störung dieser Ordnung für eine unmittelbare Folge ungesetzlicher oder unsittlicher Handlungen des Kaisers halten. Daraus muß denn mit Nothwendigkeit hervorgehen, daß das ganze religiöse Gefühl der Chinesen in eine abgöttische Verehrung des Kaisers übergegangen ist.

Wollen wir schließlich noch der moralischen Grundregeln des chinesischen Religionssystems, wie sie durch Kong-Fu-Tseu theils begründet, theils wieder bethätigt wurden, gedenken, so lassen sie sich folgendermaßen kurz zusammenstellen. Die erste Pflicht ist das ehrerbietige, liebende Verhalten der Kinder gegen ihre Eltern, die zweite die Verehrung der Verstorbenen und Vorfahren, die dritte der unbedingte Gehorsam gegen den Kaiser, die vierte ein gutes, friedliches Verhalten der Geschwister unter einander, die fünfte ein rechtliches Benehmen gegen andere Menschen. Dieß sind die fünf Grundbestimmungen für das Thun der Menschen, es sind dieß zugleich die fünf Maßbestimmungen, welche die Vernunft ausmachen. Auf diese Grundlage sind alle Gesetze gebaut, und daraus ist leicht abzusehen, daß die ganze Religiosität der Chinesen sich auf ein Leben beziehe, welches den bestehenden Gesetzen angemessen ist, ohne einer höhern, sittlichen Verpflichtung unterworfen zu sein. Diese Wahrheit führt uns dann auf die betrübende Betrachtung, daß die Tugenden, welche man den Chinesen vorzugsweise zuschreibt, nämlich Friedensliebe, Fleiß und Höflichkeit, im Grunde keine entschiedenen Tugenden sind, indem sie auch bei unedler Denkweise hervortreten können. Dagegen sind ihre Wollust und Völlerei, ihre Habsucht und Falschheit, vor Allem aber ihre gränzenlose Selbstsucht ebenso entschiedene, als herr-

schende Laster. Auch mögen wir uns wohl hüten, auf ihre wissenschaftlichen und poetischen Leistungen ein zu großes Gewicht zu legen; denn die Engherzigkeit ihrer Staatsform gestattet ihnen nicht, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu pflegen, und für den völlig verweltlichten Sinn der Chinesen hat Nichts Interesse, was nicht einen unmittelbaren, materiellen Nutzen gewährt. So mußte es denn kommen, daß ihre Landesgeschichte blos deßwegen kultivirt wurde, um der Nationaleitelkeit zu schmeicheln, oder ihre Künste, um äußerlichen Lebenszwecken zu dienen, und endlich ihre Poesie, um an derselben einen artigen Zeitvertreib zu haben.

Zweites Kapitel.

Indische Religion.

Weit merkwürdiger, großartiger und tiefer, als das vorhergehende System, ist das der indischen Religion und Weisheit, welche wir gleich von vorneherein als „die Religion des phantastischen Ideals" bezeichnen wollen, welche Bezeichnung sich hoffentlich im Verlaufe der Darstellung des Ganzen als nicht unrichtig bewähren wird. Auch wird hier eine mehr ausführliche Darstellung am Platze sein, indem das indische Religionssystem sehr ausgebildet und umfassend ist, und uns die sich immer mehr erweiternde Kenntniß indischer Verhältnisse eine mehr ins Detail gehende Schilderung erlaubt.

Der eigentlichen Betrachtung senden wir einige einleitende Bemerkungen voraus.

„Indien, sagt Fortlage (Gesch. d. Poesie, S. 51), stellt uns ein dichterisches Leben dar, das im freiesten Uebermuth jugendlicher Lebensfülle dahin strömt." Hiemit ist wirklich das

Wesen indischen Lebens entschieden ausgesprochen; denn wer wird es leugnen wollen, daß Indien in der That die wahre Heimat phantastischer Erscheinungen ist. Die Grundfarbe des indischen Volkes ist poetisch, wie die Natur, in welcher es lebt. Ueber letztere allein lassen sich Duzende der anziehendsten Bücher schreiben, und sind auch geschrieben worden. Der vollste Glanz des schönsten Tropenklima's vereinigt sich hier mit den großartigsten Wundern der Schöpfung. Indien schließt die paradiesischsten Auen der Welt nicht minder, als die erhabendste Alpennatur des Erdkreises in sich. Hier strömt wirklich das glühendste Leben aus tausend Röhren, an welche sich die Hindu's mit so kindlicher Vertraulichkeit ansaugen, wie der Säugling an die Brüste der Mutter, und aus welchen sie jene glänzende Frische und Heiterkeit trinken, die über all' ihr Thun und Treiben ausgegossen ist.

Dichterisch, wie die sie umgebende Natur, ist auch das Gemüth der Hindu's, und die Poesie Indien's hat, wofern sie nicht gar die uranfänglichste ist, wenigstens das vor der Poesie aller übrigen Völker voraus, daß sich bei ihr bestimmt nachweisen läßt, auf welch' hoher Stufe und Ausbildung sie schon in den frühesten Zeiten gestanden habe. Diese ihre Dichtkunst ist innigst mit dem Religionssystem der Indier verbunden, und dieses hat an jener seinen ersten und bedeutendsten Haltpunkt. Eine so großartige, die ungeheuerlichsten Vorstellungen umfassende, religiöse Poesie hat kein anderes Volk aufzuweisen. Selbst Dante's*) erd- und himmelumfassendes Gedicht schrumpft zusammen vor einem Ramayana oder Mahabharata**). Durch Erwähnung dieser Poesie aber werden wir auf die Betrachtung der Quellen des indischen Religionssystems hingewiesen.

---

*) Die göttliche Komödie.

**) Zwei indische Heldengedichte.

Die ältesten Religionsurkunden der Hindu's sind die Veda's *). Ihrer sind vorzüglich vier:

1) Der Rich (Lob) oder Rigveda, so genannt von seinem Inhalte, der aus metrischen Lobgesängen auf alle Gottheiten in zehntausend Sloken **) besteht.

2) Yajush (Opfer) oder Yajuveda enthält in sechsundachtzig, in Prosa geschriebenen, Abschnitten die bei den Opfern zu beobachtenden Zeremonien und Uebungen.

3) Der Saman (Lied) oder Samaveda enthält Gebete, die in lyrischen Weisen verfaßt sind, und nicht gelesen, sondern blos gesungen werden. Dieses Buch wird für das heiligste von allen gehalten.

4) Der Atharvan oder Atharvaveda begreift ebenfalls eine Sammlung von mehr als siebenhundert Lobgesängen in sich.

---

*) Veda heißt eigentlich das Wissen, bedeutet jedoch im weitern Sinne alles Geoffenbarte, und so werden alle heiligen Bücher der Hindu's mit diesem Worte bezeichnet. Ausnahmsweise werden aber unter dem Begriff Veda's die vier ältesten Religionsurkunden verstanden, welche, nach dem Glauben der Hindu's, von Brama selbst herrühren, und nicht nur dem religiösen, sondern dem indischen Leben überhaupt zur Grundlage dienen.

**) Die Sloke ist die den Indiern eigenthümliche Versart. Sie soll von Valmiki, dem Dichter des Ramayan, erfunden worden sein und bildet folgendes Schema:

⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — — — — | ⏑ — — ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — — — — | ⏑ — — ⏑

Dem Fürsten Heil der Einsiedler, jenem Büßer in sel'gem Glanz,
Aller Weisheit Besitzherren, ihm, Valmiki, dem Seher Heil!
Sie, die stets Rama, Rama singt, Süßes mit süßem Klange sagt,
Geschwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Valmiki's Nachtigall!

Anfang des Ramayana, übers. v. Fr. Schlegel.

Diese Veden werden häufig auch mit dem Namen Sruti *) bezeichnet, und daher rührt es, daß, wie schon berührt worden, die Hindu's die Entstehung ihrer Religionsurkunden dem Brama selbst zuschreiben, der dieselben in uralten Zeiten mehreren Weisen in eigener Person vorgetragen, welche Sage sich in entstelltem Sinne auch zu den spätern Griechen verloren hat, wie sich darüber z. B. bei Suidas die Stelle findet: Der König Brachman schrieb die Gesetze der Brachmanen und die Staatsverfassung seiner Nation in der Sprache derselben.

Die Veden sind natürlich weder von einem und demselben Manne verfaßt, noch in einem und demselben Zeitalter entstanden, was durch scharfsinnige und kompetente Richter **) unwiderlegbar nachgewiesen worden ist. Es ging mit diesen heiligen Urkunden der Hindu's unstreitig eben so, wie mit ähnlichen Schriften anderer Völker. Sie wurden durch spätere Einschiebsel entstellt, durch verfeinerte, gekünstelte Anhängsel verunreinigt, und je nach den umfassender werdenden Bedürfnissen der sie beaufsichtigenden Priesterkaste ausgedehnt und vermehrt, woraus hervorgeht, daß man bei Benützung derselben zum Behufe indischer Religionsstudien äußerst vorsichtig zu Werke gehen muß. „Das richtige Auffassen der indischen Religionsbegriffe," sagt ein ausgezeichneter Autor ***), „ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden, und je reichlicher hier die Quellen fließen, um so mehr gleichen sie am Ende den mächtigen Strömen Hindostan's selbst: sie gleiten anfänglich einfach dahin, wie in den ursprünglichen Lehren der älteren Schriften, werden aber nach und nach wilder in den

---

*) „Das durch Offenbarung Gehörte".

**) Besonders durch den Engländer Colebrooke.

***) P. v. Bohlen, auf dessen ausgezeichnetes Werk: „das alte Indien, Königsberg 1830", wir hiemit Jeden verweisen, der sich eine ausführliche und genaue Kenntniß Indien's erwerben will.

Urkunden zweiten Ranges, oder den Heldengedichten und den unzähligen Purana's (d. h. alte Schriften); gestalten sich wieder anders in den verwickelten Systemen der Philosophen; noch anders in der reichverzweigten, volksthümlichen Götterlehre einer spätern Zeit, und endlich anders in den Zeremonien und Gebräuchen des Kultus aller Jahrhunderte.

In den Urzeiten, welche für die historische Kenntniß unzugänglich sind, in jenen Zeiten, als sich der indische Stamm von den ihm verwandten Menschengeschlechtern trennte und durch die nordwestlichen Engpässe des Himalaya in die Thäler und Ebenen sich herabwandte, konnte er nur diejenigen religiösen Begriffe mitbringen, welche wir bei allen halbrohen Völkern gewahren, nämlich einen nur sehr wenig veredelten Fetischmus (Verehrung der Natur). So darf denn angenommen werden, daß in Hindostan ursprünglich der Sabäismus (Sternendienst) herrschend gewesen sei, wie dieß aus den ältesten Stücken der Veda's zu erweisen ist, indem diese einfache Hymnen an Sonne, Mond und Sterne enthalten. Hauptsächlich ward die Sonne verehrt, und noch in unsern Tagen existirt in Indien ein Stamm, die Sauras, welcher einzig die Sonne anbetet. Dieser Sabäismus, dem sich die Vergötterung der Naturkräfte überhaupt anschloß, mußte natürlich dem Polytheismus (Vielgötterei) den Weg bahnen. Aber diese Göttervielheit wurde am Ende dennoch wieder auf ein Urwesen zurückgeführt, und so sind wir bei dem, was eigentlich das indische Religionssystem genannt wird, angekommen.

Brahm ist die ungetheilte Substanz (das Absolute). Aus Brahm geht Alles hervor, Götter, Welt und Menschen *). Dieses Urwesen (Brahm, Atma, die athmende Seele) ruhte

*) Hegel in der Religionsphilosophie.

schweigsam, in sich versunken, über dem Unerschaffenen, und sein erstes Wort war das Schöpfungswort. Jetzt entsteht, zuerst im Wasser schwimmend, die Welt, das Feuer befruchtet sie, Maya, das erste Weib, erwacht, die natürliche Sehnsucht, das Verlangen, sich anzuschmiegen, zu ergießen, die Liebe wird personifizirt, Gott und die Liebe werden Eins und erzeugen die Welt.

Brahm, das Urwesen, offenbart sich in drei absoluten (unbedingten) Grundwesen, woraus das berühmte Dreieinigkeitssystem der Indier hervorgeht. Brahm heißt das Trimurtis, d. h. das Dreigestaltige, und seine drei Offenbarungen sind folgende:

1) Brama (Brahmâ) ist die männliche Schöpferkraft des Höchsten (Brahm's), und führt als solche die Namen: Pitamahas (Urvater), Prajâpatis (Herr der Wesen), Dhâtra (Schöpfer). Er ist der Schöpfer, und ihm entspricht alles belebende Licht. Da nun aber der Akt der Schöpfung vorüber ist, so hat er keine Tempel und Altäre. Indessen wird er von allen Sekten gemeinschaftlich als das Höchste anerkannt. Vorgestellt wird er mit vier Gesichtern, um seine Allwissenheit, und, gleich den andern Göttern, mit vier Händen, um seine Macht anzudeuten. In der einen Hand hält er ein Zepter, in der zweiten einen Ring (Sinnbild der Ewigkeit), in der dritten hält er die Veda's, und die vierte ist offen ausgestreckt, um anzuzeigen, daß er immer bereit sei, seinen Geschöpfen Gutes zu gewähren *).

Brama's Farbe ist die rothe, denn er stellt ursprünglich

*) Offene Hände sind nicht nur bei den Indiern und Aegyptern ein Symbol der mittheilenden Güte, sondern auch bei den Urnationen Nordamerika's.

die Sonne vor, auf welche am Ende die ersten und ältesten Gottheiten aller Götterlehren zurückgeführt werden können. Seine Gattin ist die Göttin der Weisheit, Vâch, die, als Urvernunft, schon bei der Weltschöpfung zugegen war, und alle Künste und Wissenschaften unter ihre Obhut nimmt. Zu bemerken ist noch, daß die gewöhnliche Vorstellung Brama aus der heiligen Lotosblume ans Licht treten läßt.

2) Vischnu (Vishnus) stellt, als zweite Offenbarung des Urwesens, als Luft und Wasser gedacht, den Geist Gottes (den Durchdringer) dar, der entweder ruhend oder in Thätigkeit ist. Im letztern Falle reitet er auf dem windschnellen Garuda (Adler oder Geier?), und wenn die ungeheuren Stürme über die Ebenen fahren, so ist es Vischnu, der vorüberbraust, um allem seinen reichen Segen zurückzulassen. Er begibt sich sodann auf einen Gipfel des Berges Meru, wo sein Paradies (Vaikuntha, das Schmerzenlose) sich befindet, welches die maßloseste Einbildungskraft nicht herrlicher und reicher auszuschmücken vermöchte. Hier beginnt nun der Schlaf des Vischnu, oder sein schlafähnliches, tiefes Nachdenken, welcher Zustand vier Monate dauert, und in welchem er vorgestellt wird auf einem Blatte des indischen Feigenbaumes, als bewegende Kraft der Schöpfung, auf dem Wasser flutend, und als endlose Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Am Ende des vierten Monats erwacht Vischnu wieder, und seine Gattin, die segenspendende Sris oder Lakshmi, wird dann thätig, ihre Gaben zu vertheilen.

Vischnu wird von seinen Anhängern durch mancherlei Darstellungen verherrlicht. Seine gewöhnlichsten Attribute sind: Die Meermuschel (sankha), der Diskus (chakra), die Keule (gadà). Sein vornehmstes Symbol, als Wasser, aber ist ein Dreieck, mit der Spitze nach unten gerichtet (▽) oder eine

perpendikulare Linie. Der Namen des Gottes sind unzählig viele, vornehmlich wird er indessen Haris genannt.

3) Siva (Sivas d. h. der Verehrungswürdige), ist die dritte Offenbarung Brahm's und führt die Namen Isvaras (Herr), Sthanus (der Ewige), Rudras (der Fürchterliche); am gewöhnlichsten aber wird er Mahàdevas (der große Gott) genannt. Vischnu selbst erkennt den Siva als den Erstgeborenen der Götter, doch ohne demselben dadurch eine besondere Obmacht einzuräumen, und die in den heiligen Büchern festgesetzte Ordnung ist ein für allemal: Brama, Vischnu, Siva. Siva bezeichnet im allgemeinen Sinne das Feuer, welches mit der Natur (Bhavâni) Alles erzeugt, aber zugleich auch Alles verschlingt. Die Farbe Siva's, des Fürchterlichen, ist schneeweiß, und sein Hauptsinnbild ein Dreieck mit der Spitze nach oben (△), die Flamme bezeichnend. Gewöhnlich wird auch er vierarmig dargestellt. Dann aber hat er auf der Stirne ein drittes Auge, welches ihm den Beinamen Trilochanas (der Dreiäugige) gibt, und seine Allwissenheit in der dreifachen Welt: Himmel, Erde und Unterwelt bedeuten soll *). Auch führt er einen Dreizack. Als Berggott wohnt er auf Bergen, vermählt mit der Berggöttin Pârvâti. Sein Paradies befindet sich auf einer der Spitzen des Himmelaya, wo Siva, von seligen Büßern und himmlischen Sängern und Tänzerinnen, den Gandsarven und Apsarasen, umgeben, thront. Sein Haupt reicht bis an die Atmosphäre, auf der Stirne trägt er den Halbmond, und aus seinen Haargeflechten strömt die heilige Ganga (der Ganges) herab. — Gleich der Natur des Feuers ist die des Siva eine doppelte, eine schaffende und eine zerstörende. Als Attribute in ersterer Beziehung führt er: die

*) Wodurch er mit dem πολυόφθαλμος (vieläugigen) Osiris der Aegypter, und mit dem römischen Jupiter trioculus zu vergleichen ist.

Schlange (das Sinnbild der Erneuerung), den Stier, den Linga (Geschlechtsglied); in letzterer aber: die Keule, Bogen und Pfeil, eine Schlinge und eine Halskette von Schädeln. Bei dem Untergange der Welt durch Feuer bläst er die schreckliche Muschel Sankha, unterliegt aber, wie alle Götter, der allgemeinen Zerstörung (mahàpralaya), die unter dem gräßlichen Bilde der Kâla oder der Zeit dargestellt wird.

Dieß sind die drei Personen der indischen Dreieinigkeit: Schöpfer, Erhalter und Zerstörer.

Die indische Religion umschließt aller Wahrscheinlichkeit nach die erste, uranfänglichste Dreieinigkeitslehre, welche, weit früher als die christliche entstanden, durch die aus orientalischer Weisheit schöpfenden Kirchenväter auch auf unsere Religion übertragen scheint. Dort aber spricht sie sich in der aus der Natur geschöpften Lehre weit sinnlicher aus, als da, wo Vater, Sohn und Geist unverhältnißmäßig schwerer für Verstand und Glauben in Eins zu schmelzen sind, als die in der Natur liegenden Begriffe eines Schöpfers, eines Erhalters und Zerstörers.

Brama's Entstehung wird von den heiligen Urkunden der Indier sehr verschiedenartig erzählt. Nach einer dieser Mythen ist er ein Sohn Brahm's und der Maya; eine zweite läßt ihn aus einem Ei entstehen, das goldstrahlend auf der Oberfläche der Ur-Wasser schwebte, und eine dritte endlich läßt ihn aus dem Kelch einer aus dem Nabel des schlafenden Vischnu wachsenden Lotosblume emporspringen. Nach seiner Geburt begann er seinen göttlichen Beruf durch die Erschaffung der Materie (körperlicher Stoff oder Dasjenige, was den Raum erfüllt), der Elemente, des Geistes- und Sinnes-Vermögen. Dann gab er sein Haupt, seine Arme, seine Hüften und seine Füße den vier Kasten: den Bramanen, den Kschetria's, den Winschia's und den Schudra's. Aus

den vier genannten Gliedern seines Körpers sind die genannten vier Kasten entsprungen. Die fünfte Kaste, die Paria's, stammen nicht von Brama. Doch davon später. Auf Antrieb des Ewigen (Brahm's) verfaßte Brama sodann die Veda's, und nachdem seine Mission hundert Jahre gedauert, kehrte er in die Unendlichkeit Brahm's zurück. Diese Dauer seiner Sendung könnte, wenn man die Ungeheuerlichkeiten indischer Zeitrechnung bedenkt, auf den ersten Blick als keine lange erscheinen, aber die Sache verhält sich folgendermaßen: Brama brauchte zu seiner Mission hundert Jahre, jedes zu 365 Tagen. Jeder Tag Brama's aber besteht aus 1000 Sadrijugams, davon ein jedes 4 Jugs hat, welche, unter sich verschieden, zu 4, 3, 2 und 1,000 Götterjahren, zusammen die Summe von 4,320,000 menschliche Jahre betragen, woraus sich der monströse Zeitraum von 158 Billionen und 680,000 Millionen ergibt, welches dann mit eben so lang dauernden Nächten 317,360,000,000,000 Jahre ausmacht.

Die Verehrung Brama's war vielleicht die Urreligion der Erde. Die Lehren des Bramaismus sind erhaben und frei von aller Götzendienerei. In den Veda's stellen sich die Vorschriften einer trefflichen Sittenlehre dar. Der wahren, innern Andacht und Herzenserhebung wird hier der Rang über allen äußern Schein eingeräumt, und Tugend und Glauben zur Bedingung künftiger Seligkeit gemacht. Längst aber ist der Kultus des Brama erloschen, und der des Vischnu und Siva an dessen Stelle getreten. Nur eine wichtige Idee des indischen Religionssystems knüpft sich fortwährend an Brama, nämlich die Idee des Weltuntergangs. Nach jedem Sadrijugam, also nach je 4,300,000 Jahren, geht die Erde unter, und nach je tausend solcher Sadrijugam's (also je nach einem Tag Brama's) schläft er ein. Dann wird die ganze Welt vernichtet, die große Zerstörung (Mahâpralaya) ergeht, und mit ihr sinken

auch die Götter, Genien und Gestirne in das Nichts. Die obersten Götter aber schlummern während dieser Nacht in Brama, und mit seinem Erwachen belebt sich Alles wieder. Die Mahâpralaya kann nicht schrecklicher dargestellt werden: Ihr kolossales Bild ist schwarz von Farbe, sie hält ein Schwert und die Rolle des Schicksals in der Hand, während ganze Städte auf ihrer Zunge zum Verschlingen bereit liegen. Auch die drei obern Götter erliegen endlich dem Scheusal, und Brama's Tod gibt dann das Signal zu allgemeiner, unwiederbringlicher Vernichtung. Zuletzt verschlingt die Mahâpralaya oder Kâla sich selbst, und Nichts bleibt übrig, als die ewige Wesenheit Brahm's.

Vischnu, der Durchdringer, Erhalter, genießt in Indien sehr ausgebreitete Verehrung. Er ist als Alles durchdringendes Wesen, als Weltseele, von großer Wichtigkeit, besonders aber muß noch seiner Inkarnationen (Menschwerdungen) gedacht werden. Diese Menschwerdungen sind in wahrhaft sittlich-religiösem Sinne aufgefaßt. Vischnu kommt von Zeit zu Zeit in die Welt in verschiedenen Gestalten, bald als Thier, bald als Mensch, wenn die Tugend dahingeschwunden und das Laster mächtig geworden ist, um dann das letztere zu überwinden und die erstere wieder herzustellen. Solcher Menschwerdungen sind zehn. Neun derselben gingen bereits vorüber, die zehnte aber wird noch erwartet. In dieser soll Vischnu als Vollender und Heiliger der Menschheit auftreten.

Siva, der fürchterliche Zerstörer, ist nach der Meinung seiner sehr zahlreichen Anhänger der oberste Gott nach dem Urwesen Brahm. Siva's Dienst ist ebenso grausam, als wollüstig, und ihm zu Ehren werden in den indischen Tempeln die vielen Dewedaschie's gefeiert, Feste, wobei die unzüchtigsten Handlungen, nach dem Takt der skandalösesten Lieder, öffentlich verübt werden, indem diese Schändlichkeiten als dem Gott

sehr wohlgefällig angesehen werden. Besonders berüchtigt ist in dieser Beziehung das Sivarartifest, wobei Siva als die personifizirte Zeugungskraft verehrt wird *).

Außer den abgehandelten drei Hauptoffenbarungen des Urwesens Brahm strömten noch eine unendliche Menge kleinerer Wesen, alle göttlicher Natur, aus demselben hervor. Unter diesen stehen die acht Behüter der Welt oben an: Indra, der Gott der Luft und König der guten Genien; Agni, Beherrscher des Feuers; Waruma, Gebieter des Wassers; Yama, Herrscher der Unterwelt; ferner: Pawana, Kuwera, Suryа, Sana.

Die Planetengeister sind: Ciowa (Mars), Buddha (Merkur), Bramhaspati (Jupiter), Schukra (Venus), Schani (Saturn) und Ragu und Kadu, welche Sonne und Mond bedecken, wenn sie verfinstert werden. Auch werden gewöhnlich von den acht Behütern der Welt Surya und Sana, als Sonne und Mond, hieher gezogen.

Ferner gibt es noch eine große Menge göttlicher Genien, Diw's, wie z. B. Lakschni (Göttin der Schönheit), Prithiwi (Göttin der Erde), Lohsind (Göttin des Meeres), Kamadeva (Liebesgott), welch letzterer in besonderem Ansehen steht.

Noch wilder, ausschweifender zeigt sich die Phantasie der Indier in der Vorstellung von einer Menge untergeordneter Gottheiten, deren unzählig viele sind, die als ganze Jahrhunderte hindurch fortlaufende Dynastien von Kindern der Sonne, des Mondes u. s. f. theils höhern, theils niedrigeren Ranges sind, als die eigentlichen Diw's. Da gibt es Bramadika's, Rischi's, Sura's, Deva's, Danava's, Asura's, Daitya's, Rudra's, Vasava's, Gandharva's, Apsarasa's, Yakssa's und dergleichen noch eine Menge.

*) Siehe Vollmer's mythol. Lexikon. S. 1423.

Sie alle wohnen in Indra's Himmel, Freuden spendend und genießend. Dann kommen noch männliche und weibliche Riesen, Zwerge, Affen, Schlangen und Elephanten, kurz eine phantastische Unzahl der wunderlichsten Geschöpfe vor, und das summt und schwirrt, und tollt und tanzt, und schwebt und fliegt, und neckt und scherzt gar bunt durcheinander, so daß einem Hören und Sehen vergeht. Wir athmen in der indischen Götterlehre durchaus eine forcirte Treibhausluft, tausend Streiflichter blenden uns, und der Duft unnennbar üppiger Pflanzen und Blüthen umnebelt unsere Sinnen. Wo wir hinblicken, erscheint uns ein buntscheckiges Gestaltengewühl, aus dem sich dann plötzlich die Gebilde ins Ungeheure, Unbegreifliche und Undenkbare ausdehnen, und unserer armen Vernunft spotten, die sich umsonst sie zu erfassen müht.

Die Grundlage aller religiösen Verhältnisse der Indier ist die Kasteneintheilung, wie sie von Brama hergeleitet wird. Wir haben bereits gesehen, daß diese Kasten die Bramanen (Priester, Schriftgelehrte, Astrologen), die Kschetria's (Fürsten, Krieger), die Waischi's (Landbesitzer und Kaufleute) und die Schudra's (niedere Gewerbe Treibende) sind. Die Paria's bilden eigentlich keine Kaste, sondern sind der Auswurf und Abscheu des Menschengeschlechtes. Freilich stehen Kschetria's, Waischi's und Schudra's im Gegensatz zu den Bramanen nur in geringem Ansehen. Wollte z. B. ein indischer Krieger oder Fürst die Tochter eines Bramanen freien, und wäre der letztere auch der ärmste Tropf, so würde er sich dennoch durch solch ein Ansinnen beschimpft glauben, denn nur ein Bramane ist würdig, eine Bramanin zu ehelichen. Ein Bramanenmord ist etwas Unerhörtes und kann auf keine Weise gesühnt werden. Die Bramanen wußten ihre Stellung wohl zu nutzen, und früher war ihr Einfluß unbeschränkt. Auch jetzt noch genießen sie der allgemeinen Verehrung und der größten

Vortheile. Die Einkünfte der Pagoden (Tempel) fallen ihnen anheim, und die dazu gehörigen Ländereien sind ihr Eigenthum. Nur sie dürfen das Innere der Heiligthümer betreten, und an einem solchen Heiligthum leben oft Tausende von Bramanen, welche, unter einem Oberbraman stehend, ein munteres Leben führen. Sie bevölkern die Pagode mit den reizendsten Bayaderen (Freudenmädchen, Tänzerinnen), welche sich bis zu ihrem sechszehnten Jahr ausschließlich den Bramanen hingeben, dann aber den Fremden sich überlassen, und den Erwerb, welcher nach indischen Begriffen durchaus nichts Schmachvolles hat, der Pagode abgeben, zu welcher sie gehören.

Eine fernere Grundidee indischer Religion ist der Gedanke einer fortwährenden Erneuerung der Menschheit, welcher Gedanke die ältern Hindu's auffordert, stets freiwillig einer jüngeren Generation Platz zu machen. Daher rührt die Erscheinung der unzähligen Opfer, welche gealterte Personen den heiligen Flüssen Ganges und Bramaputr durch freiwilliges*) Versenken in ihre Wellen, darbringen, ein Experiment, welches auch oft mit Kranken vorgenommen wird. Aus der nämlichen Quelle sind auch die bekannten Selbstverbrennungen der Wittwen abzuleiten, denn da, um geehlicht zu werden, von den Weibern stets Jungfräulichkeit gefordert wird, was sollte man da noch mit den Wittwen anfangen? Auf diese und noch viele ähnliche Weisen ist immer für eine kräftige, jugendliche Generation gesorgt, welche dann durch dieselben Götter, denen die Väter geopfert wurden, zur Mitwirkung an der Fortpflanzung und Vermehrung des Menschengeschlechtes aufgeopfert wird.

Wenden wir uns zu dem Kultus der Indier, so wird sich

---

*) Jeder auf diese Weise freiwillig Sterbende glaubt unmittelbar zur Anschauung des Ewigen zu gelangen.

das Wesen desselben folgendermaßen kurz andeuten lassen. Hauptpunkte der Gottesverehrung sind: Gebet, gute Werke und Buße. Letztere, die Buße, hat sich zu einer asketischen Verzückung ausgebildet, wie sie nur hier zu treffen ist. Die heilige Büßerkraft ist die stärkste und überwindet Alles. In den uralten Heldengedichten der Indier beugen sich Götter, Halbgötter, Ungeheuer und Heroen vor der frommen Büßerkraft, und der Spiritualismus (die reine Geistigkeit) feiert hier seine ungeheuersten Triumphe. Sogar heutzutage noch suchen die heiligen Einsiedler und Büßer (Jogi) solchen wundersamen Bußwerken sich zu unterziehen, und die Wunderdinge, welche man sich von ihren büßenden Leistungen erzählt, sind kaum glaublich. Was die Ausübung des Kultus betrifft, so ist dieser prachtvoll und imposant. Da werden Feste gefeiert, unbeschreiblich rauschend, üppig und dem reizendsten Sinnengenuß fröhnend. Wallfahrten machen einen hervorstechenden Theil der Gottesverehrung aus, besonders das Besuchen der Gangesquellen, und sodann wird als göttliches Gebot bei Begehung der Festlichkeiten besonders immer die Verdienstlichkeit reichlicher Spenden an die Bramanen hervorgehoben.

Rücksichtlich indischer Sittenlehre muß darauf hingewiesen werden, daß die Lehrsätze derselben manche Aehnlichkeit mit einigen der unsrigen haben. Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Verschwiegenheit, Redlichkeit, Geduld, Wahrhaftigkeit, Mitleid, Gastfreiheit werden als die vornehmsten Tugenden angesehen. Zur Erlangung der Seligkeit ist insbesondere auch nöthig: häufiges Baden, wo möglich im Ganges, Kasteien, Fasten, beschauliche Betrachtung. Als größte Verbrechen werden angeführt: Blutschande mit der Mutter, Trinken berauschender Getränke, Bramanenmord, — alle unsühnlich zur Verdammniß führend. Verbrechen leichterer Art sind: Schlagen seines Lehrers, Blutschande mit der Schwester, Verweigerung erbetener

Gastfreundschaft. Sonst stimmen, wie schon gesagt, sehr viele ihrer sittlichen Gesetze mit den unsrigen überein.

Hiemit glauben wir das Wesentlichste über das indische Religionssystem gesagt zu haben, und erlauben uns schließlich, das Gesagte mit den Worten eines neueren Gelehrten *) folgendermaaßen zusammenzufassen:

Die indische Lehre ist Ein- und Allgötterei **). Jede Naturkraft hat ihre Repräsentanten in einer personifizirten Idee, jede dieser Personen oder Ideen versenkt sich wieder in Gott. Er ist Alles in Einem, und Eines in Allem; er ist die Welt, die Natur, und Natur und Welt sind der allgegenwärtige Schöpfer, dessen Offenbarung die Natur ist. Die indischen Weisen sahen den Wechseleinfluß aller wahrnehmbaren Dinge auf einander, sahen das ewig fortzeugende, erhaltende und zerstörende, aber unaufhörliche Wirken der Natur, sahen aus den verwes'ten Thieren Pflanzen und andere Thiere, und aus den verwes'ten Pflanzen wiederum Thiere und andere Pflanzen entstehen, und dem feingebildeten Sinn war eine rohe Erklärung durch Saamenkorn, Dünger, befruchtende Feuchtigkeit und erweckende Wärme zu grob; es entstand aus diesen Beobachtungen die Idee der Wanderung aus einem Körper in den andern, die Idee der Seelenwanderung (Metempsychose). Diese Idee bildete sich immer weiter und schöner aus: Der Sohn ist eine Wiedergeburt des Vaters, darum können auch durch seine guten Handlungen die bösen des Vaters gesühnt werden. Ein Versinken in die Nacht und ein Emporstreben zum Licht findet überall statt; darum fallen Geister, Genien und Menschen, aber sie Alle werden sich wieder zum Lichte wenden und im Himmel vereinigen.

---

*) Vollmer, S. 936.

**) Monotheismus und Pantheismus.

Dieses endliche Gelangen zum reinen Aether ist der glänzende Schlußstein des indischen Religionsgebäudes. Bevor aber die Seele, nach abgenutztem und beschmutztem Gewande ein neues anzieht, erscheint sie erst vor dem Todtenrichter Yamas, um das Verzeichniß ihrer Thaten anzuhören und darnach gerichtet zu werden. Hierauf harren der Bösen die Peinen der Hölle, der noch nicht unrettbar Verdammten reinigende Strafen (das Fegefeuer), der Guten aber Indra's Himmel, dessen Pracht glänzender und mit noch glühenderen Farben geschildert wird, als die von Mahommed's Paradies. Aber in Indra's Himmel wird nicht, wie in jenem, der Sinnlichkeit gefröhnt, sondern die Seligen sind hier ganz in heilige Verzückung und in das Anschauen des Ewigen versunken*).

Drittes Kapitel.

Buddhaismus und Lamaismus.

Um das Jahr 1000 (nach Einigen um 2000 und wieder nach Andern um 600) vor Christus wurde Buddha geboren, um, als ein Ausfluß Brama's oder als neunte Menschwerdung Vischnu's, den Bramaismus auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen, den schroffen Unterschied der Kasten zu vernichten und die Frommen und Guten über die Reichen und Mächtigen zu erheben. Buddha's Ursprung ist vom fabelhaftem Dunkel umgeben, aus welchem sich etwa folgende Mythen hervorheben lassen. Buddha verläßt, um seine Lehre zu ver-

*) Wie sehr in diesem Begriffe von Seligkeit indische und christliche Vorstellungen harmoniren, braucht nicht erst angedeutet zu werden.

kündigen und die Wahrheit derselben durch sein Leben zu bewähren, den hohen Göttersitz Dambra Togar in Gestalt des Elephantenkönigs Aradschawardara, und kommt auf das Land Mayada, das Mittelreich Indien's herab. Hier bezieht er, in Gestalt eines fünffarbigen Strahles, den Mutterleib der Maha Maja, der Gemahlin des Königs Ssodani, und wird dann von ihr als Buddha geboren. Als Königssohn genießt er nun eine treffliche Erziehung. Sechszehn Jahre alt geworden, vermählt er sich mit der Jungfrau Buniga, welche ihm einen Sohn, Raholi, gibt. In seinem dreißigsten Jahre entschließt sich Buddha, ein büßender Einsiedler zu werden. Da erschienen aber vier große Geisterkönige, Maharadschi Tägri, und tragen ihn durch die Luft zum allerheiligsten Tempel, woselbst er sich mit eigener Hand die Haare abschneidet, und dadurch zum Priester weiht. Als solcher lebt er nun sechs Jahre an dem Fluß Narandsara. Nach Verfluß dieser sechs Jahre aber beschließt er, ein Heiliger zu werden, beschaut und prüft sein Gemüth, und bleibt sieben Tage, ohne sich zu bewegen oder Nahrung zu sich zu nehmen, in seinem Garten sitzen. In der letzten Nacht fällt ihn ein unzähliges Heer böser Geister an, allein er besiegt sie alle durch die von ihm ausgehende Gotteskraft. Am folgenden Tage wird er dann, fünf und dreißig Jahre alt, auf die höchste Stufe der Heiligen erhoben, als ganz vollendeter Gott, dem aus diesem Zustande kein Rückfall mehr möglich ist. Jetzt beginnt seine Thätigkeit erst recht, und fünf und vierzig Jahre hindurch beschäftigt er sich ununterbrochen mit der Auslegung und Verbreitung seiner Lehre. Endlich, achtzig Jahre alt geworden, verließ er seine irdische Hülle. Vor seinem Ende hatte er noch prophezeit, daß seine Religion fünftausend Jahre bestehen, daß aber nach Verfluß dieses Zeitraums ein anderer Buddha erscheinen werde, unter dem Titel: Maitreya. Unter

seinen Schülern war ihm vor Allen Mahakaya lieb gewesen, und diesem hatte er vor seinem Tode den ganzen Inbegriff seiner Lehre enthüllt, weßwegen denn dieser Mahakaya der erste Heilige oder Patriarch der Buddhareligion wurde. Er hinterließ die Geheimnisse des Glaubens dem Amauta, und so entstand eine Reihenfolge von drei und dreißig Patriarchen, welche mit dem Inhalte der Lehre und Religion des Buddha vertraut waren.

Mit dem acht und zwanzigsten dieser Heiligen, welcher Bodhidhorma hieß, hatte die Lehre Buddha's in Indien von den Bramanen Vieles auszustehen, und diese, deren Interessen die buddhistische Lehre schnurstracks entgegen arbeitete, ruhten nicht, bis sie aus Indien verdrängt war. Der neun und zwanzigste Patriarch war ein Chinese, so wie auch die vier folgenden. Der letzte starb im 713 nach Christus, nachdem er in der Mongolei eine erbliche Großpriesterwürde gegründet hatte.

Nach dem Gesagten ist also der Buddhadienst von Indien ausgegangen, wird aber in diesem Lande nicht mehr gefunden. Sehr frühe verbreitete er sich aber in die angränzenden Länder, nach China, der Mongolei, Tibet, Birma, Ceylon, Kaschmir, Afghanisten und auf die Inseln des indischen Archipels. Daß der Buddhadienst besonders auf letzteren sehr verbreitet gewesen sei, kann man deutlich aus den vielfachen Ueberbleibseln von Buddhatempeln auf der Insel Java ersehen. In unsern Tagen herrscht diese Lehre vorzüglich noch auf Ceylon, der schönen, großen Insel im indischen Ozean.

Unterwerfen wir jetzt die Lehre Buddha's einer genaueren Betrachtung.

Es erkennt der Buddhaismus kein ewiges, unerschaffenes Wesen, keine Schöpfung und also auch keinen Schöpfer. Ewige, unabänderliche Naturgesetze regieren das Weltall, und diesen

Gesetzen gemäß ist die Welt in ihrer jetzigen Form und Gestaltung aus dem Nichts (Leeren) hervorgegangen. Die Welt führt den Namen „Zerstörung und Wiederherstellung" oder „Tod und Wiedergeburt." Von ihrer Entstehung schreibt sich alles und jedes Uebel her, und die höchste und einzige vollkommene Seligkeit läßt sich nur durch ein allmäliges Zurückgehen in das Nichts erlangen. So ergibt es sich denn, daß das Gute unter dem Bilde des Todes, das Böse aber unter dem Bilde des Lebens vorgestellt wird, oder, was dasselbe ausdrückt: Das Gute ist das Nichts, das Böse das Etwas. Die Keime des Guten und Bösen nun, das Nichts und Etwas, sind in ewigem Kampfe begriffen. Jedes lebendige Wesen findet Belohnung oder Bestrafung in einem Kreislaufe von Verkörperungen und Wiedergeburten, welche in sechs Stufen zerfallen. Die erste Stufe umfaßt das Reich der reinen Geister, die zweite das der unreinen Geister, die dritte das der Menschen, die vierte das der Thiere, die fünfte das der Ungeheuer, die sechste endlich das der eigentlichen Höllengeister. Alle diese Stufen durchwandelt auf- und abwärts der Sterbliche, bis ihn einst seine Verdienste zu der höchsten, unwandelbaren, siebenten Stufe, zu der Stufe der Buddha's führen. Diese Stufe ist dann endlich über alle Wandelbarkeit erhaben, und läßt weder einen Wechsel noch einen Fehltritt zu. Hier ist auf einen merkwürdigen Punkt des Buddhaismus aufmerksam zu machen, nämlich darauf, daß nicht blos die Menschen, sondern die Gesammtheit der lebenden Wesen überhaupt durch die Religion auf die angedeutete Stufe der Vollendung und Heiligung geführt werden solle. Alle lebendigen Wesen sollen heilige Geister (Buddha's) werden. Wenn aber, während vieler Millionen Jahre, die Schöpfung endlich dahin gekommen ist, so hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht. Dann gehen alle Buddha's in den Einen über, alle Wesen fließen in einem.

einzigen Ich zusammen, und dieses Ich geht dann in seinen Urzustand zurück, es kehrt in das absolute (unbedingte) Nichts zurück.

Fragen wir nun, auf welche Art und Weise sich die also vorgestellte Seligkeit erlangen lasse, so wird uns die Antwort: Dadurch, daß man die Sünde verabscheue und die Gesetze Buddha's streng befolge. Von diesen Gesetzen sind besonders folgende fünf anzuführen:

1. Tödte nicht! keinen Menschen, kein Thier, kurz kein einziges Geschöpf, auch das geringste nicht.

2. Begehe keinen Diebstahl!

3. Raube oder entehre die Gattin eines Andern nicht!

4. Genieße nicht Wein, Opium oder sonstige geistige Getränke!

5. Rede nie Unwahrheit!

Der Sünden sind vorzüglich zehn: Tödten, Stehlen, Ehebrechen, Zanken, Zornigsein, unnützes oder albernes Schwatzen, nach des Nächsten Gut trachten, seines Nächsten Tod wünschen, an falsche Götter glauben.

Unter den Verdiensten des Menschen steht oben an, das Almosengeben; das verdienstvollste Almosen aber ist, das eigene Leben zur Erhaltung des Lebens eines Mitgeschöpfes geben. Wie in Allem, so ist auch hierin Buddha mit seinem erhabenen Beispiel vorangegangen. Es wird nämlich Folgendes von ihm erzählt: Einst traf er auf seinen Wanderungen im glühenden Wüstensande ein halbverschmachtes Krokodil, welches durch eine Ueberschwemmung weit vom Flusse Bramaputr, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, hinweggeführt worden war, und aus Mangel an Nahrung und Wasser eben zu Grunde gehen wollte. Und siehe da, Buddha nahm das Ungeheuer in seine Arme, und trug es vermöge seiner Götterstärke zwei Tagreisen durch die Wüste bis zum Bramaputr,

und da er sah, daß es nicht Kraft genug hatte, sich eine Beute zu erhaschen, hieb er sich sogleich einen Arm ab, gab ihm denselben zu fressen und tränkte das Thier mit seinem Blute. Ja, als das Ungethüm, schnell ermuthigt, seinen Retter angriff, setzte er sich nicht zur Wehre, sondern ließ sich von dem hungrigen Thiere geduldig zerreißen und auffressen. Es versteht sich, daß er nach diesem verdienstvollen Tode wieder erstand, und zwar geläuterter und geheiligter, als er vorher gewesen. Diese Sage ist für das ganze Wesen des Buddhaismus sehr bezeichnend.

Wir haben jetzt gesehen, daß es die Aufgabe der Lehre des Buddha ist, alle Geschöpfe der Seligkeit theilhaft zu machen, ferner, wie diese Seligkeit zu erlangen sei, und worin sie bestehe. Da werden wir denn freilich auf die Betrachtung hingeführt, daß es eine schwer zu begreifende Sache sei, wie der Zweck alles Lebens der sein solle, einmal zu Nichts zu werden, wie es nöthig sein sollte, die höchste Vollkommenheit zu erlangen, um dann vernichtet zu werden. Darauf läßt sich aber in der That weiter nicht Vieles erwiedern, als daß dies wirklich die Lehre der Buddhaisten ist, und daß man dieselben, um ihrer Religion willen, geradezu Gotteslängner nennen kann, indem sie ein allmächtiges Urwesen läugnen, und die Nichtexistenz desselben dadurch zu beweisen suchen, daß sie glauben, die Welt, mit Allem, was auf ihr lebt, werde in Nichts aufgelöst werden, was ja nicht der Fall sein könnte, wenn sie von einem ewigen Urwesen geschaffen wäre, denn dann müßte sie ja ewig sein, wie jenes selbst. Es wird kaum nöthig sein, hinzuzufügen, daß die Buddhaisten bei dieser Beweisführung das zu Beweisende als bereits bewiesenen Grundsatz voraussetzen.

Aus dem Buddhaismus ist der Lamaismus entsprungen und der erstere hat sich zuerst in Tibet und der Mongolei in letzteren verwandelt. Hiebei ist sogleich die irrige Ansicht zu berichtigen, welcher zufolge man gewöhnlich anzunehmen pflegt, der Lamaismus sei abgesonderte Religion der Tibetaner. Diese Annahme ist durchaus falsch, indem der lamaische Kultus sich weit über Tibet hinaus verbreitet hat und in China und Japan, in der Mongolei und Tartarei, in der Halbinsel jenseits des Ganges und im südlichen Sibirien eine Menge von Anhängern zählt. Dagegen muß aber festgehalten werden, daß das Hochland von Tibet allerdings der Mittelpunkt des Lamadienstes ist.

Lama bedeutet „Priester", welcher Titel in dem Lamaismus in den mannigfaltigsten Graden und Rangstufen vorkommt, und endlich in dem Dalai Lama seinen Endpunkt findet. Dieser Dalai-Lama oder richtiger Talai-Lama (d. h. Ozeanslama oder höchster Lama) ist nicht nur das Oberhaupt aller der Lamareligion Zugethanenen, er ist nicht nur der Stellvertreter des Buddha oder Sakjamuni (d. h. des Stifters der Religion), sondern er selbst ist der sichtbare, auf Erden weilende Gott. Dieses Grundprinzip des Lamaismus, welchen wir bereits als einen umgewandelten Zweig des Buddhaismus bezeichnet haben, läßt sich am faßlichsten aus der beiden Religionssystemen eigenthümlichen Lehre von der Seelenwanderung erklären, vermöge welcher angenommen wird, daß die Gottheit, sowie sie den Körper eines (sterbenden) Dalai Lama verläßt, sogleich wieder auf eine übernatürliche Weise in einen andern Körper übergehe, so daß also nur die äußerliche Hülle, nicht aber die innere Wesenheit des Gottes einer Veränderung unterliege. Das Volk glaubt ein- für allemal, der Dalai Lama sei schlechthin unsterblich, nur sein Körper altere, und diesen verlasse er dann, um sogleich in den eines Kindes überzugehen, welches hierauf die Lamawürde erhält, und von der ungemein einflußreichen

Priesterschaft natürlich vom zartesten Alter an zu der von ihm zu spielenden Rolle erzogen worden ist. Diese Rolle ist aber durchaus keine angenehme, indem der Gott, um mich so auszudrücken, von seiner Göttlichkeit nicht den geringsten Genuß hat. In der Nähe der tibetanischen Stadt Lhassa residirt er abwechselnd in zwei Klöstern höchst heilig und unbefleckt, allwissend und allgegenwärtig. Stets liegt er seinen religiösen Pflichten ob, befaßt sich, als reine Offenbarung der Gottheit, nur selten mit den Menschen, lebt im Zölibate, und ist immer von einer großen Menge Priester umgeben. Die Anbetung seiner Verehrer empfängt er mit untergeschlagenen Beinen auf einem Altare sitzend. Nie erhebt er sich vor Jemanden, grüßt Niemanden, entblößt sein Haupt nicht, und legt den Gläubigen blos seine Hand auf das Haupt, wodurch diese von ihren Sünden gereinigt zu werden glauben. Für sein allen Freuden entfremdetes Leben, das mit Fug und Recht ein Kerkerleben genannt werden darf, gewährt ihm die unbegränzte, stumme und abgöttische Verehrung seiner Anhänger nur einen schwachen Ersatz, obgleich, wie man von verschiedenen Seiten her behaupten will, jene Verehrung so weit geht, daß die Exkremente des Dalai Lama von den Gläubigen angebetet oder gar ihren Speisen beigemischt werden. Indessen ist dieser Behauptung in neuerer Zeit vielfach widersprochen worden. So lebt er denn in einem glänzenden Elend, welches in jetziger Zeit, wo er keine politische Gewalt mehr hat, nur um so ertödtender sein muß. Früher war nämlich seine Macht in den weiten Ländergebieten Hochasien's größer und gewaltiger, als die der mächtigsten europäischen Päbste, mit welchen seine Person eine überraschende Aehnlichkeit hat. Er setzte Fürsten ein und ab, und spielte mit Königskronen. Jetzt aber steht er in politischer Beziehung unter der Oberhoheit des Kaisers von China, der ihn in seinem Palast zu Lhassa von einer chinesischen Besatzung bewachen läßt, und Tibet durch einen Nuntius beherrscht.

Auch in religiöser Beziehung sind ihm aus dem, wie im Buddhaismus, so auch im Lamaismus herrschenden, Sektenwesen große Nachtheile erwachsen. Als gewaltiger Nebenbuhler steht nämlich dem Dalai Lama gegenüber der Bogdo-Lama, welcher in Tischi Lumbo, südlich von Tibet, seinen Sitz hat, und von seiner Partei ebenso gut als verkörperter Gott betrachtet wird, wie der Dalai Lama in seinem Gebiete. Dieser Bogdo-Lama kleidet sich, sammt seiner Priesterherrschaft, roth, im Gegensatz zu dem Dalai Lama und dessen Verehrern, welche sich Gelb zu ihrer Leibfarbe gewählt haben. Ein dritter Hauptlama existirt in Japan, dem großen Inselstaate an der Ostküste Asiens, und führt den Titel Dairi. Auch muß eines weiblichen Lama, einer Lamain, erwähnt werden, die auf der Insel Palto oder Schandra ihren Sitz hat. Alle diese machen auf Göttlichkeit Anspruch, d. h. alle halten sich für wirkliche Verkörperungen der Gottheit, werden auch von ihren verschiedenen Anhängern dafür gehalten, und ihre einander schroff gegenüberstehenden Ansprüche erregten vor Zeiten mörderische Fehden. Jetzt aber, da sie ihre politische Bedeutung größtentheils verloren haben, und auf die religiöse beschränkt sind, regieren sie friedlich nebeneinander, jeder in seinem Bereiche. Es geht aber unter den verschiedenen Sekten der Lamaiten eine alte Prophezeiung um, welche verkündet, daß der Bogdo-Lama einst über das Weltmeer nach dem paradiesischen Lande Schambala ziehen, während der Dalai Lama seinerseits alle Lande gegen Westen besiegen werde. Endlich aber werde der Bogdo-Lama über seinen letzten, mächtigsten Nebenbuhler, den Dalai-Lama triumphiren, und dann alle Menschen und Nationen unter seinem göttlichen Zepter vereinigen.

Fassen wir die Betrachtung des Buddhaismus und Lamaismus noch einmal kurz zusammen, so ergeben sich ungefähr folgende Resultate:

Das Grundprinzip, worauf die beiden Religionsformen sich stützen, nämlich dieß Entstehen aus Nichts und dieß Zurückgehen ins Nichts, läßt sich am faßlichsten unter dem Bilde eines Insichseienden, d. h. eines in seinen Anfang Zurückgehenden denken. Es wird in beiden Religionssystemen durchaus ein strenges Abgezogensein von der Welt und ihren Erscheinungen, das Bild eines in sich selbst zurückgezogenen, innerlich seienden Geistes gefordert. Diese Idee versinnlicht am Besten die Bildsäule des Buddha. Er wird nämlich dargestellt ganz in sein Inneres versunken, in nachdenkender Stellung, Füße und Arme über einander gelegt, so daß eine Zehe in seinen Mund zurückgeht, und demnach das Ganze in sich abgeschlossen, an sich selbst saugend erscheint. Fragen wir sodann nach der religiös-sittlichen Aufgabe dieser Religionen, so wird die Antwort lauten: Der Buddhaismus und dessen Zweig, der Lamaismus, hat zur Aufgabe, seine Anhänger anzuleiten, daß sie durch Selbstüberwindung dem Weltübel entweichen und durch Selbstaufopferung auch Andere davon befreien. Es möchte diese Aufgabe auf den ersten Anblick allerdings als eine durchaus nicht verwerfliche erscheinen, bei genauerer Prüfung aber wird ihre Trostlosigkeit sogleich klar werden, denn es läßt sich leicht einsehen, daß die angedeutete Aufgabe auf nichts Anderes hinstrebt, als auf den Zustand der Vernichtung, des Einzelnen sowol, als des Ganzen. Durch fortwährendes Sinnen und Vertiefen in sich selbst soll der Mensch dem Prinzipe der Vernichtung sich annähern, und endlich gleich werden, er soll ohne Gefühl, ohne Neigung, ohne Leidenschaft, ohne Thätigkeit und Handlung sich stets bestreben, dahin zu gelangen, Nichts zu denken, Nichts zu wollen, Nichts zu thun — kurz, Nichts

zu sein. Kann aber dieses die Bestimmung des Menschen sein?

Es kann uns nicht entgehen, daß der Buddhaismus und der aus ihm entsprungene Lamaismus große Aehnlichkeit mit mehrern Lehren des Christenthums hat, ja diese Aehnlichkeit ist so bedeutend, daß die Ansicht entstehen könnte, eines dieser Systeme sei aus dem andern entsprungen. Von buddhaistischer Seite wird nun in dieser Beziehung behauptet, Buddha sei Jahrhunderte oder gar Jahrtausende vor Christus zur Welt gekommen, und Christus habe seine Lehre gekannt und Vieles aus Buddha's edler Duldung und aufopfernder Moral in seine Religion verflochten. Christliche Kämpfer aber leugnen dieses geradezu, und leiten die Aehnlichkeit christlicher und buddhaistischer Sätze aus einer ganz andern Quelle her. Es seien nämlich 700 Jahre nach Christus viele der verfolgten nestorianischen Christen nach Indien, ja selbst nach China gezogen, und hätten dort eine neue christliche Kirche gegründet, die sich in der Folge zum Lamaismus umgestaltet habe. Die Wahrheit ist hier nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Das aber ist gewiß, daß der lamaische Kultus mit dem der katholischen Kirche eine auffallende Aehnlichkeit hat. Wie in der letzteren trifft man auch in Hochebenen von Asien eine vollständig organisirte Hierarchie mit Klöstern (männlichen und weiblichen Geschlechts), Geistlichen der verschiedensten Rangstufen (vom Gylong an bis zum Lama), Schutzheiligen, guten Werken und allen Arten von pompösen Zeremonien, Wallfahrten, Umzüge u. s. f. Auch der Zölibat der Geistlichkeit ist dort Religionssache, und so könnte man in dem besprochenen Religionssystem wol einen ausgearteten Zweig des Christenthums finden. Wer wird aber hier zu entscheiden wagen?

Viertes Kapitel.

Die persische Religion.

China und Indostan, sowie auch Aegypten, stellen sich schon im grauesten Alterthum als stabile Reiche dar, in welchen das Prinzip der Stätigkeit, Unveränderlichkeit vorwaltet. Einen schroffen Gegensatz zu ihnen bildet das alte Persien, welches der Schauplatz immer wiederkehrender Kämpfe ist. Hier begegnet dem Auge des Forschers eine drängende, gährende Masse, die sich in ewigen Gegensätzen gegenübersteht und bekämpft, und hier, in Persien, war schon in den Urzeiten das Gefühl des allgewaltigen Gegensatzes zwischen Licht und Finsterniß lebhaft in das Bewußtsein des Volkes aufgenommen, und gestaltete sich dann mit der fortschreitenden Entwicklung desselben zu der Annahme eines Reiches des Lichtes und eines Reiches der Finsterniß, welche bezeichnet wurden durch die Benennungen Iran und Turan. Diese Scheidung bildet den Grundpfeiler des persischen Religionssystemes, als dessen Stifter oder Erneuerer Zerdusch oder Zoroaster genannt wird, und welches wir nun näher zu betrachten haben. Zuvor aber wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Bibel der Perser, auf den Zendaveſta (d. h. lebendiges Wort) werfen, in welchem, als von Zoroaster herrührend*), die religiösen Vorstellungen der Perser enthalten sind.

Zendaveſta ist der Name der heiligen Bücher, welche die alten Perser von ihrem Religionslehrer Zoroaster erhalten zu haben behaupten, und die vor mehr als 4000 Jahren verfaßt worden sein sollen. Der Zendaveſta besteht aus fünf

*) Was freilich vielfach bestritten wird.

Büchern, welche in der sogenannten Zendsprache geschrieben sind, die, mit dem Sanskrit und dem Gothischen verwandt, im alten Medien gesprochen worden sein soll. Diese fünf Bücher enthalten die Darstellung der Lehren von dem höchsten guten Wesen und dem bösen Wesen, von den seligen Geistern (Genien), der Weltschöpfung, von den Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt. Ein zweiter Theil des Zendavesta enthält Lobgesänge und Gebete, Sittensprüche und Lebensregeln, auch historische und geographische Nachrichten, welche jedoch sehr verworren sind. In Europa wurde der Zendavesta zuerst bekannt durch den Gelehrten Anquetil du Perron, der ihn 1762 in einer Abschrift aus Asien mitbrachte, und dann im Jahre 1771 eine Uebersetzung desselben in französischer Sprache herausgab.

Leider vermögen wir über den als Stifter und Reformator der alten Religion Persien's gepriesenen Zoroaster nur sehr spärliche Notizen anzugeben, und auch diese beruhen mehr auf dunkeln Sagen, als auf verbürgten, geschichtlichen Thatsachen. Zerduscht oder Zoroaster soll diesen Sagen zufolge von Geburt ein Meder gewesen sein, und unter der Regierung des persischen Königs Gustasp gelebt haben, welchen letztern man für den berühmten Perserkönig Darius Hystaspis (525 v. Chr.) hält, der anfangs ruhmvoll regierte, sodann aber, die Freiheit der Griechen antastend, das Weltreich der Perser in die bekannten griechischen Freiheitskämpfe verwickelte, und dadurch den Grund zum Ruin des Perserreiches legte. Dieß ist Alles, was über die persönlichen Verhältnisse Zoroaster's gesagt werden kann. Wir haben ihn den Stifter oder Reformator der persischen Religion genannt, und letztere Bezeichnung dürfte wol die richtigere sein, indem uralte Traditionen darauf hinweisen, daß die Grundlage dieser Religion schon vor dem Auftreten Zerduscht's vorhanden war, und von den Magiern, der

medischen Priesterkaste, gepflegt wurde. Diese Grundlage nahm Zoroaster auf, führte sie auf ihre ursprüngliche Reinheit zurück, und bereicherte sie mit neuen Ideen. Der fromme Glaube seiner Anhänger läßt ihn seine religiösen Vorstellungen und Gesetze von Ormuzd, dem Lichtgeiste, selbst empfangen, und hat ihn mit dem Glorienschein der höchsten Heiligkeit umgeben. Der Goldstern wird er gewöhnlich in den Ueberlieferungen persischer Vorzeit genannt. Jedenfalls ist er einer jener hochbegabten Männer, welche die ewige Gottheit von Zeit zu Zeit erweckt, um Licht in die Finsterniß der Welt zu bringen. Von Medien aus verbreitete sich seine Lehre bald über die angränzenden Länder, zur Zeit des griechischen Weltweisen Sokrates war sie schon allgemein in Persien verbreitet, und auch jetzt noch bekennen sich viele Perser in den südlichen Provinzen des Landes zu der Religion, wie sie Zoroaster in dem Zendavesta darstellt.

Wenden wir uns nun zu seiner Lehre.

Im Anfange war das endlose, allmächtige Urwesen, Serwane Akherene, das ewige Prinzip des Guten. Dieser erste Satz bezeichnet also die persische Religion als Monotheismus (Glauben an einen Gott), und wenn sie auch, wie wir sogleich sehen werden, in der Folge eine polytheistische (vielgötterische) Gestaltung bekommen hat, so ist dennoch ihr monotheistisches Wesen dadurch nie völlig aufgehoben worden. Serwane Akherene brachte den Ormuzd (das Licht, das gute Prinzip) und den Ahriman (die Finsterniß, das böse Prinzip) hervor. Diese beiden Wesen sind unendlich und nur durch sich selbst begränzt, welcher Satz auf der Naturbetrachtung beruht, daß da, wo das Licht ist, die Finsterniß aufhört, und umgekehrt. Die beiden Grundwesen lebten einsam und abgesondert in ihren Reichen, Ormuzd im Lichtreich, Ahriman in der Region der Finsterniß. Da sprach das Urwesen (Serwane Akherene) durch

den Mund des Ormuzd das Schöpfungswort (Honover) und darauf entstand die Welt. Ormuzd bevölkerte sein Lichtreich mit Amschaspands (guten Geistern). Aber Ahriman wirkte dem guten Prinzip sogleich entgegen, indem er sein Reich, die finstere Unterwelt, mit mächtigen, bösgesinnten Dämonen (von dem griechischen Wort δαίμον Genius, Geist) erfüllte.

Nachdem das Urwesen die beiden Grundwesen geschaffen, tritt es zurück, und überläßt dem Ormuzd die Erschaffung der Erde. Nun bildete Ormuzd zuerst das Himmelsgewölke und sodann die Erde; auf dieser schuf er den Berg Albordsch, dessen Scheitel bis zum Urlicht emporreicht, weßwegen ihn Ormuzd zu seinem Wohnsitz erwählte. Hierauf erschuf er die himmlischen Lichter; Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne; die Sonne aber bestellte er zum König der Körperwelt. Dann brachte er noch den Urstier hervor, in welchem die Keime der gesammten Körperwelt niedergelegt waren.

Die Erde nun ist der Schauplatz des Kampfes zwischen Ormuzd und Ahriman, zwischen dem Reiche des Lichts und dem Reiche der Finsterniß, oder zwischen Gut und Böse. Dieser Kampf sollte 12,000 Jahre dauern und in drei Zeiträume zerfallen. Hier muß noch der wichtige Umstand bemerkt werden, daß zuerst auch Ahriman ein gutes Wesen war, wie Ormuzd. Allein Neid gegen den letzteren, Selbstsucht und die Begierde, alle Macht ungetheilt zu besitzen, bringen ihn zum Abfall von dem höchsten Wesen*), und so wird er Beherrscher des jetzt erst entstehenden Reiches der Finsterniß (Scheitun, Satan), da hingegen das Reich des Lichtes von Anbeginn vorhanden war. Beide Reiche sind unbegränzt, und zwischen beiden inne liegt die Erde, welche rund und flach, oben, wo wir wohnen, vom Reiche des Ormuzd, unter unsern Füßen

*) Ganz die christliche Ansicht von dem bösen Prinzip, dem Satan.

vom Reiche des Ahriman eingeschlossen, vorgestellt wird. In der Mitte der Erdscheibe liegt der schon genannte Berg Alborbsch (Alburszh), der sich stets höher und höher erhob, bis sein Gipfel durch das Himmelsgewölbe brach, und eine Oeffnung verursachte, durch die das reine Licht des Aethers dringt. Auf dieser Spitze thront Ormuzd, und sie ist das Zentrum der Schöpfung, um welches sich Sonne, Mond und Gestirne im Kreislauf drehen. Unter dem Albordsch liegt die Hölle, Dusak, der Aufenthalt Ahrimans, und um den Berg her liegen die sieben Theile der Erde.

Um ihren gegenseitigen Kampf auszufechten, erschufen sich Ormuzd und Ahriman Diener verschiedener Gattung, deren Eigenschaften sich nach der Natur ihrer Schöpfer richten. Ormuzd bildete zu seinem Dienste zuerst die sieben Amschadpands, die reinsten, erhabensten Lichtgeister, denen Ahriman sogleich die sieben Erzdews entgegensetzte, furchtbare, ungeheure Gestalten des Abgrunds. Ferner ließ Ormuzd die Ferwer, gute, und Ahriman die Dews, böse Genien, entstehen. Als ein sehr einflußreicher Lichtgeist wird noch Mithra genannt, der die Ferwer's zu den Körpern führt, denn jedes sichtbare Wesen hat seinen Ferwer. Im Anfange des Kampfes stürmt Ahriman den Himmel, allein nur er allein drang hinein, und, erschrocken ob all' der ihm entgegenglänzenden Lichtherrlichkeit, sprang er, in Gestalt einer ungeheuren Schlange, auf die Erde herab, welche er zwar mit seinen Gräueln verunreinigt, aber dennoch wieder in den Dusak hinabgeschleudert wird. Nun vergiftet er im Verlaufe des Streites den Urstier, Abudad, allein dieser Mord fällt nur zu seinem eigenen Schaden aus; denn aus der rechten Schulter des ermordeten Abudad's trat der Urmensch Kajomorts, und aus der linken Schulter die Stierseele Goscherun hervor, welche letztere jetzt Schutzgeist des gesammten thierischen Lebens wird. Nach unausgesetztem,

dreißigjährigem Kampfe bezwingt und tödtet Ahriman den Urmenschen Kajomorts, verfehlt aber dabei wieder seinen Zweck, durch diesen Mord dem Reiche der Finsterniß, dem Bösen, aufzuhelfen. Denn aus der zeugenden Kraft des getödeten Urmenschen entspringt das erste Menschenpaar, Meschia und Meschiane. Hierauf verlockt Ahriman das erste Menschenpaar zum Genusse der verbotenen, unreinen Frucht, und dadurch wird das Böse einheimisch im Menschengeschlecht*). Allein auch dieses fördert seine Zwecke nicht, denn der Kampf mit dem Bösen soll erst die ungeprüften Menschen auf die höchste Stufe der Reinheit erheben. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Prüfung keine Tugend. Wenn der dem Lichte, dem Guten, ergebene Mensch stirbt, so geht seine Seele oder sein Ferwer über die Himmelsbrücke Tschinewad zur Wohnung der Seligen ein; die Seele des der Finsterniß, dem Bösen ergebenen Menschen aber stürzt von der Brücke Tschinewad in den Abgrund des Dusak hinunter. Wenn sich endlich der Kampf des Lichtes und der Finsterniß seinem Ende naht, so sendet Ormuzd den Propheten Soliosch, welcher, als ein Erlöser des Menschengeschlechtes, alle Menschen zum Lichte bekehrt und die Todten erweckt. Und nun schleudert Ahriman den Kometen Gurzscher auf die Erde, worauf diese mit Allem, was auf ihr ist, verbrennt. Aber auch diese entsetzliche That dient nur zur Erfüllung des größten aller Zwecke, denn in diesem glühenden Weltbrande wird auch der Höllenabgrund Dusak ausgebrannt, die bösen Geister, durch tausendjährige Qualen von tausendjährigem Irren und Sündigen geläutert, werden zu reinen Geistern, und selbst Ahriman, das böse Prinzip, wird zu einem guten umgeschaffen, und söhnt sich mit Ormuzd aus. Nachdem

*) Ganz paralell dem Sündenfalle der Menscheneltern im Paradiese, wie er in der Bibel dargestellt ist.

dieses große Läuterungsfeuer über die untergegangene Schöpfung ergangen, erwacht sie wieder in stralendem Glanze zu einem neuen, ewigen Leben; der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gut und Böse, hat aufgehört; Ahriman, nun so vollkommen, wie Ormuzd, bringt mit diesem gemeinschaftlich dem Urwesen sein Dankopfer und Alles lebt und webt in reinem Licht und ungetrübtem Glück. Bis aber dieser Zeitraum eintritt (und es muß angenommen werden, daß wir uns im dritten Viertel des 12,000 Jahre währenden Kampfes befinden) dauert der Kampf zwischen den beiden feindlichen Prinzipien fort, und vermittelst desselben herrscht Serwane Akherene und bedient sich des schlimmen Ahriman so gut zur Vollziehung seiner Befehle, als des lichthellen Ormuzd. Fassen wir dieses zusammen, so ergibt es sich, daß in der persischen Religion Serwane Akherene das ist, was Brahm in der indischen; und wie sich Brahm dort in drei Persönlichkeiten in Brahm, Vischnu und Siva offenbart, so offenbart sich hier Serwane Akherene in Ormuzd und Ahriman.

Der scheinbare Zwiespalt, der uns in dem persischen Religionssysteme begegnet, wird vollkommen aufgehoben durch den bestimmt ausgesprochenen Glauben an eine endliche, allgemeine Versöhnung des guten und des bösen Prinzips und der ihnen untergeordneten Reiche. Insofern dürfen wir denn auch die persische Religion mit vollem Rechte eine „Religion des Lichts oder des Guten" nennen, denn ihr Endpunkt ist die Lehre von der allgemeinen Verklärung und Heiligung der Schöpfung.

Wir erlauben uns nur noch hinzuzufügen, daß die so eben dargestellte Religion der alten Perser (Parsen) von den Mahommedanern mit Feuer und Schwert ausgerottet worden ist.

Allein, aller Verfolgungen ungeachtet, zählt die Lehre Zoroasters, wie schon angedeutet worden, auch in dem heutigen Persien noch viele Anhänger, besonders in der Gegend von Baku, wo viele Naphtaquellen sich befinden. Auch muß schließlich noch auf einen großen Irrthum hingewiesen werden, welcher darin besteht, daß man die Anhänger Zoroaster's gemeiniglich für Feueranbeter hielt und noch hält. Dieß ist durchaus eine falsche Ansicht, welche daraus entsprang, daß man, wie schon gesagt, die meisten Parsen noch in der Umgegend von Baku findet, wo die zahlreichen Naphtaquellen reine Feuerflammen zum Himmel emporlodern lassen; und so schloß man, die Parsen hätten das Feuer zum Gegenstand der Anbetung gemacht. Ein sehr irriger Schluß, denn die Parsen verehren das Feuer bloß als Symbol Ormuzd's, des Lichtgeistes, als Sinnbild des Lichtes und des Guten.

Fünftes Kapitel.

Religion der Chaldäer, Phönizier und Araber.

Wer hat nicht schon von der geheimnißvollen Weisheit Chaldäa's gehört oder gelesen? Von frühester Kindheit an sind wir gewohnt, uns unter den Chaldäern ein eigenthümliches Geschlecht von Weisen und Magiern, von Geisterbannern und Hexenmeistern vorzustellen. Wie viele Bücher wurden nicht geschrieben, in welchen irgend ein Zerrbild von einem langbärtigen, hohläugigen, mit alten Pergamentbänden und dem Zauberstabe ausstaffirten Chaldäer die wundersame Hauptrolle spielte zur Lust und zum Entsetzen des jugendlichen Lesers? Wie ist es aber mit diesen chaldäischen Geheimnissen eigentlich beschaffen?

Ach, wer das wüßte! Alles, was wir von der gerühmten Weisheit und Religion der Chaldäer, denn beide sind im Orient gleichbedeutend, wissen, läßt sich ungefähr in folgenden Sätzen zusammenstellen, denen wir eine kurze geschichtliche Einleitung vorausschicken.

Eines der ältesten Völker der Erde waren die Babylonier, ein semitischer (von Sem, dem Sohne Noah's abstammender) Volksstamm. Schon 2000 vor Christus hatten sie feste Wohnsitze und einige staatliche Einrichtungen. In der Bibel wird des Nimrod erwähnt, als eines gewaltigen Herrn und Jägers, welcher das Reich Babylon gegründet haben soll. Spätere griechische Schriftdenkmale schreiben diese Gründung dem Belus zu, und erzählen dann von Ninus und Semiramis, als großen Eroberern. Ungefähr um das Jahr 630 vor Chr., nach Andern aber viel früher, brach ein kriegerisches Nomadenvolk, die Chaldäer, aus den Gebirgen des Taurus und Kaukasus hervor, eroberte unter seinem Anführer Nabopolassar das westliche Asien, hielt unter Nebukadnezar von 606—562 auch Jerusalem besetzt, unterjochte Phönizien mit Tyrus, und gründete also das neubabylonische Reich, welches sich bis zu den Ufern des mittelländischen Meeres erstreckte. In Babylon, der Hauptstadt, hatten sich schon früher die Wissenschaften, besonders astronomische und astrologische Kenntnisse, geltend gemacht. Diese Gelehrsamkeit befand sich in den Händen der Priester (Chaldäer, Chasdim). Später verfiel das Reich, bis ihm 536 der Perserkönig Kyros ein Ende machte. Es theilte von jetzt an das Schicksal Persien's, wurde aber 640 nach Chr. von den Arabern, unter Mohammed's Nachfolgern erobert, welche 755 die Stadt Bagdad am Tigris erbauten. Bagdad blieb der Sitz der Chalifen, bis diese im Jahr 1258 von dem Tartarenhäuptling Holaku vertrieben wurden. Im Jahr 1534 fiel es in die Hände der Türken, denen es aber der Schah Abbas

1613 wieder entriß. Im Jahr 1637 kam es, nebst Babylonien, abermals in die Gewalt der Türken und ist seitdem unter der Herrschaft derselben verblieben.

So darf denn allerdings angenommen werden, daß die Chaldäer eines der frühzeitigst gebildeten Völker der Vorzeit gewesen seien, und ihrer, aus der Beschäftigung ihrer Weisen mit der Sternenkunde hervorgegangenen, Religion ist, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, ein gewisser ursprünglicher Tiefsinn durchaus nicht abzusprechen, obgleich sie im Verlaufe der Zeit mit gar vielen rohen und grausamen Zügen vermischt wurde. Wie schon angedeutet, hatte diese Religion zu ihrer Grundlage die Sternenkunde, insofern es dann natürlich war, daß Sonne, Mond und Gestirne als die sichtbaren Offenbarungen der Gottheit angesehen und verehrt wurden. Die ursprünglichen Hauptzüge dieses Religionssystems, welches unter dem gemeinen Volke freilich sehr bald in groben Sternendienst ausarten mußte, sind folgende:

Allererst hat die Göttin Homorka das Chaos (den leeren unermeßlichen, unentwirrten Raum) geschaffen und beherrscht. Dann kam Baal, entwirrte das Chaos, schied es in Licht und Finsterniß, und ordnete die Schöpfung. Allein sie war noch leer und öde, unbewohnt und einsam. Da beschloß Baal, um lebendige Wesen hervorzubringen, sich selbst aufzuopfern. Er ließ sich deßhalb das Haupt abschlagen, sein Blut mischte sich mit der Erde, und aus dieser Mischung ist alles Lebende entstanden, zu dessen Gunsten Baal Licht und Finsterniß, Land und Meer geschieden und weise Gesetze bestimmt hatte. Diese Gesetze wurden hierauf den Menschen geoffenbart und bekannt gemacht durch ein mächtiges, mit Sprache begabtes, Meerungeheuer, welches täglich aus der See hervorstieg, um die Menschen zu belehren. Das Ungeheuer trug den Namen Dannes, und brachte neben den religiösen Lehren auch Künste

und Wissenschaften unter die Sterblichen. Nach der von ihm gelehrten Religion verehrten die Chaldäer den Baal (die Sonne), und die Baaltis (den Mond). Ihre Verehrung beruht vorzüglich auf ihrer Eigenschaft als schaffende und gebärende Kräfte, und daraus entstand auch der höchst wollüstige Dienst dieser Gottheiten, welcher forderte, daß jedes Weib der Baaltis opfere, wie man der Venus auf Kypros (Cypern) sich hingab, und je öfter man solch' ein üppiges Opfer brachte, desto angenehmer glaubte man sich der Göttin zu machen. Ein Symbol der Baaltis, welche auch Astarte und Mylitta hieß, war die Taube, als Sinnbild der Zärtlichkeit, ein zweites der Fisch, als Bild der Fruchtbarkeit; beide Thiere durften daher auch nicht getödtet werden.

Indessen blieb Chaldäa nicht lange der Hauptsitz der Baalreligion, sondern diese gedieh am vornehmlichsten in Phönizien, von wo sie sich über ganz Kleinasien und in die phönizischen Kolonien, besonders in der weltberühmten Karthago, der mächtigen Nebenbuhlerin Rom's, ausbreitete. Jesabel, eine phönizische Königstochter, führte, wie wir in der Bibel lesen, den Baalsdienst auch in Palästina ein, als der König Ahab sie zum Weibe genommen, und auch unter Salomon's Regierung waren dem Baal bereits Altäre errichtet und Opfer gebracht worden.

Das Wort Baal bedeutet eigentlich Herr, und die Phönizier verstanden darunter ihre höchste Gottheit, nämlich die Sonne. Bei allen semitischen Völkern erscheint er als das Urbild der zeugenden Kraft. Es werden ihm noch folgende Beinamen gegeben: Baal Gad, Baal Hammon, Baal Beryth, Baal Zamen, Baal Zebub oder Sebub (Fliegengott).*)

*) Dieses ist offenbar der sog. Beelzebub. Nach Einigen ist es ein Schimpfname des Baal Zamen, den ihm die Juden gaben, indem sie alle Götzen Sebub (Koth) nannten; nach Andern aber ist es eine besondere Gottheit, der Vertreiber der Pest, welcher zu Ekron verehrt wurde.

Sonst trägt dieser Gott auch noch den Namen Moloch. Er wird dargestellt als ein grimmblickendes, stierköpfiges Bild von Erz, mit ausgestreckten Armen, um die Opfer zu empfangen. Das Bild wurde glühend gemacht, und die Säuglinge, welche zum Opfer bestimmmt waren, auf die Arme des Götzen gelegt. Die Mütter mußten bei dem entsetzlichen Opfer zugegen sein, und in das Freudengeheul der Priester, welche in rothen Gewändern den Altar umtanzten, einstimmen. Die schmerzhaften Zuckungen des Opfers hielt man für Wonne ausdrückende Geberden, und eine betäubende Musik übertönte sein Wehgeschrei. Neben Baal oder Moloch war Baaltis oder Astarte (Mylitta) die Hauptgöttin der Phönizier und ihrer Kolonien. Der Vater der Geschichtsschreibung, der Grieche Herodotos, welcher ums Jahr 440 v. Chr. lebte, beschreibt in der Abtheilung seines Geschichtswerkes, welche die Aufschrift Klio trägt, im 199. Kapitel, den schon angedeuteten unzüchtigen Dienst dieser Göttin ausführlich. In der Bibel wird ihrer sehr häufig erwähnt, die auf ihren und des Baal's Dienst in Israel Bezug habenden, Stellen sind vorzüglich folgende:

„Also wandelte Salomon nach Asterot (Astarte), dem Gott der Sidonier (Phönizier). (I. Buch d. König, K. II, V. 5.)

„Er (Ahab) nahm Jesabel, die Tochter Eth-Baal, des Königs der Sidonier, zum Weibe, und ging hin und diente dem Baal, und betetete ihn an. Und er richtete dem Baal einen Altar auf im Tempel Baal's, welchen er zu Samaria baute." I. Buch d. König, K. 16 V. 31—32.

„Und Jehu versammelte das Volk, und sprach: Ahab hat dem Baal wenig gedient, Jehu will ihm besser dienen. So berufet nun alle Propheten Baal's, alle seine Knechte und alle seine Priester zu mir, daß Niemand mangle; denn ich habe ein großes Opfer dem Baal zu thun. Wessen man mangeln wird, der soll nicht leben. Aber Jehu that es aus List, daß

er die Diener Baal's ausrotte." II. B. d. K., K. 10, V. 18—19.

„Und (Manasse) baute wieder die Höhen, die sein Vater Ezechia ausgerottet hatte, und richtete dem Baal Altäre auf." II. B. d. K., K. 21, V. 3.

„Da ging alles Volk in das Haus Baal's, und brachen es ab, und zerbrachen seine Altäre und Bilder, und erwürgten Matthan, den Priester Baal's, vor den Altären." II. Buch d. Chronik, K. 23, V. 17.

„Und die Kinder Israels thaten übel, und vergaßen des Herrn ihres Gottes, und dienten Baal und Asterot." Buch d. Richter, K. 3, V. 7.

„Sie haben auch die Höhen Tophet gebaut, welches im Thale Ben-Hinnom ist, daß sie ihre Söhne und Töchter verbrennten (nämlich als Opfer des Baal oder Moloch), welches ich ihnen niemals geboten habe." Jeremias, K. 7. V. 31.

„Wir wollen der Königin des Himmels (Baaltis) räuchern und ihr Trankopfer gießen." Jeremias, K. 44, V. 17.

Außer den zwei besprochenen Gottheiten verehrten die Phönizier noch mehrere niedrigern Ranges, welche indessen allesammt mehr oder weniger auf Baal oder Baaltis zurückgeführt werden können.

Wenn wir hier von Arabien sprechen, so können an dieser Stelle nur wenige Worte darüber stehen, indem wir die ausführliche Schilderung dieses Landes erst später, bei der Besprechung Mohammeds und seiner Lehre, versuchen werden. Für jetzt nur Folgendes. Wie die Religion der Chaldäer und Phönizier, so stützte sich auch die alte Religion (im Gegensatz zu der neuen, dem Islam) der Araber auf den Sternendienst. Sie ging von dem Satze aus, daß die Sonne, als das mächtigste Gestirn, den größten Einfluß auf das ganze Leben der Natur äußere, weßwegen sie auch der höchsten Verehrung

würdig sei. Nächst ihr widmeten sie die höchste Verehrung dem Monde, gleichsam als der Königin des Himmels. Der alte Herodotos erwähnt im dritten Buche seines Geschichtswerkes, im achten Kapitel zweier arabischen Gottheiten, und nennt dieselben Urotal und Alilat. Diese sind aber ohne Zweifel keine andern, als eben Sonne und Mond. Nach ihnen wurden dann auch noch die Sterne verehrt, an deren Stellung, Erscheinen und Verschwinden sich die Witterungskunde anschloß, und denen ein wichtiger Einfluß auf das Leben eingeräumt wurde, was natürlich zu grober Sterndeuterei Veranlassung geben mußte. Jeder arabische Stamm soll einen besondern Stern als seinen eigenthümlichen Schutzgott verehrt haben, dem sodann Tempel errichtet wurden. Daß die Gestirne heilbringend oder nachtheilig auf die menschlichen Geschicke einzuwirken vermögen, war eine Vorstellung, die dem rein am Naturleben klebenden Bewußtsein der Araber ganz natürlich ist, indem sie nach diesem Bewußtsein den Menschen blos als rein irdisches Wesen betrachteten und ihn also ebenfalls von den allgemeinen Mächten abhängig glauben mußten, von denen sie alle irdischen Dinge beherrscht wähnten. Das Abhängigkeitsgefühl von höheren Wesen, welches sich in dem Leben aller Völker beurkundet, gestaltete sich bei den Arabern zu der Annahme, alle glücklichen oder unglücklichen Ereignisse lassen sich auf ebenso viele Mächte zurückführen, und diese Mächte seien die einzelnen Gestirne. So wurden denn selbst als Regierer besonderer Gemüthsverhältnisse, z. B. der Liebe oder des Hasses, besondere Sterne bezeichnet und verehrt.

Sechstes Kapitel.

Die Religion Aegypten's.

„Jetzt werde ich weitläufig über Aegypten sprechen, weil es mehr Wunder enthält, denn jedes andere Land, und vor allen Ländern Werke darbietet, die man kaum beschreiben kann."

Also äußert sich der leutselige Herodotos, der uns in seiner griechischen Geschichte so viel des Wundersamen über Aegypten erzählt, über Aegypten, das zu allen Zeiten die Augen der Wißbegierigen auf sich gezogen und besonders auch in neuerer Zeit der Gegenstand vielfacher Forschung gewesen ist, ohne daß es gelungen wäre, das geheimnißvolle Dunkel, welches von jeher dieses Land der Geheimnisse umgab, völlig aufzuklären. Freilich sind uns durch die Bemühungen thätiger Forscher, unter denen sich der Franzose Champollion rühmlichst ausgezeichnet, viele der ägyptischen Räthsel gedeutet worden; allein die meisten derselben harren immer noch der Auflösung, und so gehen wir an die Darstellung der religiösen Ideen der Aegypter mit jenem Bedauern, welches uns immer befällt, wenn wir die Unzulänglichkeit unserer Kenntniß der vorweltlichen Zustände bedenken.

Aegypten, im Süden durch Aethiopien (Habesch, Abyssinien), im Norden durch das Mittelmeer, im Osten durch den arabischen Meerbusen und im Westen durch die Wüsten Lybien's begränzt, beträgt in seiner Länge 124—130 Meilen und in der Breite 40—45 Meilen. Der ganzen Länge nach wird es von dem Nilstrom durchströmt, dessen alljährige, regelmäßig wiederkehrende Ueberschwemmungen das sonst unfruchtbare Land zu einem der fruchtbarsten der Erdbodens machen. Das Nil-

thal, nirgends über 5 Meilen breit, ist auf der Ostseite von einem steinigten Gebirge, welches einst das Material zu den Bauwerken der Aegypter lieferte, und im Westen von einer dürren Sandwüste eingeschlossen, wodurch das Ganze jenen Charakter der Abgeschlossenheit erhielt, der von den Aegyptern so schroff und folgerecht durchgeführt wurde. Schon früher zeigte sich in Aegypten ein eifriges Streben nach Kultur, und die Natur des Landes unterstützte seine Bewohner auf mannigfache Weise in derartigen Bemühungen. Wie schon gesagt, sorgte die jährliche Ueberschwemmung des Nil's für eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens. Diese Fruchtbarkeit ließ den Aegyptern viele freie Zeit übrig, wo sie sich mit geistiger Bildung beschäftigen konnten, und die körperliche Unthätigkeit, in der sie, in die Städte eingeschlossen, während den Ueberschwemmungen sich befanden, mußte sie zum Nachdenken in geistiger Beziehung anspornen. So weckte denn das jährliche Austreten des Nil's, indem es einestheils den Aegyptern Bedürfnisse gab, von welchen andere Völker keine Ahnung hatten, anderntheils ihre Geistesthätigkeit, welche sich in einer Menge nützlicher Erfindungen bewährte. Hieher ist zu rechnen, daß die Nothwendigkeit, nach dem Zurücktreten des Stromes in sein altes Bett, die Gränzen der einzelnen Grundstücke wieder zu finden, sie auf die Feldmeßkunst (Geometrie) brachte; daß das Bedürfniß, das hie und da noch zurückgebliebene Wasser abzuleiten, sie die Kunst lehrte, Kanäle zu ziehen, und daß sie wol schon früher auf die Beobachtung der Erscheinungen am Himmel hingewiesen wurden, indem diese Beobachtungen vorzüglich das Mittel waren, die Bewegungen des Nil's vorherzusehen. Dabei wurden sie gar sehr von ihrem immer heitern, durchsichtigen Himmel begünstigt, was zur Folge hatte, daß sie bald allen Völkern in der Sternkunde vorausgeeilt waren. Ebenso machten sie in der Baukunst, auf welche sich, wie wir

weiter unten sehen werden, ihre Thätigkeit vorzüglich wandte, große Fortschritte, und hiezu lieferten ihre unerschöpflichen Steinbrüche treffliches Material, das sich auf dem Nil mit leichter Mühe an Ort und Stelle schaffen ließ. Sehr zu beachten ist ferner, daß in Aegypten nicht, wie es in so vielen Ländern der Fall war, die Religion den Wissenschaften hemmend in den Weg trat, sondern sie im Gegentheil förderte. Die Religion hatte ihre Sinnbilder größtentheils ans dem Thierreich hergenommen, und dadurch mußte man mit Nothwendigkeit auf die nähere Betrachtung der Natur dieser Thiere geführt werden, welche Betrachtung sich denn, dem menschlichen Forschungsgeiste gemäß, stets mehr und mehr ausdehnte und auch die übrige Natur zu ihrem Vorwurfe nahm. Auch gebot die ägyptische Religion die Heilighaltung der Leichen. Sie wurden einbalsamirt, und die damit Beschäftigten mußten natürlicherweise von der Gestalt und der Lage der Körpertheile Kenntniß haben, was uns berechtigt, den Ursprung der Anatomie in Aegypten zu suchen. Hieher kamen die Griechen, um sich zu Aerzten zu bilden, und von dem berühmten Heilkünstler Galenos wird ausdrücklich berichtet, daß er eine Reise nach Aegypten unternommen habe, um die Nachbildung eines menschlichen Skelets in Erz zu sehen. Auch auf das Mineralreich erstreckten sich die Forschungen der Aegypter, und die Körper aus diesem Naturreiche lagen ihnen, so zu sagen, offen zur Beobachtung da, indem sie nicht, wie in den meisten andern Gegenden der Erde, tief unter dem Boden vergraben sind. Kann man doch das Wort Chemie selbst ganz ungezwungen von Chim herleiten, welches der alte Namen Aegyptens ist. (Die Juden kannten dieses Land unter dem Namen Mizraim). Von den Büchern der Aegypter, welche sie auf die Wurzelhäute einer gewissen Schilfart (Papyrus) schrieben, ist uns leider nicht eines erhalten worden, und wir verdanken die Nachrichten über

die Zustände Altägyptens, lediglich den späteren Berichten griechischer Schriftsteller (Herodotos, Clemens von Alexandrien, Eusebius u. a.). Wichtige Aufschlüsse aber geben uns die zum Theil noch jetzt erhaltenen Bauwerke der Aegypter, obwol das Alter derselben nicht ganz genau auszumitteln ist. Es bestehen diese Bau- und Kunstwerke hauptsächlich in Pyramiden, Obelisken, Labyrinthen, Tempeln und Kanälen. Was die letzten betrifft, so ist bereits darauf hingedeutet worden, aus welchen Gründen dieselben angelegt wurden. Den ägyptischen Baustyl kann man kurz und treffend bezeichnen, wenn man ihn einen ungeheuern, kolossalen nennt, und wir sehen denselben in allen ihren Bauwerken wiederkehren. Die Pyramiden sind viereckigte, oben spitz zulaufende Bauten, aus Kalksteinen erbaut, die ohne Kitt oder Mörtel auf einander gelegt und blos durch ihre eigene Schwere zusammengehalten wurden. Im Inneren derselben findet man unterirdische Gänge und Gemächer, und weil sie zu königlichen Grabstätten bestimmt waren, wurde der Eingang nach Beisetzung der Leiche mit Steinen verschlossen. Die Obelisken sind ebenfalls viereckigt, oben in einer abgeplatteten Spitze endigend. Sie erreichten die Höhe von 50, 60, 100 bis 180 Fuß, und wurden immer aus einem einzigen Granitblocke verfertigt. Sie wurden an öffentlichen Plätzen aufgerichtet, in Gärten, vor Tempeln und Palästen als Zierde, als Denkmale merkwürdiger Begebenheiten, welche mit Hyeroglyphen- (Bilder-) Schrift auf ihre Seiten eingegraben wurden, oder auch als Sonnenzeiger. Von den ägyptischen Labyrinthen wird als das merkwürdigste jener Riesenbau erwähnt, welcher an den Ufern des jetzt beinahe völlig eingetrockneten See's Möris stand, und der, von unzähligen Höfen, Vorhallen und Gärten umgeben, 1500 Gemächer oberhalb und 1500 Gemächer unterhalb der Erde enthalten haben soll. Zuletzt sind noch die Felsengräber zu erwähnen, welche mit undenklichem Aufwand von

Zeit und Mühe in die Seitenwände der Felsengebirge eingehauen, und worin tausende von Leichen (Mumien) aufbewahrt wurden. Durch ganz Aegypten hindurch zog sich eine Kette von riesigen Bauwerken, welche hinwiederum durch Säulenreihen von Sphinxen unter sich verbunden waren. Diese Sphinxe, liegende Figuren mit weiblichem Kopf und Oberleib, der sich in einen Löwenkörper endigte, spielen überhaupt eine große Rolle in der ägyptischen Architektur, und wo sie sich nur immer anbringen ließen, wurden sie angebracht. — Indessen mag man sich wohl hüten, alle diese Bauten schlechthin für ein Zeugniß der hohen Geisteskultur der Aegypter zu halten, und die folgenden Worte Herder's sind in dieser Beziehung wohl zu beherzigen: „Die Aegypter", sagt der große Erforscher der Völkerschicksale *), „besaßen Steine genug zu ihren Bauwerken, da das meiste Aegypten eigentlich ein Fels ist; sie hatten auch Hände genug zum Baue derselben, da in ihrem fruchtbaren und volkreichen Lande der Nil für sie die Erde düngt und der Ackerbau ihnen wenige Mühe kostet. Ueberdem lebten die Aegypter sehr mäßig: Tausende von Menschen, die an diesen Denkmalen ägyptischer Baukunst Jahrhunderte lang wie Sklaven arbeiteten, waren so leicht zu unterhalten, daß es nur auf den Willen eines Königs ankam, gedankenlose Massen dieser Art zu errichten. Das Leben einzelner Menschen ward in jenen Zeiten anders als jetzt geschätzt. Leichter opferte man damals die nutzlose Mühe vieler Personen dem Gedanken eines Beherrschers auf, der mit einer solchen Steinmasse sich Unsterblichkeit erwerben wollte; bis mit der Zeit auch diese, wie so manche andere nutzlose Kunst, zum Wetteifer ward. Ein König ahmte den andern nach, oder suchte ihn zu übertreffen; indeß das gutmüthige Volk seine Lebenstage am Baue dieser Monumente verzehren mußte. So

*) Ideen zur Gesch. d. Menschheit. III. Theil, S. 103.

entstanden wahrscheinlich die Pyramiden und Obelisken Aegypten's. Nur in den ältesten Zeiten wurden sie gebaut: denn die spätere Zeit, und jede Nation, die ein nützliches Gewerbe treiben lernte, baute keine Pyramiden mehr. Weit gefehlt also, daß Pyramiden ein Kennzeichen von Glückseligkeit und Aufklärung des alten Aegyptens sein sollten, sind sie vielmehr ein unwidersprechliches Denkmal von dem Aberglauben und der Gedankenlosigkeit sowol der Armen, die da baueten, als der Ehrgeizigen, die den Bau befahlen. Vergebens suchet ihr Geheimnisse unter den Pyramiden oder verborgene Weisheit an den Obelisken: denn wenn die Hieroglyphen der letztern auch entziffert würden, was würde, was könnte man an ihnen anders lesen, als etwa eine Chronik verstorbener Begebenheiten oder eine vergötternde Lobschrift ihrer Erbauer? Und dann, was sind diese Massen gegen ein Gebirge, das die Natur baute?"

Herder mag nun in diesen Aeußerungen freilich etwas zu weit gegangen sein, indem er gar nicht darauf achtet, daß schon die ungeheure, Jahrhunderte lang fortgesetzte Willenskraft bewundrungswürdig ist, welche dazu gehörte, jene Kolosse aufzuthürmen. Auch fand die architektonische Thätigkeit der Aegypter bei den Alten volle Würdigung und Anerkennung, und schon der Vater der Poesie, Homeros, redet mit Begeisterung von den Tempeln und Palästen der ägyptischen Stadt Theben, was zum Beweise dienen kann, daß diese Bauten schon sehr frühe entstanden, indem Homeros um das Jahr 1000 vor Christus gelebt hat.

Widmen wir nun der Geschichte der Aegypter eine kurze Betrachtung.

Die älteste Geschichte Aegypten's ist, wie die aller Länder, von dunkler Nacht umgeben, in welche nur ungewisse Sagen ein spärliches Licht fallen lassen. Es werden uns da eine Menge

von Pharaonen (dieses war der eigenthümliche Name der ägyptischen Könige) genannt, wir wissen aber außer ihren Namen Nichts von ihnen. Ausgemacht scheint es, daß das Land ursprünglich in viele kleine Staaten getheilt war, welche sich erst allmälig zu einem Reiche vereinigten. Der älteste Staat mag wol Theben gewesen sein. Nach Theben's Verfall erhob sich Memphis, als dessen Gründer Menes genannt wird. Nach seinem Tode eroberten arabische Hirtenvölker, Hykfos, Aegyptenland, welche erst nach langer Zeit unter blutigen Stürmen von einem Köuig von Theben aus dem Lande vertrieben wurden. Daher schreibt sich denn auch der Haß der Aegypter gegen alle Hirtenvölker, was die Kinder Israel's nach ihrer Einwanderung wol erfahren konnten. Nun tritt in Aegypten Sesostris auf, als der berühmteste aller Herrscher, welcher großartige Eroberungszüge unternommen, bis nach Indien und Scythien den Schrecken seines Namens getragen, und, von seinen Zügen zurückgekehrt, die Kriegsgefangenen zur Erbauung prachtvoller Gebäude aller Art verwendet haben soll. Auf ihn seien Cheops und Chephren, als die Erbauer der größten Pyramiden, und, Rhampsinit, als Errichter des größten Obelisken, gefolgt. 878 vor Chr. wird von dem ägyptischen Pharao Sisak in der Bibel erzählt, daß er ein Bundesgenosse Jerobeams, des Königs von Samaria gewesen sei, und der griechische Geschichtschreiber Diodoros erwähnt der Pharaonen Tnephaktus und Bochoris, Herodotos aber des Asychis als berühmter Gesetzgeber, deren Vorschriften auch bei den Griechen Eingang gefunden hätten. Nun aber wird Aegypten, wie früher durch arabische, durch äthiopische Horden, deren Anführer Sabako, erobert und 40 Jahre lang in Knechtschaft gehalten. Nach der Vertreibung dieser Fremdlinge befand sich Aegypten 33 Jahre lang im Zustande der Anarchie, indem sich die Kriegerkaste die Herrschaft-

des, aus der Priesterkaste hervorgegangenen, König Sethon nicht gefallen lassen wollte. Als Sethon sodann gestorben, theilten zwölf Fürsten die Herrschaft unter sich, wodurch Aegypten zu einer Dödekarchie (Zwölfherrenreich) wurde. Diese Zwölfherren sollen das oben erwähnte, ungeheure Labyrinth am See Möris erbaut haben. 636 v. Chr. machte Psammetich dem Zwölfherrenreich ein Ende, indem es ihm gelang, sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen. Diese Alleinherrschaft dauerte von 636 — 525 vor Christus, war ein Glanzpunkt in der Geschichte Aegypten's, und zählt, außer Psammetich, noch die großen Könige Necho, Psammis, Apries oder Hophra, Amasis und Psammenit. 525 wurde Aegypten von Kambyses, dem Sohn des persischen Eroberers Kyros, unterjocht und zur persischen Provinz gemacht, bis es 332 von Alexander von Makedonien, dem Zerstörer der persischen Monarchie, erobert ward. Nach Alexander's Tod theilten sich die Generale desselben in sein Reich, und einer dieser Feldherrn, Ptolomäus, erhielt zu seinem Antheil Aegypten, welches unter seiner und seiner Nachkommen Regierung glückliche Zeiten sah. Im Jahre 30 v. Chr. endlich ward es durch Oktavianus dem römischen Weltreiche einverleibt.

So viel von der Geschichte Aegypten's, und nun zu der ägyptischen Religion.

Sie ist, allen bis jetzt in diesem dunkeln Irrgewinde erstrebten Resultaten zufolge, gleich den, im vorigen Kapitel abgehandelten Religionssystemen, auf den Sternendienst gebaut, hat sich aber bald von der Verehrung der Gestirne abgewandt und persönliche Götter gebildet. Die Namen des oder der Weisen, welchen das ägyptische Religionssystem seine Ausbildung verdankt, anzugeben, sind wir nicht im Stande. Als höchste Gottheiten wurden angenommen Osiris und Isis (Sonne und Mond). Der alte Herodotos gibt noch ältere

Götter der Aegypter an, aber es ist in der That nicht räthlich auf sein etwas konfuses Götterregister näher einzugehen.

Osiris soll in der ägyptischen Sprache bedeuten: der Vielängige, was sich darauf bezieht, daß die Sonne auf Erden Alles überschaut. Er ist das erleuchtende, erwärmende und befruchtende Prinzip. In der zuletzt angegebenen Eigenschaft wird er dann auch als Nil gedacht, dessen segensreichen Ueberschwemmungen Aegypten ja Alles verdankte. Die Mythe berichtet über Osiris Folgendes: Er war in den Urzeiten ältester König in Aegyptenland und führte unter seinem Volke den Ackerbau ein. Als er sein Land zivilisirt hatte, zog er in fremde Länder, um überall Ackerbau, Ehebündniß und milde Sitten zu lehren. Während dieser seiner Abwesenheit verwaltete seine Schwester und Gemahlin, die Königin Isis, sein Reich. Als aber Osiris von seinen segenspendenden Reisen wieder heimgekehrt war, schloß sein feindlicher Bruder Typhon, um ihn zu verderben, mit der äthiopischen Königin Aso ein Bündniß. Osiris ward verrathen durch folgende List. Aso lud ihn auf Typhon's Rath unter dem Scheine der Freundschaft zu einem prächtigen Bankett, und nach beendigtem Mahle ließ sie einen künstlich gearbeiteten, prächtig verzierten Kasten in den Speisesaal bringen, und verkündigte ihren Gästen, daß sie den Kasten demjenigen derselben schenken würde, dessen Körper gerade in die Höhlung des Kunstwerkes hineinpaßte. Der Kasten war aber auf die Größe des Osiris berechnet, und als dieser sich hineingestreckt hatte, klappte Aso den schweren Deckel zu, umgoß ihn dann mit Blei und ließ den Kasten in den Nil werfen, wo er stromabwärts getrieben wurde. Auf diese Art entledigte sich der böse Typhon seines guten Bruders. Als aber Isis die Kunde von dem Untergange des Gemahls und Bruders erhielt, legte sie Trauergewänder an und machte sich sogleich auf, den Sarg des Osiris aufzusuchen. Sie durchirrt ganz Aegypten-

land, suchend und wehklagend, und wendet sich dann, auf den Rath wahrsagender Vögel, nach Phönizien. Unterdessen war der Sarg vom Strome fortgeführt worden bis zu einer der Nilmündungen, wo er so fest in eine Erika-Staude hineingeschwemmt worden war, daß er in derselben festwuchs. Um diese Zeit lustwandelte der Phönizierkönig Malkandros am Ufer des Nils, er sah die Erika-Staude, bewunderte sie ob ihrer Schönheit und ihrem ungewöhnlichen Umfang, ließ sie aus dem Wasser nehmen und als Pfeiler in seinen Palast setzen. Hievon erhielt Isis, abermals durch wahrsagende Vögel, Nachricht, und alsogleich eilt sie zu dem Palaste des Malkandros, und verdingt sich, in Magdgestalt wandelnd, als Amme bei dem neugebornen Söhnlein des Königs. Statt an den Brüsten säugt sie das ihr anvertraute Kind an ihren Fingerspitzen, und in der Stille der Nacht wirft sie es in die Flammen des Heerdes, um es im Feuer zu läutern. Aber bei diesem geheimnißvollen Thun wird sie einst von der Mutter des Knaben belauscht, und diese stößt, als sie ihr Kind in den Flammen liegend erblickt, ein Geschrei des Entsetzens aus. Und nun zeigt sich Isis in ihrer göttlichen Gestalt, schlägt mit ihrem Stabe an den Erika-Pfeiler, daß er in Trümmer splittert und den Sarg aus seinem Innern fallen läßt, den Isis mit sich fortnimmt und in einem dichten Walde verbirgt. Allein kurze Zeit nachher entdeckte Typhon auf der Jagd das verborgene Heiligthum, nimmt den Leichnam heraus, zerhaut denselben in vierzehn Stücke, und streut diese in ganz Aegyptenland umher. Isis sammelt die zerstreuten Theile wieder, und nun tritt ihr Sohn Horus handelnd auf, besiegt den schlimmen Typhon, und rächt seines Vaters Ermordung. Osiris aber wird nach seinem Tode der oberste Richter des Todtenreiches. Zu bemerken ist noch, daß er gewöhnlich abgebildet wurde als ein Mann mit einem Habichtskopfe, eine Peitsche in der Hand haltend,

und auf dem Haupte den auf einer Kugel ruhenden gehörnten Mond tragend.

Wie Osiris die Personifikation der erleuchtenden, erwärmenden und befruchtenden Sonne, so ist Isis die Personifikation der weiblichen, gebärenden Naturkraft, welche gemeiniglich an den Mond oder die Erde geknüpft wurde. Die Mythen, welche gewöhnlich in Beziehung auf die Isis erzählt werden, rühren von griechischen Berichterstattern her, und es herrscht hiebei der leidige Umstand, daß diese ihre eigene Götterlehre mit der ägyptischen vermengen. Sie lassen die Isis von ihrem Götterkönig und seiner Gattin Here erzeugt werden. Nach ihrer Vermählung mit Osiris macht sie sich, in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl, ein Geschäft daraus, die menschliche Gesellschaft zu veredeln. Isis machte die Menschen mit der bis dahin wildwachsenden Frucht der Gerste und des Waizens bekannt, Osiris lehrte die Zubereitung dieser Früchte. So entstand der Ackerbau und mit ihm allmälig das Streben der Menschen nach höherer Bildung, wozu die Gründung von Städten und Tempeln und die Einführung priesterlichen Dienstes natürlich ungemein beitrug. Auch gab Isis, als Erfinderin der Segel, den Anstoß zu Schiffahrt und Handel. Als Göttin der Fruchtbarkeit und Beschützerin der Menschheit überhaupt, beschäftigte sie sich auch viel mit der Heilung menschlicher Gebrechen und Krankheiten, woher es kam, daß noch in späterer Zeit mehrere Arzneimittel ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward Isis als Hauptgöttin verehrt. Sie wird abgebildet mit Kuhhörnern, wie denn auch die heilige Sage über sie umgeht, sie sei, in eine junge Kuh verwandelt, durch einen himmlischen Stral Mutter des heiligen Stieres Apis geworden. Ueber dem Scheitel hat sie eine Lotusblume und in der Hand das Sistrum, ein musikalisches Instrument, dessen sich die Aegypter bei ihren religiösen Festivitäten bedienten. Ihre Bekleidung besteht in

der ägyptischen Haube, einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einem Knoten verschlungen ist. Zuweilen wird sie auch, als Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Ihrer Verehrung war vorzüglich die Stadt Memphis geweiht, und es wurde jährlich ihr zu Ehren das Isisfest gefeiert, welches zehn Tage andauerte, und in einer allgemeinen Reinigung bestand.

Den beiden, so eben besprochenen Gottheiten stand ein gefährlicher Widersacher gegenüber in der Person des Typhon, der die Personifikation alles Bösen darstellt. Als die Wirkung seiner bösartigen Thätigkeit betrachtete man insbesondere den ausdorrenden, pesthauchenden Wind Chamsim oder Samum, der aus dem Innern der glühenden Wüste kommend, zu gewissen Zeiten über Aegyptenland wehte und noch jetzt weht. Ferner bezeichnete man auch die aus dem serbonischen See aufsteigenden, giftigen Dünste als Aushauchungen des Typhon. Er war ein Bruder des Osiris, und wie er demselben nachstellte und ihn besiegte, haben wir oben gesehen. Nach dem Untergange des gütigen Osiris riß Typhon die Herrschaft über Aegypten an sich. Allein seine Usurpation dauerte nicht lange: denn der Sohn des ermordeten Osiris, Horus, griff den Brudermörder an, bezwang ihn nach hartem Kampf, und stürzte ihn in die Tiefe des serbonischen See's, unweit der Landenge von Pelusium (jetzt Suez). Ihm waren gefährliche oder verachtete Thiere geweiht, wie das Krokodil und der Esel, ebenso rothbehaarte Menschen. Nach des gelehrten Jablonsky Meinung ist der Name Typhon zusammengesetzt aus den ägyptischen Worten Tiu-Fhou, welche bedeuten: böser Geist. Auch wurde, wie der griechische Weise Plutarch bezeugt, das Meer mit Typhon gleichbebeutend betrachtet, was sich wol aus dem Umstand erklären läßt, daß das Meer durch Ueberschwemmung an den nördlichen Küsten Aegypten's öfters große Verheerungen

anrichtete, wodurch es dann auch erklärlich ist, daß die Aegypter das Meersalz verabscheuten und es den Schaum des Typhon nannten. In vielen der ägyptischen Tempel gab es Heiligthümer dieses furchtbaren Gottes, welche Typhonia hießen, und in denen man seine Feindschaft durch Gebete und Gelübde abzuwenden trachtete. Wenn allzu große Hitze, Pest oder andere Landplagen eintraten, so schrieb man sie natürlich dem Typhon zu, und dann führten die Priester einige der dem Typhon geweihten Thiere an einen finstern Ort, stießen Drohungen gegen dieselben aus, und schritten zuletzt, wenn die Landplage dennoch anhielt, zur Opferung der Thiere, wodurch sie beabsichtigten, den Typhon einzuschüchtern. Abgebildet wurde er gewöhnlich nicht in menschlicher Gestalt, sondern als Esel, Nilpferd oder am gewöhnlichsten als Krokodil.

So viel ist über die drei Hauptpersonen der ägyptischen Göttermythe zu sagen, und wenn wir das Gesagte rekapituliren, so ergibt es sich, daß, „wie die Perser und ihre Religion den Gegensatz zwischen Ormuzd und Ahriman aufstellten, so die Aegypter in der ihrigen den Gegensatz zwischen Osiris und Typhon, zwischen Licht und Nacht, Gut und Böse. Osiris ist das bejahende, belebende, Typhon das verneinende, zerstörende Prinzip. Jener herrscht in dem fruchtbaren Nilthal, dieser in der sengenden Wüste. Die Gegenwirkung zwischen Osiris und Isis ist keine feindliche, sondern die natürliche Wechselwirkung zwischen Sonne und Erde. Unter dem Tode des Osiris, der dann Herrscher des Todtenreiches wird, ist nichts Anderes zu verstehen, als der natürliche Verlauf des Naturlebens, „ein nothwendiger Kreislauf in sich selbst zurück.“ Das Ueberwundenwerden des Osiris durch Typhon führt uns auf den ganz eigenthümlichen Charakter des ägyptischen Glaubenssystems, auf das in demselben vorherrschenden Prinzip der Nacht, des Todes. Das Leben wird vom Tode überwunden, und ganz

im Gegensatze zu dem lichthellen Aufstreben des persischen Glaubens, liebte es der Aegypter, sich ganz in die dunkle Tiefe des Todes zu versenken, ganz einheimisch zu werden in der Nacht. Aus dieser Eigenthümlichkeit läßt es sich auch erklären, warum der Aegypter während seiner Lebenszeit in schlechten Rohrhütten wohnte, den Todten aber die grandiosesten Paläste erbaute. Indessen müssen wir uns wohl hüten, zu glauben, die Aegypter hätten sich unter dem Tode einen Zustand völliger Vernichtung vorgestellt. Durchaus nicht; denn es tritt in ihrem Religionssystem die Idee der Unsterblichkeit bestimmt und klar hervor, und wenn wir dem alten Herodotos glauben wollen, so müssen die Aegypter das erste Volk gewesen sein, welches lehrte, die Seele sei unsterblich. Wir haben es schon berührt, daß Osiris bei seinem Ueberwundenwerden auf Erden durch Typhon durchaus nicht vernichtet, sondern daß er bei seinem Tode Herr des Todtenreiches geworden sei. Dieses Todtenreich macht nun einen Hauptpunkt in den religiösen Vorstellungen der Aegypter aus. Das Todtenreich schließt sich auf, wenn das natürliche Sein überwunden ist, und Osiris versammelt um sich die Seelen, nachdem über jede derselben Gericht gehalten worden ist. Deßhalb findet man auch sehr viele Abbildungen, wo Osiris als Todtenrichter dargestellt ist, und vor ihm sitzt ein Schreiber, welcher die Handlungen der gerade vorgeführten Seele notirt. So ist es also erwiesen, daß die Aegypter mit der Unsterblichkeitsidee bekannt waren, und in diesem Sinne muß auch das schöne Gebet verstanden werden, welches die Freunde über dem Leichnam eines Entschlafenen sprachen: „O herrschende Sonne und ihr Götter alle, die ihr das Leben den Menschen gebt! Nehmet mich auf, und führet mich zu den ewigen Göttern als Heimatgenossen!“

Außer Osiris, Isis und Typhon sollen die Aegypter noch eine große Menge von Göttern verehrt haben, wir begnügen

uns aber davon noch anzudeuten den Ammun, welcher, wie Osiris, gleichbedeutend mit der Sonne gewesen sein soll, den Mithra, dessen Kultus sich später sehr weit verbreitete, und die sogenannten kalendarischen Gottheiten, so genannt, weil sie sich auf die natürlichen Revolutionen des Jahres beziehen. Es wurden in diesen kalendarischen Gottheiten einzelne Jahres-abschnitte, z. B. das Frühlings-Aequinoktium, der angehende Sommer u. s. f. personifiziret und verehrt. Alle diese Gottheiten sind aber bloß als einzelne Theile oder Ausströmungen des Osiris zu betrachten, und in ihm, als dem Ganzen, vereinigen sie sich wieder.

Was die öffentlichen Aeußerungen der ägyptischen Religions-ansicht, den Kultus, betrifft, so muß auch hier darauf aufmerk-sam gemacht werden, daß sich dieser Kultus insbesondere die Verehrung der Todten zur Aufgabe machte, was schon daraus hervorgeht, daß von den ungeheuern Bauwerken der Aegypter fast nur noch solche vorhanden sind, die für die Todten be-stimmt waren; die Paläste der Könige und Priester Aegypten's sind längst in Trümmer gegangen, ein Beweis, daß sich deren Bau keiner so großen Sorgfalt erfreute, wie die Todtenbehält-nisse (Katakomben und Pyramiden), welche für die Dauer einer Ewigkeit gebaut zu sein scheinen. Diese Sorgfalt der Aegypter könnte nun auf die Meinung führen, sie hätten an die Un-sterblichkeit der Seele nicht geglaubt, indem sie die Körperlichkeit, auch die todte, noch so sehr geachtet haben; allein es sind, wie ein großer Forscher bemerkt (Hegel's Werke, II. Bd. S. 365), gerade die Völker, welche nicht an Unsterblichkeit glauben, die den Körper gering achten nach seinem Tode. Alle Völker, welche an Unsterblichkeit glauben, wollen nicht, daß die Natur unmittelbar ihre zerstörende Macht auf den entseelten Körper übe, sie geben ihn daher freiwillig der Muttererde wieder, oder vernichten ihn durch Feuer, oder suchen ihn, wie die Aegypter durch

Umgestaltung der Leichen in unverwesbare Mumien gethan, gegen jede Zerstörung zu schützen. „In der ägyptischen Weise, die Todten zu ehren", sagt Hegel an der eben bezeichnenden Stelle, „ist nicht zu verkennen, daß man den Menschen erhaben wußte über die Naturmacht, seinen Körper daher vor dieser Macht zu erhalten suchte, um auch ihn darüber zu erheben."

Sodann ist ein weiterer Hauptpunkt im Kultus der Aegypter ihre Verehrung gewisser Thierarten, der Thierdienst, wobei alle Nachrichten übereinstimmen, daß man viele Thierarten in den Tempeln verehrte, ihnen Opfer brachte, sie mit den leckersten Speisen fütterte, mit köstlichem Geschmeide schmückte, nach ihrem Todte einbalsamirte und in prächtigen Grabstätten beisetzte. Am höchsten verehrt wurden: Der Apis, der heilige Stier, welcher die Seele Osiris repräsentirte, und am ganzen Leibe schwarz sein und auf der Stirne einen viereckigten weißen Fleck haben mußte; war ein Apis gestorben und mit gehöriger Feierlichkeit beigesetzt, so legte das Land Trauer an, bis wieder ein neuer aufgefunden wurde. Der Ibis, ein storchenartiger Vogel, war der Isis geheiligt, und zeigte sich als Vertilger der Schlangen und Frösche nützlich, ebenso das verehrte Ichneumon als Feind des Krokodils, und der Geier als Verzehrer todter Thiere. Die Verehrung der bisher genannten Thierarten läßt sich nun schon dadurch leicht begreifen, daß sie der menschlichen Gesellschaft vielfachen Nutzen gewährten. Wie kamen aber die Aegypter dazu, das schreckliche, ekelhafte Krokodil zu verehren? Hören wir darüber den alten Herodotos. „Einige Aegypter", sagt er (Geschichtsbücher, II. B. K. 69), „halten die Krokodile für heilig, andere aber nicht, sondern verfolgen sie, wie Feinde. Die aber um Theben und die um den See Möris wohnen, die halten das Krokodil für sehr heilig. Und bei beiden wird immer ein Krokodil ernährt, das zahm gemacht ist. Und sie thun ihm Gehänke in die Ohren von

Krystall und Gold, und Armbänder um die Vorderfüße, und reichen ihm vorgeschriebene Nahrung und halten es aufs Herrlichste, so lang es lebt, und wenn es gestorben, so balsamiren sie es ein und begraben es in einem heiligen Sarge. Die aber um Elephantina wohnen, die tödten die Krokodile, und halten sie nicht für heilig.". Diesem Bericht zufolge fällt auf die Aegypter der Vorwurf des Widerspruches, indem die einen das merkwürdigste Thier ihres Landes verehrten, die andern dasselbe verfolgten. Allein dieser Vorwurf fällt hinweg, wenn man erfährt, was wir jetzt wissen und was Herodotos nicht angibt, daß nämlich mehrere Arten von Krokodilen in Aegypten lebten*). Hiedurch wurde erwiesen, daß die Aegypter bei ihrer verschiedenen Gesinnung gegen die Krokodile durchaus einem wahren Gefühle folgten. Sie verfolgten das Krokodil T'emsah, die größte Art dieses Thiergeschlechtes, welches seiner unsättlichen Freßlust wegen ungemeinen Schaden anrichtete, und zu dieser Verfolgung wurden sie auch durch die Annahme berechtigt, daß der bösartige Typhon in Gestalt solcher Ungeheuer beständig in dem Kampfe gegen Osiris begriffen sei. Sie verehrten aber ein anderes Krokodil, den Souk oder Suchus, eine schwache, harmlose Art, welche vermöge ihrer Kleinheit bei den Uebeschwemmungen des Nil's früher, als der T'emsah, in das Innere des Landes gelangt. Die Ueberschwemmung war den Aegyptern das wohlthätigste Ereigniß, sie sahen den Souk als den Verkündiger desselben an, und wurden dadurch zur Dankbarkeit bewogen, die sich in öffentlichen Ehrenbezeugungen aussprach. Das schnelle Erscheinen des Suchus an Orten, welche vom Ufer des Nil's entfernt lagen, hing mit dem wichtigsten Ereigniß, mit der Befruchtung des Landes durch die

*) Wir verdanken diese Aufklärung besonders den Untersuchungen des Franzosen Geoffroy St. Hilaire an Krokodilmumien.

Ueberschwemmung des Stromes zusammen, und da er beständig dieser jährlichen Ueberschwemmung vorausging, schien er den wohlthätigen Nil über das lechzende Land zu bringen, oder bildlich gesagt, der Souk verkündigt jährlich der schmachtenden Isis (Erde) das Nahen des mit dem Reiz und der Kraft ewiger Jugend geschmückten Gemahles (des Osiris, des Nil). So bezeichnete denn der Souk einen neuen Zeitraum des Segens, wurde daher dem Osiris geheiligt und verehrt, während der T'emsah (die bösartige Krokodilart) dem Typhon geweiht und verfolgt wurde. Von den bisherigen Gegenständen des Thierdienstes der Aegypter vernünftige Gründe anzugeben, ist, wie wir gesehen haben, keine schwere Sache. Schwieriger aber ist es, zu bestimmen, aus welchen Gründen die Aegypter ihre Verehrung und Heilighaltung den Hunden, Katzen, Sperbern, Nilpferden und Löwen gezollt haben mögen. Man muß eben annehmen, daß die Schonung und Pflege gewisser Thierracen anfangs von den Priestern geboten wurde, indem dieselben dem Lande auf mannigfache Weise nützlich waren, daß aus dieser Schonung sich der Thierdienst sodann immer umfassender entwickelt habe und zuletzt zu einer stabilen Religionssache geworden sei.

Die Ausübung des Kultus wurde von einer zahlreichen, hochangesehenen Priesterschaft geleitet, und war mit majestätischem Pomp und geheimnißvollen Zeremonien verbunden. Jeder Gottheit war ein besonderes Priesterkollegium gewidmet. Wallfahrten zu den heiligen Tempeln und Begräbnißstätten wurden als sehr verdienstliche Werke angesehen. Opfer wurden häufig gebracht, und in den frühesten Zeiten sollen sogar Menschenopfer vorgekommen sein. Die Opfer dienten zur Tilgung der Sünden; der Opfernde legte dabei seine Hand auf das Haupt des Opferthieres, überhäufte es mit Verwünschungen, und, wenn es seinen letzten Athemzug ausgeröchelt, hielt er sich für entsündigt und rein.

Das gesellschaftliche Leben der alten Aegypter beruhete, wie das der Bewohner Hindostan's, auf der Kasteneintheilung, was auf die vielfach ausgesprochene und vielfach angefeindete Vermuthung geführt hat, die Indier und Aegypter seien einem und demselben Stamm entsprungen. Diejenige Kaste, welche das höchste Ansehen genoß, war auch in Aegypten die der Priester, und man kann diese Kaste auch die Gelehrtenkaste nennen, denn nur die Priester waren im Besitze der Wissenschaften und durften sich mit ihr beschäftigen. Den übrigen Kasten war das Streben nach Kenntnissen in wissenschaftlicher Beziehung schlechterdings untersagt. Die Priester beschäftigten sich mit Astronomie, Arzneikunde, Baukunst, Gesetzgebung, Landesgeschichte u. s. w., und es ist leicht zu begreifen, daß sie, im Besitze aller höheren Geistesbildung, den größten Einfluß auf alle Verhältnisse in staatlicher und wissenschaftlicher Beziehung ausübten und selbst die Könige nach ihrem Willen lenkten. Diese, die Könige, wurden von der zweiten Kaste, der Kriegerkaste gewählt. Oefters empörten sie sich gegen die Anmaßungen der Priester, allein das Ansehen derselben wurzelte zu tief in dem religiösen Bewußtsein des Volkes, als daß sie sich von ihrem Einflusse hätten befreien können, und so mußten sie sich denn die beschwerliche, priesterliche Vormundschaft meist geduldig gefallen lassen. Die übrigen Kasten bestanden aus Ackerbauern, Handwerkern, Kaufleuten, Schiffern und Hirten, welche von den zwei obern Klassen harte Bedrückungen erduldeten, und von denen die Kaste der Hirten die niedrigste und verachtetste war. Niemand durfte aus der Kaste, in welcher er geboren war, heraustreten oder in eine andere Kaste hineinheirathen, und der Sohn mußte stets das Gewerbe des Vaters treiben.

Den Hauptcharakter der alten Aegypter*) kann man, wie

*) Es bedarf wol kaum der Hinweisung, daß das alte Aegypten dem jetzigen in Beziehung auf Religion, Sitte und Staatseinrichtung völlig

den ihrer Religion, einen finstern, ernsten und räthselhaften nennen. Indessen darf man sie nicht gerade für lichtscheu und jeder Lebensfreude abgeneigt halten. Sie feierten viele heitere Volksfeste, an denen sich oft über eine Million Menschen jedes Standes und Alters versammelten und einer ausgelassenen Fröhlichkeit überließen, obgleich diese Feste stets irgend einen Bezug auf die ernste Religion des Landes hatten, und so hat Fr. Schlegel völlig Recht, wenn er das Leben der Aegypter mit einem bunten Blumenteppich auf dunklem Hintergrunde vergleicht. Merkwürdig ist der Umstand, daß in Altägypten die Weiber eine große Rolle spielten. Sie besorgten alle Geschäfte und Verrichtungen außer dem Hause, während den Männern die Besorgung des Hauswesens oblag. Die Priester mußten sich mit Einer Gattin begnügen, unter den übrigen Ständen aber herrschte Vielweiberei. Arbeitsamkeit und Genügsamkeit waren dem Aegypter angeboren, er aß aus Spelt gebackenes Brod und trank nie Wein. Er pflanzte Gemüse aller Art, enthielt sich aber meistens des Fleisches, indem einige Thierarten durch die Religion als verunreinigend, andere aber als unverletzlich galten. Die Kleider waren einfach; die verheiratete Frau trug einen Schleier zum Unterschiede von den Mädchen und Lustdirnen. Blos die Umgebung der Herrscher, die Heiligthümer und die Leichenbegängnisse zeigten Prunk und Aufwand. Die Pharaonen*) Menes, Boocchoris und Amasis hatten sich viel mit der Gesetzgebung beschäftigt, und die Gerechtigkeitspflege wurde eben so strenge als rasch gehandhabt. Auf Mord**) oder Meineid stand ein für alle-

---

unähnlich ist. Mit der Eroberung des Landes durch die Anhänger Mohammed's wurde mohammedanische Religion und Sitte herrschend, und verwischte die alten Einrichtungen völlig.

*) Kommt eigentlich von Pouro her und bedeutet König.

**) Auch auf dem eines Sklaven, und dieses läßt uns das Rechtsgefühl der Aegypter in einem schönen Lichte erscheinen, indem bei den übrigen

mal der Tod; falsche Angeber und Verleumder mußten die Strafe des angeschuldigten Verbrechens erleiden. Ehebruch wurde mit Stockschlägen bestraft, Verrath mit Ausreißung der Zunge; dem, der Fälschung begangen, wurden die Hände abgehauen; wer seinem Herrn entwich oder auswanderte, wurde ehrlos gemacht. Diese Strafen zu mildern stand in der Gewalt des Königs, wodurch das jetzt noch geltende Begnadigungsrecht des Monarchen auf einen sehr alten Ursprung zurückgeführt wird. Von Seite der Polizei wurde für ununterbrochene Beschäftigung der Verbrecher gesorgt. — Den Werth der Erziehung erkannten die Aegypter schon frühzeitig, da aber diese Erziehung ganz in den Händen der Priester war, so mußte sie, den Maximen und der ganzen Staatseinrichtung zufolge, in starre, ein für allemal geltende Normen eingezwängt werden. Lesen lernten Viele, schreiben aber meist nur die Kaufleute, und der Sohn ward immer mit unerbittlicher Strenge zum Gewerbe des Vaters angehalten.

So hätten wir denn das Merkwürdigste von dem alten Wunderlande Aegypten berichtet, und wenn wir diesen Bericht aufmerksam durchgehen, werden wir nicht läugnen können, daß die alten Aegypter eines der interessantesten Völker waren, welche je über die Erde gewandelt. Der Grundgedanke ihres ganzen Seins und Lebens ist der Tod. Alle ihre Vorstellungen sind in die geheimnißvolle Tiefe des Sterbens versenkt, und so konnte es nicht fehlen, daß die Religion der Aegypter eine Religion des Todes und der Trauer werden mußte. Darum geschah es, daß der Aegypter die Wohnungen der Lebenden nur Herbergen nannte, und als seine eigentliche Wohnung das Grab bezeichnete. Darum nannte er das Leben eine bloße

---

Völkern des Alterthums die Tödtung eines Sklaven von durchaus keinem hohen Belange war.

Pilgerfahrt, indem die Seelen, kommend aus dem verhüllten Göttersitze über dem sichtbaren Himmel, nach und nach durch die Zeichen des Thierkreises zur Erde herabsteigen. Die Einlaßpforte zu dieser ist im Zeichen des Krebses. Durch dieselbe herabgestiegen werden sie zum Erdenleben geboren, nach dem Tode aber durch Seelenwanderung geläutert und kehren dann durch die Götterpforte im Zeichen des Steinbockes dahin zurück, woher sie ursprünglich gekommen. Wie man das Kind bei seinem Eintritt ins Leben mit Windeln umwickelt, so umwickelt man auch den Todten als Mumie mit Windeln, als ein zu einem höheren Leben neugeborenes Kind. Die unbefleckten Seelen, welche im Todtenreiche dem Gerichte des Osiris zu stehen und seine Lehren zu fassen im Stande sind, gelangen dann nach neunjähriger Läuterung in Menschengestalt ins Leben zurück. Jene Seelen aber, welche vor dem Richterstuhle des Osiris noch besudelt erscheinen von den Gebrechen des Lebens, gehen in Thierleiber über und müssen in solchen Gestalten dreimal eine Bahn von tausend Jahren durchlaufen. Nach drei Jahrtausenden aber ist immer ein großes Weltjahr vollendet und eine allgemeine Läuterung zu Stande gekommen. Dann gebiert sich die Welt in ihren alten Formen wieder, und der alte Kreislauf beginnt von Neuem. Es läßt sich daher die Lehre der ägyptischen Weisen über Gottheit, Welt und Menschengeschick unter dem Bilde des fabelhaften Vogel Phönix vorstellen, von dem die alten Dichter erzählen, er stürze sich alle fünfhundert Jahre in die Flamme eines Scheiterhaufens, um in verjüngter Schönheit daraus zu erstehen und dann einem neuen Tode entgegenzugehen.

Siebentes Kapitel.

Die mosaische Religion.

Hier treten wir nun jener großartigen Erscheinung entgegen, welche der Grundgedanke unseres ganzen religiösen Wissens geworden ist, der Erscheinung des Monotheismus, des Glaubens an Einen Gott. Ueber diesem Gebiete schwebt in flammender Schrift das mächtige Wort: Es ist nur Ein Gott!

Wenn wir schon bei den meisten der bisher abgehandelten Religionssysteme des alten Orientes ein Hinstreben des menschlichen Geistes zur göttlichen Einheit (Brahm, Serwane Akherene) bemerkt haben, so ist nun in der Lehre Moses die Idee eines einzigen, alleinigen Gottes und Herrn klar, deutlich und unverrückbar ausgesprochen. Diese Idee zersplitterte sich, wie wir gesehen haben, in den vorhergehenden Religionen durchgehends in Vielgötterei, im Mosaismus aber wurde sie, trotz all' den Verwirrungen des ihm anhängenden Volkes, immer und immer aufrecht erhalten, und bildet nun auch das Grundprinzip der christlichen Lehre sowol, als auch das des Islam's.

Das mosaische Religionssystem ist enthalten in der Bibel, welche gemeinhin die heilige Schrift genannt wird, und durch Martin Luther's Uebersetzung aus der Sprache des israelitischen Volkes, dem Hebräischen, dem deutschen Volke angeeignet wurde. Die Bibel enthält eine Sammlung von Schriften verschiedener Art: belehrende in religiöser, moralischer, gesellschaftlicher und politischer Beziehung; historische und poetische, von welchen letztern die Psalmen, das Buch Hiob, das hohe Lied und die dichterischen Ergüsse der Propheten zu den großartigsten Produkten der Poesie aller Länder und Zeiten gehören. Was

den Bewohnern Indien's die heiligen Veda's, den Persern der Zendavesta, das war den Juden die Bibel. Die fünf ersten Bücher derselben, der Pentateuch, enthalten die Darstellung der mosaischen Religion. Sie werden dem Stifter dieser Religion, dem Moses, als Verfasser zugeschrieben, eine Behauptung, deren Unhaltbarkeit aber längst erwiesen wurde. Für unsern Zweck ist es nicht von Nöthen, die Gründe hieher zu setzen, vermöge welcher Moses höchstens einen kleinen der ihm zugeschriebenen, nach ihm benannten, fünf Bücher selbst verfaßt haben kann, es genügt, daß in ihnen die mosaische Lehre enthalten ist, und wir wenden uns nun zu dem großen Manne selbst, um so viel als möglich von seinen Lebensschicksalen zu erfahren.

In der dritten Generation zogen die Nachkommen Abraham's, des Stammvaters der Israeliten, durch das wunderbare Glück Joseph's, des Sohnes Jakob's, geleitet, nach Aegypten, und setzten daselbst, von ihrem hochgestellten Landsmann begünstigt, unvermischt mit den Aegyptern, in der Landschaft Gosen ihr Nomadenleben fort. „Aber es stand ein anderer König auf in Aegypten, der wußte Nichts von Joseph." Und nun brachen jene Verfolgungen über die Israeliten herein, welche die Aegypter um so bereitwilliger über sie verhängten, als sie ihnen als Fremdlinge und Hirten längst schon verhaßt waren. Damals, um 1600 v. Chr. lebte ein israelisches Ehepaar, Amram und Jochebeth, in Aegypten. Ihnen wurde ein Sohn geboren, den sie drei Monate nach der Geburt, einem königlichen Befehl zufolge, der alle männliche Geburt der Israeliten auszusetzen befahl, am Ufer des Nil's aussetzen mußten. Aber die Tochter Pharao's, Therumtis, lustwandelte am Ufer des Stromes, und fand das weinende Knäblein, erbarmte sich seiner, und gab es der herbeigerufenen Mutter zur Pflege. Nachdem er also mit der Muttermilch die Empfindungen seines

unglücklichen Volkes eingesogen hatte, nahm ihn die Königstochter wieder zu sich. Er erhielt von ihr den Namen Moedsche (hebräisch Moscheh), d. i. der aus dem Wasser Gerettete, und wurde von ihr an Kindesstatt angenommen. Die damalige ägyptische Königsfamilie gehörte, ungewöhnlicherweise, zur Priesterkaste, und so wurde der heranwachsende Moses als Priesterlehrling in alle die ägyptischen Geheimnisse und Künste eingeweiht. Daß sich Moses der ihm dargebotenen Wissenschaften in weit höherem Grade bemächtigte, als seine Lehrer (die ägyptischen Priester) selbst, leuchtet aus seinen spätern Reden und Handlungen klar und deutlich hervor. Er machte sich die Religionsideen, Naturkunde, Gesetzgebung und Politik der Aegypter, deren Weisheit damals die höchste war, nicht nur völlig zu eigen, sondern sein Genie bildete sie auch noch weit mehr aus. In seinem vierzigsten Jahre soll er, wie eine jüdische Sage meldet, die Aegypter auf einem Feldzuge in Aethiopien angeführt, die Stadt Saba eingenommen und dabei zugleich Herz und Hand der Prinzessin Tharbis erobert haben. Allein, obgleich bei der ägyptischen Königsfamilie hoch in Gnaden stehend und im Glanz des Hofes lebend, vermochte er doch das Elend des Volkes, dem er entstammte, nicht zu vergessen. Einmal sah er, wie ein ägyptischer Frohnvogt einen Israeliten, welche gleich Sklaven von den Aegyptern zur Errichtung öffentlicher Bauten *) verwendet wurden, unmenschlich mißhandelt. Da empörte sich sein Gemüth, er ging hin und erschlug den Aegypter. Allein nur durch schnelle Flucht konnte er den schlimmen Folgen dieser That entrinnen. Er floh nach Arabien, und fand hier bei dem midianitischen Nomaden-

*) „Und man setzte Frohnvögte über sie, welche sie mit Lasten peinigten; denn Israel mußte dem Pharao die Städte Pithom und Raemses zu Schatzhäusern bauen," sagt die Bibel.

fürsten Jethro Schutz. Jethro's Tochter hatte er beim ersten Zusammentreffen mit ihr durch energische Hülfeleistung gegen feindliche Hirten für sich gewonnen, und ihr Vater gab sie ihm zum Weibe. Er, der Adoptivsohn einer ägyptischen Prinzessin, der noch vor kurzer Zeit im Glanze eines Königshofes gewandelt, hütete nun die Heerden eines midianitischen Arabers. Aber gerade diese Wendung seines Geschickes gereichte ihm zum Heil. Großartige Entwürfe gedeihen selten im Sonnenschimmer des Glückes, und nur im Kampfe mit äußern Widerwärtigkeiten erlangt der menschliche Geist jene Elastizität, welche ihm zur Erfindung und Ausführung kühner und origineller Plane nothwendig ist. Als er so in der Einöde mit seinen Heerden umherzog, da mußte ihm das Elend seines in Aegypten schmachtenden Volkes erst recht lebendig vor die Seele treten. Auch mochten die alten Ueberlieferungen seines Stammes von Abraham und dem Gotte, der ihn so gnädig geführt, sich wieder in seiner Erinnerung rühren, und die Geheimnisse ägyptischer Weisheit, deren er theilhaftig war, sich damit verbinden. Umgeben von den Schrecken und der Pracht der arabischen Wüste, mußte sich ein so reicher Geist zu tiefem Nachdenken und unausgesetzter Forschung angespornt fühlen. So reifte allmälig der große Plan seines Religionssystemes heran in der Brust des einsam lebenden Mannes, es wurde ihm klar, daß er zu Großem berufen war, die Stimme des Geistes sprach laut in ihm, und was er wollte und sollte, stand zuletzt deutlich vor seinen Blicken. Er wollte sein Volk aus der Knechtschaft der Aegypter befreien, er wollte ihm eine neue Religion, eine feste, weise Staatseinrichtung geben, er wollte es in die gesegneten Länder im Norden von Aegypten und Arabien führen und dort zu einer selbstständigen Nation umschaffen. Mit scharfer Verstandeskraft, gezeitigter Lebensklugheit und erfüllt von Begeisterung, ging er, ein Greis von achtzig Jahren, an die

Ausführung seines Werkes. Er zog nach Aegypten zurück, und fand hier in seinem eigenen Volke den ersten Stein des Anstoßes, indem es die Rettung, die ihm der große Mann bringen wollte, nur widerstrebend anerkannte. Das demoralisirte Israel vermochte die Ideen des Weisen nicht zu fassen, und er fand beim Beginne seines Werkes bei diesem Volke, dem er Alles werden wollte, nur eine kalte Aufnahme. Beleuchten wir deßwegen hier die damalige Lage der Israeliten etwas näher. Die Nachkommen Abraham's waren, als eine Nomadenfamilie von etwa siebzig Köpfen, nach Aegypten gekommen, und in der, ihnen durch die Verwendung Joseph's überlassenen, Landschaft Gosen während der vierhundert Jahre, die sie ungefähr in Aegypten zubrachten, zu einem Volke von zwei Millionen angewachsen, unter welchen sechsmalhunderttausend wehrhafte Männer sich befanden. Während dieser ganzen Zeit lebten sie in Gosen abgesondert, dessen Größe mit ihrer Anzahl längst in gar keinem Verhältniß mehr stand. Ihr Wohnplatz erweiterte sich nicht im Verhältniß zu ihrer fruchtbaren Vermehrung, und so waren sie gezwungen, von Geschlecht zu Geschlecht immer gedrängter bei einander zu wohnen, bis sie sich zuletzt auf einen so kleinen Raum beschränkt sahen, daß es ihrer Gesundheit höchst nachtheilig werden mußte. Der höchste Grad von Unreinlichkeit mußte herrschend werden, und aus diesem Schmutze mußten, besonders unter einem so heißen Klima, Krankheiten und Seuchen aller Art entstehen. Eine schreckliche Plage, der Aussatz, riß unter ihnen ein, vergiftete allmälig alle Lebenskräfte, wurde durch Zeugung fortgepflanzt, und gestaltete sich endlich zu einem erblichen Stammübel, welches der jüdischen Nation durch eine unendliche Reihe von Jahren angehangen hat. Wie allgemein und verheerend dieses Uebel unter den Israeliten geherrscht, beweisen außer den manigfachen Vorkehrungen die Moses dagegen getroffen, auch die Zeugnisse

vieler Schriftsteller der Griechen und Römer, z. B. Diodorus, Strabo und Tacitus. War nun diese Krankheit schon an und für sich peinigend genug, so wurde sie für die Israeliten außerdem noch die Quelle der unsäglichsten Geringschätzung von Seiten der Aegypter, die Ursache der empörendsten Mißhandlung. Die Furcht, angesteckt zu werden, der Ekel vor dem giftigen Aussatz war ein Grund des tyrannischen Verfahrens der Aegypter; der andere wurzelte in dem, schon bei der Betrachtung Aegyptens berührten, ägyptischen Nationalvorurtheile gegen alles Fremde, gegen alle Ausländer, und sodann in der unbegränzten Verachtung des Hirtenlebens, dem die Israeliten starr und fest anhingen. Ein dritter Grund war die Befürchtung der ägyptischen Staatsklugheit, es möchte das im Herzen des Reiches angesessene zahlreiche, durch sein Nomadenleben müssige Volk der Israeliten, welche mit dem ägyptischen Staatsleben kein Interesse gemein hatten, etwa auf den Gedanken kommen, feindlich aufzutreten und die Aegypter zu unterjochen. Dieses waren die Gründe des Abscheus, des Hasses der Letztern gegen Jakob's Nachkommen. Und anstatt nun diese unter die übrigen Einwohner des Landes zu vertheilen, ihnen gleiche Rechte mit denselben einzuräumen, sie allmälig von ihrer nomadischen Lebensweise abzubringen und an Ackerbau und Gewerbe zu gewöhnen, um sie auf diese Weise nach und nach mit den Aegyptern zu verschmelzen, zog man es vor, sie mit schweren ungewohnten Arbeiten zu drücken, besondere Frohnvögte aufzustellen, und durch das gräßliche Mittel der Ermordung aller israelitischen Neugeborner männlichen Geschlechtes auf die Ausrottung des verhaßten Volkes hinzuarbeiten. Aus dieser Darstellung wird es leicht abzunehmen sein, in welch' einer trostlosen Lage die Kinder Israel's sich beim Auftreten Moses befanden. Sie waren, um es kurz zu sagen, ein durch Druck, Verachtung, Tyrannei und Mißhandlung entsittlichtes

und entwürdigtes, in Krankheiten und Laster versunkenes Sklavenvolk, das, in dumpfer Apathie hinschmachtend, den begeisterten Ruf seines großen Sohnes nicht hören und nicht verstehen wollte. Welch' ein hoher Grad von Geisteskraft und Heroismus mußte in Moses wohnen, wenn er vor dem großen Werke, ein solches Volk zu erlösen, nicht zurückschauderte! Und er schauderte nicht davor zurück. Er ging an die Riesenarbeit mit jenem Hochsinn, welchen das Große und Gute in großen Menschen erzeugt. Wohl wissend, daß bei einem so tief gesunkenen Volke, wie das seinige war, nur materielle Verheißungen fruchten können, gewann er es für sich, indem er ihm die Aussicht auf den freien, alleinigen Besitz eines Landes eröffnete, „in welchem Milch und Honig fließt." Dann, als er sich den Einfluß auf die Israeliten und ihre Unterwerfung unter seinen Willen gesichert, begann er, von seinem gleichgesinnten Bruder Aaron unterstützt, die Unterhandlungen mit dem ägyptischen Herrscher um Freilassung des gedrückten Hirtenvolkes. Aber hier hatte er er einen harten Kampf zu kämpfen, welchen die Bibel mit mancherlei poetischem Schmucke ausgemalt hat. Der König wollte das Volk Israel nicht ziehen lassen, es hatte sich den Aegyptern durch seine Frohndienste gar zu nützlich erwiesen. Aber dem Weisen, wenn er in seinem Wissen auch durch die Kraft der glühendsten Begeisterung unterstützt ist, wird auch das Schwerste möglich. Moses erreichte seinen Zweck, er, der einzelne, von aller äußern Macht entblößte Mann, gegenüber dem schroffen Trotze des mächtigen Königs von Aegypten. Seiner Kenntniß der ägyptischen Magie, die er, wie es solchen Naturen angemessen ist, auf den möglich höchsten Grad ausgebildet hatte, vor Allem aber der Gewalt seiner Rede gelang es, die Unterhandlungen mit Pharao zu einem günstigen Ende zu führen. Die Israeliten wurden, wenn auch mit Widerstreben, freigegeben. Und jetzt

stellte sich Moses als Heerführer an ihre Spitze, und führte sie, dem treulos nachsetzenden Pharao glücklich entgehend, hinüber in die arabische Wüste. So hatte er denn sein Volk aus den Händen seiner Peiniger errettet. Aber erst der minder beschwerliche Theil seines Werkes war dadurch vollbracht; den beschwerlicheren Theil, diese elenden Sklavenhorden zu einem Volke zu machen, ihnen seine weise Religion, seine Gesetze und Staatseinrichtungen zu geben, hatte er noch vor sich. Und hier zeigte sich denn seine Größe in ihrer schönsten Gestalt. Der öfters fühlbare Mangel an Lebensmittel und Wasser in der Wüste, die feindlichen Angriffe arabischer Beduinenhorden, der Neid ehrgeiziger Männer erregte oftmals bedrohliche Empörungen unter den rohen Schaaren, ja Moses kam nicht selten in Lebensgefahr; aber er wankte nicht, seine weisen Vorkehrungen schafften Brod, seine Kenntniß der Natur Wasser, und seine Energie wußte durch abschreckende Strafgerichte die Murrenden im Zaume zu halten. So gelangte der Volkszug bis zum Berge Sinai, in jenem Theile von Arabien, welcher das petraische (steinigte) heißt. Hier ließ er die Schaaren sich lagern, worauf er die himmelanstrebende Spitze des Felsenberges bestieg, nochmals seine Lehre und seine Gesetze einer ernsten Erwägung unterwarf, und sie dann in feierlicher Versammlung dem harrenden Volke verkündigte. Allein auch jetzt mußten die Israeliten die Großartigkeit der mosaischen Religion und Verfassung noch nicht zu fassen, und nun ward es dem Weisen klar, daß mit dem von Grund aus verderbten Volke Nichts anzufangen sei, bis das gegenwärtige Geschlecht gänzlich untergegangen und einer neuen Generation Platz gemacht habe, welcher die traurigen Folgen der ägyptischen Sklaverei nicht anklebe. Ein junges Geschlecht, in der Freiheit geboren, unter den Augen des Gesetzgebers herangebildet, mußte entstehen, um seinen großen Plan zum erwünschten Ziele führen

zu helfen. Welch' eine große Ausdauer, welch' ein konsequentes Beharren bei diesem Entschlusse nöthig war, braucht nicht erst angedeutet zu werden. Schon nahe an den Gränzen des ersehnten Kanaan's, befahl Moses den Rückzug in die Wüste, um mit dem Volke in derselben umherzuwandern, bis Alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, abgestorben sein würden. Dadurch erreichte er seine Absicht, denn die junge Generation wurde, unter den Augen des Führers erzogen, von dem Geist seiner Lehre durchdrungen und durch das Leben in der Wüste vor allen anderweitigen, schädlichen Einwirkungen bewahrt, an deren Festhaltung und Befolgung gewöhnt. Aber er selbst sollte das verheißene Land des Glückes nicht mehr erblicken, er sollte die Früchte seiner mühevollen Saat nicht reifen sehen. Von der Bürde des Alters beschwert, von Sorgen und Arbeit erschöpft, von Kummer und Strapazen ermattet, fühlte er in seinem hundert und zwanzigsten Jahre sein Lebensende herannahen. Da versammelte er noch einmal das Volk, welches er gerettet, befreit, belehrt und erst zu einem Volke gemacht hatte, ermahnte es mit feierlichen Worten, festzuhalten an der Lehre, welche er verkündigt und übergab dem als tüchtiger Kriegsmann bekannten Josua das Führeramt. Dann nahm er Abschied, erstieg einen Berg jenseits des Jordan's, überschaute von dessen Spitze das Land, welches sein Volk besitzen sollte, um dann einsam zu sterben, wie er in einsamer Größe über all' seine Zeitgenossen hervorgeragt hatte. Bescheiden, wie jeder echte Held und Weise, hatte er einer etwaigen abergläubischen Verehrung seiner Gebeine vorgebeugt, daß man ihn heimlich bestatten solle. Also lebte, handelte und starb Moses. Niemand kennt die Stätte seines Grabes, aber mit leuchtender Schrift steht sein Name für alle Zeiten in dem großen Buch der Völkerschicksale. Er ist nicht nur der größte Mann seines Volkes, sondern er ist auch der größten Männer einer, die in

der Weltgeschichte aufgetreten sind. Wie hätten sich die Ideen eines solchen Geistes auf das kleine Volk Israel beschränken sollen? Sie mußten Eigenthum der Menschheit werden, und sind es geworden.

Der Grundpunkt der mosaischen Lehre ist dieser: Es ist nur Ein Gott, und dieser Gott ist Jehova*)! Diesen Grundsatz entnahm Moses aus dem Bewußtsein, daß alle Völker, wie schon gesagt, von Anfang an auf eine göttliche Einheit hingestrebt haben, und um ihm Eingang zu verschaffen, wußte er selbst den Aberglauben als Mittel zu gebrauchen. Jedes Volk wähnte nämlich unter dem Schutze eines besondern Nationalgottes zu stehen, und es mußte dem Nationalstolze schmeicheln, eben diese Gottheit über die Schutzgottheiten anderer Nationen zu setzen. Also erhob er die Gottheit, wie sie sich seinem, in die tiefste Tiefe ägyptischer Weisheit eingedrungenen, erleuchteten Geiste darstellte, zum Nationalgott Israels. Dabei aber blieb er nicht stehen, sondern um der reinen Idee des Monotheismus Genüge zu leisten, erhob er den Nationalgott nicht nur zum mächtigsten aller Götter, sondern er machte ihn auch zum einzigen und alleinigen Gott, wodurch alle übrigen Götter in ein leeres Nichts zurückfielen, und unterwarf ihm alle Kräfte der Natur, alles Streben, alle Schicksale der Menschheit. Auf diese Weise erhielt sein Jehova seine zwei wichtigsten Eigenschaften: die Einheit und die Allmacht.

Wie aber soll er diesen Gott dem rohen, sinnlichen Volke

---

*) Der Name Jehova ist offenbar gleichbedeutend mit dem ägyptischen Jao oder J-ha-ho, von welchem in der ägyptischen Geheimnißlehre gesagt wurde: „Er ist einzig und von sich selbst, und diesem Einzigen verdanken alle Dinge und Wesen ihr Dasein!“ Auf diesen Jao darf gewiß auch bezogen werden, was man an einer Pyramide zu Sais las: „Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird! Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben!“

Israels verkündigen? In der Art, wie sich die rein geistige Gottheit seinem Geiste darstellte, kann er sie nicht verkündigen, indem sie die Israeliten nicht zu fassen vermögen, eine unwahre, fabelhafte Idee der Gottheit will er nicht verkündigen. Wie soll er also zu seinem Zwecke gelangen? Es blieb ihm, wie einer der edelsten Denker, Friedrich Schiller, sagt, Nichts übrig, als den Israeliten seinen wahren Gott auf eine sinnlich begreifliche Art zu verkündigen. „Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben jetzt von ihm fordern, er paßt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündigt, und so entsteht sein Jehova*)." Und dieser Jehova ist nicht blos der einzige und allmächtige Gott des Himmels und der Erde, der weder eine andere Gottheit neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens duldet, er ist zugleich auch der König der Israeliten, ihr unmittelbares Oberhaupt, das sie mittelbar durch die Priester, die Verkündiger seiner Gebote, regiert. So tritt die Erscheinung der Theokratie (Gottesherrschaft) ins Leben, welche das Grundprinzip der mosaischen Politik und des jüdischen Staatslebens ist.

Auf sinnlich begreifliche Art mußte Moses seinen Jehova verkünden, d. h. er mußte ihn der reinen Geistigkeit entkleiden, ihn stets so erscheinen lassen, daß er von den Israeliten gefaßt werden konnte. Hier mußte er nun vor allen Dingen darauf bedacht sein, sich selbst als den Gesandten Jehova's darzustellen, dessen Ruf an ihn ergangen sei aus dem brennenden Dornbusch am Berge Horeb. Auf diese Weise erschien er den Israeliten nicht als ein einfacher Mann ihresgleichen, sondern als ein unmittelbarer Abgeordneter der Gottheit. Sodann mußte in der Brust

*) Fr. Schillers Werke, Stuttgarter Gesammtausgabe Bd. 10, S. 492.

des Alles bedenkenden Weisen der Zweifel entstehen, ob wol die Israeliten Vertrauen zu einem Gott fassen könnten, der sie, obgleich er ihn als Schöpfer ihrer Stammeltern, als allmächtigen König und Schützer ihres Geschlechtes darstellte, so lange in der drückendsten Sklaverei hatte schmachten lassen, sich so lange Zeit hindurch gar nicht um sie bekümmert hatte. Ja konnten sie nicht leicht auf den Gedanken kommen, die Nationalgottheit der Aegypter müsse mächtiger sein, als der ihnen verkündigte Jehova? Wie hilft sich nun Moses hier? Dadurch, daß er den Israeliten seinen Jehova nicht auf eine Weise verkündigt, als sei diese Gottheit nun urplötzlich erstanden, sondern daß er die Idee seines Gottes an die alten Stammsagen der Israeliten anknüpft, und auf diese Weise den verkündigten Gott zu einem einheimischen, zu dem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's macht, der schon von den Urzeiten her für das Volk Israel gesorgt und schon längst das schöne Kanaan zu dessen Eigenthum ausersehen und bestimmt habe. Und um sofort die Macht Jehova's recht augenscheinlich zu machen, läßt er denselben übernatürliche Kräfte auf sich übertragen, und stellt sich selber dar, als von Jehova in den Stand gesetzt, seine Sendung durch außerordentliche Handlungen zu beglaubigen und auszuführen.

Durch alle diese Mittel arbeitete er darauf hin, die Idee seiner Gottheit dem, noch auf der Stufe der Sinnlichkeit des Bewußtseins stehenden Volke, faßlich zu machen. Um aber seinen Zweck vollkommen zu erreichen, mußte er seinem Jehova solche Eigenschaften geben, vermöge welcher er der sinnlichen Fassungskraft seiner Verehrer zugänglich und wahrhaft anbetungswürdig gemacht wurde. Deßwegen ließ er die Welt auf eine so sinnlich begreifliche Weise aus Jehova's Schöpferhand hervorgehen, deßwegen ließ er ihn in rein menschlicher Weise mit dem ersten Menschenpaar sprechen und mit den

Patriarchen umgehen, deßwegen gab er ihm auch menschliche Empfindungen, Gefühle und Affekte, von denen er vor Allem das Zürnen Jehova's hervorhob, welches für sein Volk, wenn es den göttlichen Zorn durch Fehl und Sünde errege, von den schrecklichsten Folgen sein werde. Dadurch gründete er in den Gemüthern der Israeliten jene Furcht vor Jehova, die in seinem ganzen Religionssystem eine so große Rolle spielt, indem er wohl wußte, daß Furcht das beßte Mittel sei, ein auf einer so niedrigen Stufe der Bildung stehendes Volk zu lenken und von der Verehrung des einen Gottes festzuhalten. An dieses Festhalten an Jehova knüpfte er die Erhaltung des israelitischen Volkes und seines Glückes, und nicht als liebender Vater durfte Moses seinen Jehova erscheinen lassen, sondern als eifrig seine Rechte wahrenden, sogar reizbaren, zürnenden und strafenden Donnergott, dessen Gnade oder Zorn in ganz genauem Verhältniß zu dem Betragen seiner Anhänger steht. Als solchen stellt er ihn dar, wenn er ihn folgendermaßen sprechen läßt: „Werdet ihr nun in meinen Satzungen wandeln und meine Gebote thun, so will ich euch Regen geben zu seiner Zeit, und die Bäume auf dem Felde werden ihre Früchte bringen und das Land sein Gewächs, und die Dreschzeit wird reichen bis zur Weinernte, und die Weinernte wird reichen bis zur Saatzeit, und ihr werdet sicher in eurem Lande wohnen. Denn ich will Frieden geben im Lande, daß ihr schlafet und euch Niemand erschrecke. Ich will die bösen Thiere aus eurem Lande thun, und kein Schwert wird durch euer Land gehen. Ihr werdet eure Feinde jagen, und sie werden vor euch her in das Schwert fallen. — Werdet ihr mir aber nicht folgen, und meine Gebote nicht thun, und werdet ihr meine Satzungen verachten, und eure Seelen gegen meine Rechte einen Widerwillen haben, daß ihr nicht thut alle meine Gebote, und werdet

ihr meinen Bund kraftlos machen*), so will ich euch Solches thun: Ich will euch heimsuchen mit Schrecken, mit Geschwulst und Fieber, welche euch die Augen verderben und machen, daß eure Seele schwinde. Ihr werdet euren Saamen vergebens säen, und eure Feinde sollen ihn essen. Und ich will mein Antlitz wider euch stellen, uud ihr sollt von eurem Feinde geschlagen werden, und die euch hassen, werden über euch herrschen; und ihr werdet fliehen, wenn euch Niemand jagt. So ihr mir aber alsdann noch nicht gehorsam seid, so will ich es noch siebenmal mehr machen, euch zu strafen um eurer Sünden willen, damit ich die Hoffahrt eurer Stärke zerbreche. Und ich will euren Himmel wie Eisen und eure Erde wie Erz machen; und Mühe und Arbeit soll verloren sein, daß euer Land sein Gewächs nicht gebe, und die Bäume im Land ihre Früchte nicht bringen. Und wenn ihr widerspenstig gegen mich wandelt, und mich nicht hören wollt, so will ich es noch siebenmal mehr machen, euch zu schlagen nach euren Sünden. Und ich will wilde Thiere unter euch senden, die sollen euch eurer Kinder berauben, und euer Vieh verderben; und euer weniger machen, und eure Straßen sollen wüste werden. Werdet ihr euch aber damit noch nicht züchtigen lassen und mir widerspenstig entgegenwandeln, so will auch ich euch widerwärtig entgegenwandeln, und euch noch siebenmal schlagen um eurer Sünde willen. Und ich will ein Rachschwert über euch bringen, das meinen Bund rächen soll. Und wenn ihr euch in euren Städten versammelt, will ich die Pest unter euch senden, und euch in eures Feindes Hände geben. Und wenn ich euch den

---

*) Dieses ist besonders charakteristisch. Jehova wird also dargestellt, als habe er einen Bund, einen Vertrag mit Israel geschlossen, dessen Halten seinerseits von dem Benehmen seiner Schützlinge (Bundesgenossen) abhänge.

Stab des Brodes zerbrechen werde, so werden zehn Weiber euer Brod in einem Ofen backen, und man soll euer Brod mit Gewicht auswägen, und wenn ihr esset, sollet ihr nicht satt werden. Werdet ihr aber dadurch mir noch nicht gehorsam sein, sondern mir widerspenstig entgegenwandeln, so will auch ich euch im Grimm entgegenwandeln, und will euch siebenfältig strafen um eurer Sünden willen, daß ihr eurer Söhne und Töchter Fleisch fressen sollt*)."

In solch' einem Tone läßt Moses seinen Jehova mit den Kindern Israels reden. Mit Furcht und Schrecken war er umgürtet, und so mußte er auf das halbwilde Volk den größten Eindruck machen. Aber in den so eben angeführten drohenden Worten Gottes liegt schon ein anderer wichtiger Grundsatz der Lehre Moses, nämlich die Lehre von der Versöhnung, welche Versöhnung mit sich Jehova dem Volke Israel nicht unmöglich macht. In der Androhung seiner Strafgerichte ist immer eine Steigerung zu bemerken, welche die Versöhnlichkeit Jehova's durchblicken läßt. Sein Zorn ist vorzüglich durch Opfer zu sühnen, wobei der Mensch durch Aufopferung seines Eigenthums beweist, daß er ein höheres Wesen anerkennt, durch dessen Gnade er in den Besitz dieses Eigenthums gekommen ist. In solcher Weise ist denn leicht einzusehen, daß Moses seinen Gott mit einem heidnischen Gewand umhüllte, und zufrieden sein mußte, wenn ihn das Volk nur vermittelst eben dieses heidnischen Gewandes erkannte. Dadurch, sagt Friedrich Schiller treffend, gewann er schon unendlich Viel, er gewann — daß der Grund seiner Religion wahr ist, daß also ein künftiger Reformator den Grundpunkt seiner Lehre nicht umzustürzen braucht, wenn er Begriffe verbessert, was bei allen

*) III. Buch Moses, C. 26.

falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Auf den Grundsatz der Theokratie baute sodann Moses seine Sittengesetze, seine Gesundheitsregeln, die Regeln des öffentlichen Gottesdienstes, die Staatseinrichtungen, Rechtspflege und Gesundheitspolizei. Wie er es einzurichten gewußt hatte, daß nicht er Jehova, sondern daß Jehova sich selbst zu verkündigen schien, so wußte er es auch einzurichten, daß alle seine Gebote und Satzungen unmittelbar von dem alleinigen Gott herzurühren schienen. Dadurch sicherte er all' den Lehren seiner Weisheit die höchste Geltung, sie erschienen den Israeliten nicht als Resultate menschlicher Forschung, sondern als unmittelbare Ergüsse der Gottheit. Die mosaische Gesetzgebung, wie die Religion selbst, auf welche sie gegründet und mit welcher sie aufs Innigste verbunden ist, geht durchaus von den Grundbedürfnissen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen aus, und ist sodann auf den eigenthümlichen Charakter des israelitischen Volkes, auf das Klima und die staatliche Lage des demselben zum Wohnorte bestimmten Landes berechnet, mit welcher Berechnung Moses zugleich den Plan verband, sein Volk zum Träger einer reinen Religion zu machen, welche sich im Laufe der Zeiten immer vollkommener entwickeln und zuletzt sich über alle Völker verbreiten sollte. Aber ehe dieses geschehen dürfe und könne, sollten sich die Israeliten erst zu einem selbständigen, freien Volke ausbilden. Daher wird ihnen jede Vermischung mit fremden Völkern, jede Annahme fremder Sitte und Religion auf's Strengste untersagt. Israel soll, als ein abgesonderter Gottesstaat, frei von jedem Einflusse dastehen und Niemand gehorchen, als Jehova, seinem Gott und Herrn, und seinen Gesandten, durch deren Mund er seinen Willen offenbart. Wie diese Verordnung das staatliche Leben des Volkes bestimmt, so ordnen die berühmten zehen Gebote

Moses das sittliche Wollen und Thun. Die Vortrefflichkeit dieser zehen Gebote hier noch erörtern zu wollen, wäre eine völlig unnütze Sache. In gesellschaftlicher Beziehung gab Moses die passendsten Satzungen, welche in die geringsten Einzelnheiten des täglichen Lebens eingehen, alle geselligen und häuslichen Verhältnisse ordnen und besonders auf die Gesundheit des Einzelnen sowol, als des ganzen Volkes, Rücksicht nehmen.

In dieser Beziehung ist besonders das Gebot der Beschneidung beachtenswerth, indem dieselbe in heißen Ländern zur Erhaltung der Gesundheit wesentlich beiträgt*). Die strengfestgehaltenen Regeln des Kultus, welche Moses gab, sind aus tausend, an sich kleinlichen, blos auf die Sinne wirkenden Gebräuchen, zusammengesetzt, stellen aber im Ganzen das großartige Gleichniß eines ewigen, nimmer endenden, fortwährend durch Reinigungen, Gebete und Opfer lebendig zu erhaltenden Bundes mit Jehova dar. Die Ausübung des Kultus und die Aufsicht über die Beobachtung der Gebote übergab er dem Stamm Levi, welchem er selbst entsprossen, schloß diesen Stamm von allem Grundbesitze aus, und machte ihm die übrigen Stämme zehntpflichtig. Von den Leviten sollte der Hoheprieſter gewählt werden. Ueber das ganze Volk ordnete er Stammälteste und Richter, richtete, um das politische Land der Stämme immer festzuhalten, gemeinsame Feste ein und gebot die ausschließliche Einheit der Gottesverehrung in der Stiftshütte, die, von den Schauern der Heiligkeit Jehova's umgeben, in ihren innersten

*) Die Beschneidung war den ägyptischin Sitten entnommen: „Die Aegypter beschneiden sich der Reinlichkeit wegen die Schamglieder," sagt Herodotos, 2. Buch, Kap. 37.

Raume die, nur dem Hohenpriester zugängliche, Wohnung Jehova's enthielt.

Dieses ist die Lehre Moses. Sie hat, wie alle Religionssysteme, im Fortgange der Zeiten manche Modifikation, manchen Zusatz erhalten, aber ihr innerster Kern ist noch derselbe, wie ihn Moses geschaffen. Und das ist eben die bestaunenswerthe Großartigkeit des Mosaismus, daß er, obgleich einem mehr als dreitausendjährigem Kampfe ausgesetzt, dennoch nie besiegt, nie unterdrückt werden konnte, ja daß er sich an seinen Feinden dadurch rächte, daß gerade er zur Grundlage aller ihrer religiösen Vorstellungen geworden ist. Die Römer vermochten den Hauptsitz des Mosaismus, Jerusalem, zu zerstören und die Bekenner desselben in alle Welt zu zerstreuen, aber sie konnten nicht hindern, daß der Jehovaglauben, der Glaube an einen alleinigen Gott, ein goldenes Saatkorn, in die Herzen der Völker niederfiel, und durch das Christenthum geläutert, durchgeistigt und veredelt, eine ganz veränderte Weltordnung herbeiführte. Wol wankten, strauchelten und fielen die Bekenner der Religion Moses oftmals. Schon in der arabischen Wüste umtanzten sie, aus Mißverständniß des ägyptischen Thierdienstes, das goldene Kalb, und durch ihre ganze Geschichte hindurch zieht sich ein Hinneigen zu der, natürlich immer mißverstandenen und grobsinnlich aufgefaßten, Götterverehrung der benachbarten Völker, aber der Glaube an Jehova war zu fest gewurzelt in den Herzen des Volkes, die Lehre Moses hatte zu reichliche Früchte getragen, um je völlig ausgerottet werden zu können. Aus den schwersten Bedrängnissen ging sie immer wieder siegreich hervor, gepflegt und genährt von hochgesinnten,

kühnen und erleuchteten Männern, den Propheten, welche die Religion Jehova's nicht nur aufrecht erhielten, sondern auch in grandiosen Orakeln und Liedern, in denen die Dichtkunst einen ihrer schönsten Triumphe feiert, dem israelitischen Volke eine Zukunft voller Morgenroth verkündigten, und neben die großartige Erinnerung an Moses und die Rettung aus Aegypten die erhebende Hoffnung auf einen künftigen Vollender und Heiliger, in der Person des Messias, hinstellten.

Zweites Buch.

Griechenland und Rom.

1. Griechenland.

Bei dem Namen Griechenland ist es dem gebildeten Menschen in Europa, insbesondere uns Deutschen, heimatlich zu Muthe.

Fried. Hegel.

Wie den einsamen Wanderer, wenn er heraustretend aus der Dämmerung eines majestätischen, aber wildverwachsenen und pfadlosen Waldes die offene Landschaft vor seinen Blicken schimmern sieht, angeglüht von den morgenröthlichen Stralen der Sonne, ein freudiges Gefühl durchströmt und erhebt, — so kommt auch über uns ein unsägliches Gefühl der Freude, der Sicherheit, wenn wir von den majestätischen, aber oft verworrenen und monströsen Religionssystemen des alten Orients zur Betrachtung der schönen Religion, der klaren Weisheit des alten Griechenlands übergehen. Das Land liegt heiter vor uns, eine milde, elastische Luft umhaucht uns, und der freundlichste Sonnenschein umspielt erfrischend und belebend unsere Brust. Hier lösen sich die schroffen Gegensätze der Ideenwelt, welche uns im alten Orient entgegentreten, und sammeln und vereinigen sich alle in einem hellen Brennpunkt, und dieser Brennpunkt ist die Schönheit. Schönheit ist die

Bayerische Staatsbibliothek München

Achse, um welche sich alle Anschauungen der Griechen drehten, die Idee der Schönheit suchten sie in allen ihren bildlichen und geistigen Schöpfungen zu verwirklichen, und diese Idee drückte sich auch in ihrer Volksreligion, ihrer berühmten Götterlehre, mit so überwiegender Macht aus, daß sie mit Recht die Religion der Schönheit genannt worden ist.

Diese Religion zu betrachten ist hier unsere erste Aufgabe, und nachdem wir vor den Blicken des Lesers ein Bild der griechischen Nationalreligion aufgestellt, werden wir zur Darstellung der Weltweisen Griechenlands, ihrer Forschungen und Meinungen übergehen. Eine geschichtliche Entwicklung der Zustände des alten Griechenlands zu geben, liegt einestheils nicht in dem Zwecke dieser Blätter, anderntheils dürfen wir die Kenntniß der Geschichte Griechenlands bei unsern Lesern voraussetzen.

Erstes Kapitel.

Die griechische Götterlehre (Mythologie).

„Die Göttergeschichte der Alten durch allerlei Ausdeutungen zu bloßen Allegorien (Versinnlichungen allgemeiner Begriffe) umbilden zu wollen, ist ein eben so thörichtes Unternehmen, als wenn man diese Dichtungen durch allerlei gezwungene Erklärungen in lauter wahre Geschichte zu verwandeln sucht. Die Hand, welche den Schleier, der diese Dichtungen bedeckt, ganz hinwegziehen will, verletzt zugleich das zarte Gewebe der Phantasie, und stößt sodann statt der gehofften Entdeckungen auf lauter Widersprüche und Ungereimtheiten.“ Demzufolge geben wir einen Abriß der griechischen Götterlehre, wie sie uns durch die Dichter der Alten überliefert worden ist, ohne

Bayerische Staatsbibliothek München

denselben durch meistens unhaltbare, oftmals verwirrende Deutungen zu verderben. Hier, wenn irgendwo, gilt die Mahnung Goethe's, wenn er in Bezug auf die Phantasie spricht:

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige!

Im Anfange war das Chaos (der unentwirrte Raum), Nacht und Finsterniß. Die Nacht vermählt sich mit dem Erebus, dem Ursitze der Finsterniß, und gebiert dann den Aether und den Tag. So geht aus der Finsterniß das Licht, aus dem Schrecklichen das Heitere hervor. Nun erzeugt die Erde aus sich selbst den Uranos (den umwölbenden Himmel) und die Berge und den Pontos (das Meer). Hierauf vermählt sie sich mit dem Uranos, und gebiert ihm ein gewaltiges Geschlecht, das bald seinem Erzeuger furchtbar werden sollte; es besteht dieses Geschlecht aus hundertarmigen Riesen: Kottos, Gyges und Briareus, ungeheuern Kyklopen: Brontes, Steropes und Arges, herrschsüchtigen Titanen: Köos, Krios, Hyperion und Japet. Ferner gehören noch dazu Okeanos und die weiblichen Titanen: Thia, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe und Tethys. Der jüngste Sohn der Erde (Gäa) und des Uranos ist Kronos oder Saturnus. Alle diese Kinder der Erde und des Himmels erblicken das heitere Licht des Tages nicht, indem sie von ihrem Erzeuger, welcher ihre gewaltige Natur fürchtet, sogleich nach ihrer Geburt in die ödeste Finsterniß des Tartarus eingeschlossen werden. Darüber erbittert, entschließt sich die Muttererde, ihre Kinder an dem unnatürlichen Vater zu rächen. Sie verfertigt die erste Sichel, und übergibt sie ihrem jüngsten Sohne, dem Kronos, der seinen Vater Uranos, als sich derselbe mit der Erde begattet, mit der Sichel entmannt. Aus den Blutstropfen,

welche die Erde auffängt, entstehen in der Folge die rächenden Furien, die Giganten und die Bergnymphen Meliä. Die dem Uranos entnommene Zeugungskraft aber befruchtet das Meer, aus dessen Schaum dann Aphrodite, die Göttin der Liebe, emporsteigt. Hierauf vermählen sich die Kinder des Himmels und der Erde, und pflanzen das Geschlecht der Titanen fort: Köos (der Befruchter) mit Phöbe (der Glänzenden) erzeugt die Latona, welche sich nachher mit Zeus vermählt, und die Austeria, welche hernach die Hekate gebiert. Hyperion (der Wandler der Höhe) und Thia (die Göttliche) zeugen die Eos (Aurora, Morgenröthe), den Helios (Sonnengott) und die Selene (Luna, Göttin des Mondes). Okeanos erzeugt mit der Tethys die Flüsse und Quellen, Japet mit der Klymene die Titanen Atlas, Menötios, Prometheus (der die Menschen bildete) und Epimetheus, Krios mit der Eurybia die Titanen Asträos, Pallas und Perses. Kronos vermählt sich mit seiner Schwester Rhea und erzeugt ein Göttergeschlecht, welches das alte verdrängen sollte. Ihm, dem Kronos, dem Bild der zerstörenden Zeit, ist von seiner Mutter, der Erde, geweissagt worden, daß einer seiner Söhne ihn der Herrschaft berauben werde. Um dieses zu verhüten, folgt er dem Beispiele seines Vaters Uranos, und wie dieser seine eigenen Kinder in den finstern Tartarus eingekerkert hatte, so verschlingt nun Kronos seine Kinder sogleich nach ihrer Geburt. Wie aber vormals die Gäa über die Grausamkeit ihres Gatten gegen ihre Kinder getrauert hatte, so jetzt auch die Rhea, und im Begriffe, den Zeus zu gebären, ruft sie die Erde und den Himmel um die Erhaltung dieses Kindes an. Allein diese uralten Gottheiten sind ja schon lange ihrer Herrschaft beraubt, und vermögen nur noch durch Rath und Weissagung Hülfe zu leisten. Sie rathen ihrer Tochter Rhea, den Zeus, sobald sie ihn geboren,

auf der Insel Kreta zu verstecken, dem Kronos aber einen, in Windeln gewickelten Stein statt des Kindes zu verschlingen zu geben. Dieses geschieht, Kronos wird betrogen und Zeus nach Kreta gerettet. Dort wird er von den Kureten, deren Ursprung und Wesen in geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist, erzogen, die Ziege Amalthea, welche nachgehends als Sternbild am Himmel prangt, säugt ihn, Tauben bringen ihm Nahrung, Bienen führen ihm Honig zu, und Waldnymphen sind seine Pflegerinnen. Rasch entwickeln sich die Kräfte des Göttersohnes, und wie er heranwächst, nähert sich das Reich des Kronos seinem Ende. Außer dem Zeus sind auch noch fünf seiner Geschwister der Wuth ihres Vaters entrissen worden, nämlich die Söhne Poseidon (Neptunus) und Aides (Hades, Pluto), und die Töchter: Hestia (Vesta), Demeter (Ceres) und Here (Juno). Vereint mit diesen kündigt Zeus, nachdem er die Kyklopen aus ihrem unterirdischen Kerker befreit, und von ihnen mit dem leuchtenden Blitz und dem schmetternden Donner ausgerüstet worden war, seinem Erzeuger Kronos, auf dessen Seite die Titanen standen, den Krieg an. So begann der Götterkrieg, die Fehde zwischen dem alten und dem jungen Göttergeschlechte um die Herrschaft der Welt.

Die jüngern Götter, mit Zeus an ihrer Spitze und mit den Kyklopen und den hundertarmigen Riesen Kottos, Gyges und Briareus, welche Zeus alle aus ihrer Gefangenschaft befreit hatte, verbunden, versammelten sich auf dem Berge Olympos; die alten Götter, Kronos an der Spitze, unterstützt von den Titanen, auf dem gegenüber emporragenden Berge Othrys, und nun begann der Kampf. Zehn Jahre dauerte er an, die hundertarmigen Riesen schleuderten mit jedem Wurfe dreihundert Felsblöcke auf die Schlachtordnung der Titanen, die Blitze flammten unaufhörlich aus Zeus gewaltiger Hand, das Meer erbrauste, die Erde seufzte, der Himmel erdröhnte

und der hohe Olympos ward in seinen Grundfesten erschüttert. Endlich erklärte sich der Sieg für den Donnerer und die jungen Götter. Kronos entfloh seinem siegreichen Sohne und gelangte nach Latium in Italien, wo er unter dem Namen Saturnus das goldene Zeitalter begründete, und die Menschen mit weiser Güte beherrschte. Nicht so gut erging es den Titanen; sie werden in die Finsterniß des Tartarus hinabgestürzt, und die hundertarmigen Riesen bewachen den Eingang ihres Kerkers. Jetzt theilen die siegreichen Söhne des gestürzten Kronos die Herrschaft der Welt. Zeus erhielt den Himmel und den Rang eines Herrschers und Vaters der Götter und Menschen, dem Poseidon wurde das Meer und dem Aides die Unterwelt (der Hades) zugewiesen.

Aber noch stand Zeus oder Jupiter's Herrschaft nicht fest; denn die alte Erde, ergrimmt über das Wehgeschick ihrer Kinder, der Titanen, gebar, noch von den Blutstropfen des entmannten Uranos befruchtet, die himmelstürmenden Giganten, mit ehernen Stirnen und Drachenfüßen. Unter ihnen thaten sich hervor Prophyrion, Alkyoneus, Dromedon, Enkelados, Rhötos und Mimas. Sie schleuderten Eichen und Felsenstücke gen Himmel, achteten Jupiter's Blitze nicht und wurden erst nach langem Kampfe dadurch von ihm besiegt, daß er die Inseln des Meeres mit rauchenden Vulkanen über sie hinwälzte. Allein die Erde ruhte noch nicht. Sich mit dem Tartarus begattend, gebar sie den Typhon oder Typhäos, ein gräßliches Ungethüm, ausgerüstet mit hundert Drachenhäuptern, flammensprühenden Augen und einer Stimme, vor deren Gebrüll die Berge erzitterten. Der Kampf mit diesem Ungeheuer ward dem Zeus am schwersten. Unaufhörlich schleuderte er seine Blitze auf dasselbe, bis Erde und Himmel in Flammen stand, und Typhon endlich zu Boden sank, und in den Tartarus geworfen werden konnte. Nun

war die Herrschaft des neuen Göttergeschlechtes gegründet, und eine Reihe neuer Götterzeugungen beginnt. Bevor wir aber diese besprechen, müssen wir unsern Blick auf die Schöpfung des Menschengeschlechtes wenden.

Hiebei ist sehr beachtungswerth, daß sich in der griechischen Vorstellungsweise der Unterschied zwischen Göttern und Menschen als ein so großer darstellte, daß die letztern ihr Leben nicht einmal den Göttern selbst, sondern nur einem Abkömmling der Titanen verdanken.

Als der Stammvater der Menschen muß der Titan Japet angesehen werden. Er zeugte den Prometheus, den Atlas, den Menötios und Epemitheus, welche alle den Göttern verhaßt waren, weil sie treu an ihrer Titanennatur festhielten. Prometheus kam auf den Gedanken, den Menschen zu schaffen, was er auf folgende Weise bewerkstelligte. Zuerst befeuchtete er die noch von ätherischen Theilchen geschwängerte Erde mit Wasser, und bildete den Menschen als eine den Göttern ähnliche Gestalt, mit aufrechter Stellung und emporgehobenem Haupte. Als er sein Bild vollendet hatte, brannte er vor Begierde, dasselbe zu beleben, ihm eine Seele einzuhauchen. Deßhalb stieg er empor zum Sonnenwagen, entzündete an dessen göttlichen Flammen eine Fackel, und vermittelst dieser hauchte er seinem leblosen Bilde Seele und Leben ein. So entstand der Mensch, und sein Schöpfer Prometheus wird deßhalb gewöhnlich sitzend abgebildet mit einer brennenden Fackel in der Hand, über deren Flamme ein Schmetterling schwebt, welcher den belebenden und beseelenden Hauch andeutet, durch welchen die todte Masse erst beseelt und belebt wird. Aber Zeus grollte dem Schöpfer des Menschen und sann, wie er das neue Geschlecht verderben wollte. Als daher der den Göttern immer widerstrebende Menschenbildner Prometheus einst einen Stier schlachtete, und, um den Zeus zu versuchen,

das Fleisch und die Knochen abgesondert in zwei Häute wickelte, damit Zeus wählen möchte, nahm dieser absichtlich den schlechtern Theil, die Knochen, um, wegen des Betrugs, dem Prometheus zürnen und diesen Zorn an den Menschen auslassen zu können, denen er nun das himmlische Feuer wieder nahm, indem er sich an Prometheus selbst noch nicht wagte. Aber dieser stieg zum zweiten Male zum Sonnenwagen empor, entwendete abermals den himmlischen Feuerfunken, verbarg denselben in einer Pflanzenröhre, und brachte ihn den Sterblichen wieder. Dann begann er die Menschen alle nützlichen Künste zu lehren, um seine Schöpfung zu vollenden, die er dem Zeus zum Trotze begonnen hatte, und endlich vollkommen zu Stande brachte. Dieser Trotz des Prometheus ist besonders merkwürdig; er wollte in den Menschen ein Geschlecht bilden, das sich den Göttern entgegensetzen und nach dem Vorbilde seines Schöpfers die freiheitstrotzigen Eigenschaften der alten Söhne der Erde besitzen sollte. Sehr schön hat diese Gedanken des menschenschaffenden Prometheus ein neuerer Dichter ausgesprochen, wenn er denselben zu Jupiter sagen läßt:

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freu'n sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Um das Werk des Prometheus, das er nicht mehr hindern konnte, wenigstens möglichst zu verderben, ersann Jupiter eine List. Von Götterhänden ließ er eine weibliche Gestalt bilden, welche mit den verführerischsten Reizen ausgestattet den Namen Pandora erhielt. Diese sandte er mit einer Büchse, worin alle die Uebel, welche über die Menschheit kommen sollten, verschlossen waren, zum Prometheus. Aber Prometheus ahnte

die Gefährlichkeit des Geschenkes, und schlug die Büchse aus. Nun griff Zeus zur Gewalt, und ließ den Prometheus zur Strafe seiner Menschenschöpfung an einen Felsen des Kaukasus schmieden, zugleich sandte er einen Geier, der dem Armen unaufhörlich an der Leber fraß, welche immer wieder nachwuchs. Und nun kam durch die Büchse der Pandora alles Unglück über die Menschen, denn Epimetheus, der Bruder des Prometheus, ließ sich von den Reizen der Pandora bethören, und vermählte sich mit ihr, worauf sie die Büchse öffnete, und daraus alles Unheil über die Menschheit verbreitete. In diesen Mythen liegt ein hoher Sinn. Die Reize der Sinnlichkeit brachten zuerst das Unglück über die Menschen. Epimetheus vereitelt durch seine Thorheit die weisen Einrichtungen seines Bruders. Weisheit und Thorheit waren also schon bei der Entstehung des Menschengeschlechtes gegen einander thätig, und aus Weisheit und Thorheit sollte sein Wesen immerdar gemischt sein. Unter dem Bilde des an den Felsen gefesselten Prometheus läßt sich sodann die rastlose, stets unbefriedigte Begier der Sterblichen, ihre immerwährende Unruhe vorstellen, und ihre Leidenschaften sind der Geier, der dem Titanen die Leber benagt. Als aber aus der Büchse der Pandora das Unheil über die Menschheit sich verbreitet und schnell Früchte getragen hatte, erregte Zeus eine Sündfluth, in welcher alle Menschen umkamen, mit Ausnahme des Deukalion, eines Sohnes des Prometheus, und der Pyrrha, einer Tochter des Epimetheus, die sich in einem Nachen über der Fluth erhielten, und nach Abfluß derselben auf dem Berge Parnassos landeten, woselbst ihnen von der Themis, einer der Töchter des Uranos, welche wir schon erwähnt haben, die Weissagung ward, sie sollten, um die einsame Erde wieder zu bevölkern, mit verhülltem Antlitz die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen. Diesen geheimnißvollen Ausspruch deuteten sie richtig auf die

Steine, welche sie als die Gebeine der Muttererde hinter sich warfen, und als sie sich umsahen, war aus den harten Kieselsteinen ein neues Geschlecht der Menschen entsprossen, die, ihrem harten Ursprung getreu, keine Gefahr scheuen, kühn das Meer beschiffen, und muthig im Schlachtgefilde dem Tod ins Angesicht schauen. Dieses ist die Kunde von der wiederholten Schöpfung der Menschheit. Und nun wollen wir noch eine kurze Uebersicht der alten Gottheiten geben, und sodann zur Betrachtung der neuen Götter, der Herrscherfamilie des Zeus, übergehen, wo dann die oftmalige Verschiedenheit der alten und neueren Göttermythe klar werden wird.

Die älteste aller Gottheiten ist Eros. Er war vor allen Erzeugungen da, und regte zuerst das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finsterniß gebar, aus welcher, wie wir gesehen, der Aether und der Tag entsprangen. Dieser älteste Eros ist die Alles durchdringenden, Alles verklärende, Alles befruchtende Liebe. Von diesem Eros (Amor) hat ein deutscher Dichter so schön gesagt:

Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn' und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu flieh'n, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh', so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

In der Aphrodite (Venus) bildet sich die himmlische Zeugungskraft zu dem vollkommen Schönsten, das alle Wesen beherrscht, und welchem Götter und Menschen huldigen.

Die Eos (Aurora) ist, wie die Selene (Luna) eine Tochter des Hyperion, und Helios ist sein Sohn.

Okeanos, ein Sohn des Himmels und der Erde, ist

schon oben berührt worden. Er wurde durch die neuen Götter verdrängt.

Hekate, eine Tochter des Titanen Perses und der Asteria. Sie war eine Art Schicksalsgöttin, und ihr Mythus ging später in den der Artemis über.

Die Okeaniden, Söhne und Töchter des Okeanos, sind die Flüsse und Quellen.

Die Styx (das Entsetzen) war die geehrteste unter den Töchtern Okeanos. Sie vermählte sich mit dem Pallas, aus dem Geschlechte der Titanen, und gebar ihm vier gewaltige Kinder: Zelos (Eifer), Kratos (Gewalt), Nike (Sieg) und Bia (Stärke). Auf den Rath ihres Vaters ging sie mit ihren Kindern in dem Götterkriege zu Zeus über, weßwegen die letztern ihren Sitz seither beständig bei Zeus haben.

Die Metis (Weisheit), eine Tochter des Okeanos. Sie vermählte sich mit Zeus, und als sie einen Sohn gebären sollte, der einst über alle Götter herrschen würde, zog sie der besorgte Zeus in sich hinüber, verwandelte die männliche Frucht ihres Leibes in eine weibliche und gebar diese, die Pallas, aus seinem eigenen Haupte.

Die Eurynome, eine Tochter des Okeanos, vermählte sich ebenfalls mit Zeus, uud gebar ihm sodann die drei Grazien Aglaia (die Anmuthige), Thalia (die Blühende) und Euphrosyne (die Frohsinnige).

Die Mnemosyne (die Denkende) ist eine Tochter des Himmels und der Erde. Sie blieb jungfräulich, bis sich Zeus mit ihr vermählte, und sie durch ihn Mutter der Musen wurde.

Pontos, ein Sohn der Erde, vermählt sich mit seiner Mutter, und erzeugt mit ihr: den Nereus, den Gott der ruhigen Meeresfläche, dessen Töchter die Nereiden, unter denen Galatea und Thetis,

den Thaumas (das Staunen),
die Eurybia, die ein eisernes Herz im Busen trägt und bald wieder in die Nacht zurücktritt,
den Phorkys und die schöne Keto.

Diese zwei sind die Eltern der drei Gräen: Dino (Schrecken), Pephredo (Schauer) und Enyo (Entsetzen). Es sind diese schwanenweiße Jungfrauen, die von ihrer Geburt an greis waren, nur einen Zahn und ein Auge hatten, und an den äußersten Gränzen der Erde wohnten.

Die Gorgonen sind ebenfalls Töchter des Phorkys und der Keto. Sie hießen Euryale, Stheno und Medusa, und sind mit Schlangenhaaren und einem furchterregenden Antlitz ausgestattet. Aus dem Blute der Medusa, als sie von dem griechischen Heros (Helden) Perseus enthauptet wurde, ging Chrysaor und der geflügelte Pegasos hervor. Chrysaor vermählte sich mit der Kallirhoe, einer Tochter des Okeanos, und erzeugte mit ihr den dreiköpfigen Geryon und die Nymphe Echidna, halb Weib, halb Drache. Mit dieser begattete sich der heulende Sturmwind Typhaon, und dieser Ehe entsprossen: der dreiköpfige Hund Kerberos, der zweiköpfige Hund Otheus; die lernäische Schlange und die feuerspeiende Chimära, mit dem Löwengesicht, dem Ziegenleib und dem Drachenschweif. Auch begattete sich Echidna mit dem Otheus und gebar dann den nemaischen Löwen und die räthselhafte Sphinx, mit dem Jungfraunantlitz und den Löwenklauen. Auf diese Art geschah die Erzeugung der Ungeheuer, welche aber nur entstehen, „um in der Folge die Tapferkeit und den Muth zu prüfen, und von den götterentstammten Helden besiegt zu werden."

Die Flußgötter, als Söhne des Okeanos, sind zum Theil als handelnde Wesen in das neuere Göttergeschlecht verflochten.

Die Nemesis, eine Tochter der Nacht, behauptet als

nach gerechtem Maaß richtende und strafende Macht auch unter den neuen Göttern ihren Platz.

Atlas, ein Nachkomme der Titanen, wird auch in die spätere Göttergeschichte wiederholt eingeführt, wo er als ungeheurer Riese das Himmelsgewölbe auf den Schultern trägt.

Proteus, ein Sohn des Okeanos und der Tethys. Er konnte sich in Feuer und Wasser, Pflanze und Thier verwandeln, und erschien nur denen, die ihn in jeder Verkappung mit starker Faust festhielten, in seiner eigenen Gestalt, und entdeckte ihnen das Wahre.

Chiron, ein Sohn des Kronos, welcher ihn in der Gestalt eines Rosses mit der Philyra, einer Tochter des Flußgottes Asopus, erzeugte. Er war halb Mensch, halb Pferd, besaß aber hohe Schätze der Weisheit, und ward in der Folge Erzieher berühmter Herrscher und Helden, z. B. des Achilleus, welche seinen weisen Lehren sehr Viel von ihrer Größe verdankten.

Prometheus, dessen wir schon gedacht, und von dem hier nur noch berichtet werden soll, daß er endlich durch den großen Heros Herakles von seinen Qualen befreit wurde.

Mit ihm schließt die Reihe des alten Göttergeschlechtes.

Der Hauptunterschied zwischen dem alten und neuen Göttergeschlecht besteht darin, daß in jenem noch mehr das Monströse, Ungebildete vorherrscht, während die Gestalten des letztern mehr in rein menschlicher, aber idealisirter, Form vorgestellt wird. Der von dem Sinn der Schönheit durchdrungene Geist der Griechen mußte sich bald von jenen rohen, ungeheuerlichen Geburten des Chaos und der Nacht abwenden, um sich schönere, der Menschheit näher stehende Götter zu bilden. Fernab liegen schon die wilden Erzeugungen der Familie des Uranos und Kronos und in verklärt menschlicher Schöne steht das Göttergeschlecht des Zeus vor unsern Blicken, indem es von den alten Gottheiten nur noch die in seinen Kreis zieht, welche mehr ihnen, als den Urgottheiten ähnlich sind.

Diesen Kreis eröffnet

Zeus, der Vater der Götter und Menschen, „der Herrschenden Allerhöchster," wie ihn Homeros, der Vater der Dichtkunst nennt, der ihn bezeichnend von sich selbst sprechen läßt: Eine goldene Kette will ich aus meiner Hand vom Himmel zur Erde senken; versucht es all' ihr Götter und Göttinnen, und hängt das Gewicht eurer ganzen vereinten Macht an diese Kette, es wird euch nicht gelingen, den höchsten Jupiter vom Himmel zur Erde herabzuziehen; dieser aber wird die Kette mit leichter Hand, und mit ihr Erd' und Meer gen Himmel heben, und sie an seinen hohen Sitz befestigen, daß die Welt an ihr schwebend hängt. In diesen Worten gibt Zeus selbst einen Inbegriff seines Wesens. In heiterer Majestät thront er über Göttern und Sterblichen, der Adler ist sein Symbol, Blitz und Donner hält seine Rechte, seine Linke das gewaltige Zepter, und

Der Olympus bebt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken.

Am gewöhnlichsten stellten ihn die Alten dar, wie er „gleichsam in seiner ganzen Macht sich fühlt, und dieser Macht sich erfreut." Er sitzt auf dem Throne, das Antlitz voll majestätischer Heiterkeit und milden Ernstes, den Adler zu seinen Füßen, den flammenden Blitz in der Rechten, mit der Linken sich auf das Zepter stützend. Aber er ist nicht etwa blos ein zürnender Träger der höchsten Gewalt unter Göttern und Menschen, nicht ein in einsamer Heiligkeit thronender Gott, er ist nicht nur der Repräsentant der Macht, er ist zugleich auch ausgestattet mit menschlichen Gefühlen, ein verklärtes Bild der Menschheit, ein Ideal menschlicher Größe. So dachte sich der Grieche seinen Zeus, und aus dieser Vorstellungsweise entsprangen die vielen lieblichen Mythen, in welchen ihn die alten Dichter bald als einen feurigen Liebhaber, der, um die Gunst der Erdentöchter

zu gewinnen, sich sogar in Thiergestalten vermummte, bald als unglücklichen Ehemann, bald aber wieder als machtvollen Donnergott darstellten, der die Welt der Sterblichen und Götter regiert, und mit einem Winke seiner Brauen den Elementen gebietet.

Here (Juno), die Schwester und Gattin des Zeus. Unter ihr dachte man sich „das erhabene, mit der Macht vereinte Schöne.“ Sie heißt die Herrschende, Weißarmige, Großaugige, und ihr Charakter ist nicht etwa sanfte Schönheit oder Anmuth, sondern Ehrfurcht erregende und fordernde Größe, Stolz, kalte Strenge und ernste Würde. Ihr Sinnbild ist der Pfau, und in den mythologischen Dichtungen tritt besonders hervor ihr unabänderliches Festhalten an ihren Rechten als Himmelskönigin, Eifersucht und Racheluft. Gebildet wird sie auf Zeus Adler sitzend, das Haupt mit Sternen umgeben, einen Schleier über sich schwebend und in der Hand einen Zepter haltend.

Poseidon (Neptunus), der Bruder Jupiter's, Herrscher des Meeres, der mit dem wogengebietenden Dreizack in der Hand mit einem brausenden Viergespann auf den rauschenden Wogen einherstürmt. Ihm kommt nicht, wie seinem erhabenen Bruder, die ruhige, erhabene, mit einem Wink der Augenbraunen gebietende, Macht zu, „bei deren Lächeln sich der ganze Himmel aufheitert und welche nur selten zürnen darf, weil sie am wenigsten beschränkt ist,“ sondern bei ihm ist der Ausdruck zürnenden Grolles vorherrschend. Das Wogengetümmel ist seine Lust, einen Eingriff in dieses sein Gebiet läßt er sich nicht gefallen. Zu Lande lenkt er Roß und Wagen. Das Roß selbst verdankt ihm sein Dasein. Er schlug die Erde mit dem Dreizack, da sprang es hervor. Die Erzeugungen des Poseidon sind meistens ungeheuer. Die Aloiden, seine Söhne, waren gewaltige Riesen, welche den Berg Ossa auf den Olymp

stülpten, und selbst dem Zeus furchtbar wurden. Mit der Medusa erzeugt Poseidon den geflügelten Pegasos, der noch aus ihrem Blute hervorging, als sie von Perseus getödtet wurde. Um seiner Umarmung zu entfliehen, verwandelte sich Demeter in ein Roß, allein Poseidon verfolgte sie in der nämlichen Gestalt, und erzeugte mit ihr den Arion, das edelste, windschnelle Pferd. In den Aeußerungen seiner Gottheit beurkundet sich eine große Macht. Die Obergewalt des Zeus aber erkennt er an. Er wird abgebildet grimmen Blickes, mit der Rechten den Dreizack, in der erhabenen Linken die Zügel haltend, womit er die bäumenden Rosse an seinem Wagen lenkt, sein Gewand flattert im Sturmwinde.

Hades oder Aides (Pluto) ist der König der Unterwelt, der unterirdische Zeus, den kein sterbliches Auge je geschaut. Als Beherrscher der Todten führt er ein Zepter in der Hand, und sein Gewand ist über das Haupt gezogen. Wie Jugend und Schönheit dem finstern Orkus zum Raub wird, das haben die Griechen unter dem schönen Mythus des Raubes der Persephone (Proserpina) durch Pluto dargestellt. Persephone, die Tochter des Demeter, wird von dem Hades mit Gewalt in die Unterwelt geführt, wo sie zur Gemahlin des unterirdischen Gottes, zur Königin der Schatten erhoben wird. Vergebens sucht Demeter die geliebte Tochter dem Licht des Tages wieder zu gewinnen, der dunkle Hades hält seinen Raub fest, und nun „sitzen in melancholischer Eintracht Hades und Persephone nebeneinander auf ihrem düstern Throne, und herrschen über das öde Reich der Schatten. An den Pforten der Schattenwelt hält der dreiköpfige Kerberos Wache. Unterirdische Flüsse, der Acheron, Kokytos, Pyriphlegethon, Styx und Lethe, umfließen den Erebus. Der Todtenschiffer Charon führt in einem morschen Kahne die Seelen der Verstorbenen über den stygischen Fluß, worüber ihnen keine Rückkehr ge-

ſtattet iſt. Auf dem jenſeitigen Ufer angekommen, mußte die Seele vor den Todtenrichtern Minos, Rhadamanthos und Aeakos erſcheinen, von welchen ſie, je nach ihren Verdienſten oder Verbrechen im irdiſchen Leben, den elyſeiſchen Gefilden oder dem ſchrecklichen Tartarus zugewieſen wurden.

Die Unterwelt wurde folgendermaßen vorgeſtellt.

Unmittelbar jenſeits der ſtygiſchen Gewäſſer ſchweben die Seelen der Kinder, die gleich nach ihrer Geburt geſtorben, ohne des Lebens Luſt und Schmerz zu genießen, weinend und wehklagend umher. Ihnen zunächſt war der Aufenthaltsort Solcher, die unſchuldig zum Tode verurtheilt worden waren, und Derjenigen, die ſelbſtmörderiſch Hand an ſich gelegt. Hierauf gelangte man in ein Gefilde voller Seufzer und Wehklagen, woſelbſt die Seelen Derer umherwandelten, denen unglückliche Liebe das Leben verkürzt. Dieſem Orte zur Linken war der Tartarus, durch welchen der Pyriphlegeton ſeine feuerflammenden Wogen wälzte, und woſelbſt die Verrächter der Götter und Verbrecher aller Art ihre im Leben der Oberwelt begangenen Fehle büßten, indem ſie von den Furien auf mannigfache Weiſe gepeinigt wurden. Rechtshin aber von dieſem entſetzlichen Orte lag das Elyſium, der Aufenthaltsort der Seligen, und vorzüglich derjenigen Menſchenſeelen aus den goldenen Urzeiten, die nie mit einem Verbrechen ſich befleckt hatten. Hier wohnten ſie zuſammen auf ewig blühenden Auen in ſtiller Heiterkeit, leidenſchaftslos, in ſeliger Ruhe. Im Grunde aber „deutet die ganze Dichtung vom Hades oder dem Reich des Pluto auf das Grab, deſſen enge Gränzen die Phantaſie zu einer Schattenwelt erweiterte. Daher man auch in den Dichtungen das Reich des Hades eine öde, leere Stätte, und ſeine Wohnung ein enges Haus nannte."

Phöbos Apollon iſt eine der ſchönſten Geſtalten der griechiſchen Göttermythe. Er iſt ein Sohn des Zeus und der

sanften Latona. Auf Delos wird er geboren und die hohen Göttinnen Themis, Rhea, Diana und Amphitrite sind bei seiner Geburt zugegen. Die mütterliche Brust verschmähend wird er von Themis mit Nektar und Ambrosia (den ätherischen Lebensmitteln der Götter) genährt. Und als die himmlische Kost seine Lippen berührt hatte, stand er schon auf seinen Füßen da, das Band seiner Zunge war gelöst und er sprach: „die goldene Zither soll meine Freude sein, der gekrümmte Bogen meine Lust, und in Orakelsprüchen will ich die dunkle Zukunft verkündigen!“ Sprach's, und schon schritt er, ein herrlicher Jüngling, über die Berge und Inseln einher, kam zur felsigen Pytho, stieg zum Olympos empor, und trat in die Versammlung der Götter. Dann entsteigt er dem Olymp wieder, erlegt den Drachen Python, und gründet an der Stelle, wo er diese That vollbracht, ein Orakel, wo dann eine Priesterin, Pythia genannt, die Weissagungen des Gottes verkündigte. Apollon's Urbild ist „der Sonnenstrahl im ewigen Jugendglanze“. Darum ist er der Gott der Schönheit und Jugend, den Saitenspiel und Gesang erfreut. Aber er trägt auch den Köcher auf der Schulter, spannt den silbernen Bogen und versendet seine Pfeile, die verderbliche Seuchen bringen, oder er tödtet auch mit sanftem Geschoß die Sterblichen. Dieß ist eine der liebenswürdigsten Dichtungen, indem sie selbst den Begriff der Zerstörung in den Begriff der Jugend und Schönheit auflös't und dadurch dem ganz Entgegengesetzten einen harmonischen Einklang gibt. Und der jugendliche Gott des Todes sendet nicht immer tödliche Geschoße, wird auch als der Heilende verehrt, und zeugt als solcher den weisen Asklepios, der Mittel für jeden Schmerz, für jede Krankheit wußte, und dessen Kunst selbst Todte zu erwecken vermochte. Gewöhnlich wird Apollon gebildet, wie er, auf einen Pfeiler gelehnt, in der Linken den Bogen hält, während die Leier zu seinen Füßen steht. Ihm zur Seite steht

Artemis (Diana), seine Schwester, mit dem goldenen Bogen, sich erfreuend am Rauschen der Wälder und dem Gelärm der Jagd. Auf ihre Bitte gewährte ihr Zeus, den Stand der Jungfräulichkeit zu behalten, und nun schwärmt sie im Geleite ihrer Nymphen auf den Bergklippen umher, liegt der Jagd ob, und wie ihr Bruder der männliche Todesgott ist, so ist sie die Todesgöttin des weiblichen Geschlechtes. Mit Apollo vereint richtet sie ihr sanftes Geschoß auf die Geschlechter der Sterblichen. Zuweilen aber enteilt sie den Bergwäldern, kommt nach Delphi, dem Sitze Appollons, und führt dort die Chöre der Musen und Grazien an, wenn sie die himmlischen Hymnen anstimmen. Das Symbol der Artemis ist der kalte, keusche Mond, und die strenge Jungfräulichkeit der Göttin ist der Hauptzug ihres Wesens. Den Jäger Aktäon, der das Unglück hatte, die Göttin im Bade zu erblicken, verwandelte sie in einen Hirsch, und ließ ihn von seinen eigenen Hunden zerreißen, auf diese Weise ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit ein furchtbares Opfer bringend. Ja, als eine ihrer Priesterinnen ihren Tempel durch die Annahme der Besuche eines geliebten Jünglings in demselben entweihte, verheerte sie das ganze Land mit Seuchen, bis man ihr das schuldige Paar zum Opfer brachte. Ihr widmeten sich die Mädchen, welche das Gelübde der Keuschheit ablegten. Ihr Gegenbild aber ist

Aphrodite (Venus), die Göttin der Liebe. „In ihr verehrte man den heiligen Trieb, der alle Wesen fortpflanzt, die Fülle der Lebenskraft, die in die nachkommenden Geschlechter sich ergießt, den Reiz der Schönheit, der zur Vermählung lockt." Sie ist zugleich das Ideal der liebreizendsten Schönheit und die Pflegerin und Erweckerin des Gefühles der Liebe. So, und als Tochter des Zeus, ist sie eine der mächtigsten Gottheiten, wenn sie gleich nur in Zärtlichkeit und Lust lebt und webt. Götter und Menschen sind ihrer Macht unterthan, nur

über die Pallas, Vesta und Artemis hat sie keine Gewalt. Ihre Tempel waren Wohnplätze der Lust, ihr Dienst voller Anmuth und Frohsinn. Sie fuhr einher auf einem mit Tauben bespannten Wagen, die mannigfaltigen Genien der Liebe umgaukelten sie, die Grazien waren in ihrem Gefolge, und an ihrer Seite weilte Eros, der Liebesgott, den die spätere Dichtung der Alten als einen Sohn der Venus vorstellt, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, und also die furchtbare Macht seiner himmlischen Mutter bezeichnend. Ihre Liebesabenteuer sind zahllos, sie selbst erliegt gar oft der ewigen Liebesmacht, welche sie repräsentirt, und nie gab es einen bedauernswerthern Hahnrei als ihren Ehemann, den hinkenden

Hephästos (Vulkanus), welchen Juno, wetteifernd mit Zeus, der die Pallas aus seinem Haupte geboren, aus sich selbst erzeugte. Aber Zeus ergrimmte darüber und schleuderte den Neugebornen vom Olympos herab, welches Experiment dem armen Göttersprößling die Füße lähmte, so daß er hinkend wurde. In sonstiger Beziehung schadet dieser Sturz vom Himmel dem Hephästos nicht. Er wird ein Gegenstand der Verehrung der Menschen durch seine göttliche Kunstfertigkeit in allen Metallarbeiten, und erhält auch wieder Zutritt in die Götterversammlung; ja Zeus gibt ihm sogar seine Tochter Aphrodite zur Gemahlin, welche dem lahmen Gemahl freilich gar manchen Gott und Helden, besonders den brausenden Ares vorzieht. Er ist der Gott des Feuers, unter dem flammenspeienden Aetna ist seine Esse, die Kyklopen sind seine Handlanger und er sitzt am Amboß, die Wohnungen der Götter mit Kunstwerken zu verzieren, Götterlieblingen ihre Waffen zu schmieden und dem Liebesgott seine unwiderstehlichen Pfeile zu verfertigen.

Pallas Athene (Minerva) sprang, blauäugig und mit glänzenden Waffen angethan, aus dem Haupte des Zeus.

„Aus keiner Mutter Schooß geboren, war ihre Brust so kalt wie der Stahl, der die bedeckte. Sie näherte sich dem männlich Großen, und weiblicher Zartheit war ihr Busen ganz verschlossen.“ Mit diesen Worten ist ihr ganzes Wesen bezeichnet. Ihr mangeln alle zarten Gefühle, weßwegen sie, gleich dem Kriegsgott, ihre Lust im Schlachtgetümmel und an zerstörten Städten findet. Aber ihr Sinn ist dennoch nicht ganz verwildert, und gewährt ihr Feldschlacht und Lanzenspiel einerseits Lust und Vergnügen, so ist es andererseits auch ihre Freude, die Künste des Friedens zu fördern und zu beschirmen; sie lehrt die Menschen die Webekunst, läßt den Oelbaum entstehen und erfindet die Flöte. Alles an ihr ist kalte, überlegende Weisheit, die sich von keiner Leidenschaft stören läßt, und deßwegen konnte sie füglich die Beschützerin, die Göttin der Weisheit selber sein. Das versteinernde Haupt der Medusa dräut auf dem Schilde, welcher ihre Brust bedeckt, und über ihrem Haupte schwebt die Eule, der düstere, freudenlose Nachtvogel, das Sinnbild einsamer Forschung. Athen ist ihr Lieblingsort. Sie gab ihm den Namen, und dort ließ sie die reichsten, freudigsten Röhren der Weisheit sprudeln.

Ares (Mars), der Gott des Krieges, ist ein Sohn des Zeus und der Here. In ihm ist das schreckliche, furchtbare Element des Krieges personifizirt. Er führt, mit unvergleichlichen Waffen ausgerüstet, von seinen Dienern, dem Schrecken und dem Entsetzen begleitet, wie ein rasender Orkan durch die Heere, brüllt wie zehntausend Männer, zertrümmert die Kriegswagen, zerschellt Helme und Schilde, wirft, dem Wirbelwind gleich, Tapfere und Feige zu Boden und frohlockt ob der grauenvollen Verwüstung. Bald diesem, bald jenem Heere beistehend verbreitet er allum Verheerung und Verderben. Aber der Schönheitssinn der Griechen wußte die Wildheit des Ares dennoch zu mildern, indem sie denselben von Aphrodite durch

Liebe, von Pallas Athene durch Weisheit zügeln und lenken ließen.

Demeter (Ceres), die Schwester des Zeus und der Here, ist eine der wohlthätigsten Gottheiten, sie ist

Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Sie ruft den nährenden Halm des Getreides hervor und unterrichtet die Menschen in dessen Benützung. So gründet sie denn eine ackerbauende Kultur, die Basis der geselligen Ordnung, und wird deswegen als Beschützerin der Erde und ihrer Früchte verehrt.

Hestia (Vesta), die Schwester des Zeus, ist das Urbild des sanft glühenden Lebens der Natur, das unsichtbar mit milder Wärme durch alle Wesen sich verbreitet. Ihre uralte Verehrung war auf's Innigste mit dem häuslichen Leben der Alten verflochten, denn ihr verdankte man „jede wohlthätige Wirkung des Feuers, die auf Erhaltung und Ernährung abzweckt, und sie war es, welche die Menschen lehrte, sich die nährende Kost zu bereiten." Auch das Erbauen fester Wohnsitze wurde den Menschen von der Hestia gelehrt, weßwegen ihr der Vorhof und der Eingang jedes Hauses heilig war. Ihrem Dienste widmeten sich keusche Jungfrauen, Vestalinnen genannt, welche die Obliegenheit hatten, das reine Feuer auf ihren Altären stets in lodernder Flamme zu erhalten. Wurde die Göttin abgebildet, so trug sie eine Fackel in der Hand, ihre Gestalt aber war verhüllt.

Hermes (Merkurius), der behende Götterbote, der Gott der Rede, der Gott der Wege, der Patron der Kaufleute und der Ringer. Er ist ein Sohn des Zeus und der Maja und in seine Person hüllte die Einbildungskraft der Griechen die

Begriffe von schneller Erfindungskraft, von List und Gewandtheit ein. „Schalkheit und List ist in ihm mit der Macht der Gottheit und mit Unsterblichkeit gepaart, denn in der Vorstellungsart der Alten war Nichts unheilig, was aus dem mannigfaltigen Bildungstriebe der Natur hervorging, und wenn gleich durch sich selber schadend, dennoch den Stoff des Schönen und Nützlichen in sich enthielt.“ Gar lieblich sind die Dichtungen, welche die Jugend des Hermes erzählen. Am frühen Morgen wurde der Götterknabe geboren, am Mittag erfand er schon die Laute, welche er aus der Schale einer Schildkröte verfertigte, und am Abend entwandte er mit göttlicher List die Rinder des Apollon. Er wird dargestellt ein leichtes Gewand über die Schultern geworfen, kleine Schwingen an der Kopfbedeckung, geflügelte Sandalen an den Füßen, vermittelst welcher er sich leicht über Land und Meer einherschwingt, und in der Hand den schlangenumwundenen Stab, womit er die Seelen der Verstorbenen der Schattenwelt zuführt.

Dionysos (Bacchus), der Sohn des Zeus und der Semele. Als seine Mutter mit dem Knaben schwanger ging, ließ sie sich von der eifersüchtigen Juno zu dem thörichten Wunsche verleiten, ihren Geliebten einmal in seiner ganzen Majestät zu sehen. Zeus muß sich, durch einen abgelockten Eid gebunden, dem geliebten Weibe mit Donner und Blitz nähern, und Semela büßt ihr eitles Gelüste mit dem Tod in den Flammen, denn keine Sterbliche konnte die Majestät des Götterkönigs ertragen. Den ungeborenen Knaben aber reißt Zeus aus dem Schooß der Mutter, und verbirgt ihn bis zu seiner Reife in seiner eigenen Hüfte. Hermes trägt hierauf den Neugebornen zu den Nymphen, welche ihn erziehen sollten. Rasch wächst er nun heran und bewährt bald seine göttliche Natur. Nun lehrt er die Menschen den Weinbau, und beginnt durch alle Lande zu fahren auf einem von Löwen und Tigern gezogenen

Wagen. Bis in's ferne Indien hin verbreitet er seine Triumphe, und in drei Jahren vollendet er seinen beglückenden Zug, wobei er von einem trunkenen Geleite schalkhafter Faune, spottender Satyr's, dem alten, losen Silen, und von einem Chor rasender Bacchantinnen umschwärmt ist. Mannigfaltige Dichtungen verherrlichen seinen beglückenden Eroberungszug und melden die furchtbaren Geschicke der tollkühnen Sterblichen, welche gegen des Dionysos göttliche Macht Widerstand zu unternehmen wagten. Es verehrten die Alten in dieser Gottheit das Hohe, Freudenreiche des Genusses, und darum wird, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Bacchus auch gebildet als der personizirte Genuß, als ein blühender Jüngling, das Gesicht voll träumerischer, schwelgerischer Seligkeit, das Haupt mit grünendem Laube bekränzt, mit leichter Hand Löwen und Panther zügelnd. Ihm zu Ehren wurden die rauschenden Dionysien oder Bacchanalien gefeiert und er begeisterte zu dem trunkenen Rufe: Evoe Bacchus!

Dieses sind die Hauptfiguren der griechischen Göttermythen. Sie umgab ein zahlreiches Geschlecht untergeordneter Göttergestalten, voll hoher Bedeutung, voll sinnigen Reizes. Unter diesen sind hier noch hervorzuheben:

Die Musen, Töchter des Zeus und der Mnemosyne. Es sind ihrer neun Schwestern: Klio, Melpomene, Thalia, Kalliope, Terpsichore, Euterpe, Erato, Urania und Polyhymnia. Musik, Gesang und Tanz sind ihr Geschäft und sie begeistern den Dichter und Künstler. Auf dem Parnassos, Pindos und Helikon wohnen sie.

Die Eroten (Liebesgötter), sie sind gleichsam „Funken vom Wesen des Eros", und sinnbildliche Darstellungen der Alles besiegenden Liebe. Die Charitinnen oder Grazien, deren schon oben gedacht wurde.

Die Horen, Töchter des Zeus. In ihnen ist der Wechsel

der Jahreszeiten personifizirt, und ihr Geschäft ist es, die Thüren des Himmels zu öffnen und zu schließen.

Die Nymphen, Dreaden, Najaden und Dryaden, liebliche Wesen, welche die Einbildungskraft erschuf, um durch sie die leblose Natur zu beseelen. Die Wälder hatten ihre Nymphen, die Quellen ihre Najaden, die Berge ihre Dreaden, die Bäume ihre Dryaden.

Die Satyr'n und Faune dachte man sich als ein wunderliches, neckisches Geschlecht, erstere mit Hörnern und Ziegenfüßen, letztere mit spitzen Ohren und Ziegenschwänzen ausgestattet. Alle diese dichterischen Bildungen wurden dann verschmolzen in der Figur des Waldgottes Pan, welcher der christlichen Vorstellung vom Satan Gestalt und Aeußeres lieh.

Der schöne Hymen, mit der hochzeitlichen Fackel in der Hand, war der Gott der Ehe, und ihm zu Ehren wurden bei den Vermählungen bräutliche Lieder angestimmt.

Hiemit glauben wir das Wesentlichste über die Göttermythen Griechenlands gesagt zu haben. Näher in dieselben einzutreten, das selige Leben der Götter auf dem Olymp, die unzähligen Liebesabenteuer der hohen und niederen Gottheiten und überhaupt den von mannigfachen Dichtungen umwucherten Haushalt derselben zu schildern, liegt nicht in unserer Aufgabe. Nur einen wichtigen Punkt der griechischen Götterlehre müssen wir zum Schlusse noch hervorheben; es ist dieses die Vorstellung vom Fatum, „welches Götter und Menschen beherrscht."

Man darf sich die griechischen Götter nicht als absolute Wesen denken, denn auch sie sind, ebensosehr als die Menschen, der Macht der eisernen Nothwendigkeit, dem unabwendbaren Schicksal unterworfen. Die Götter selber tragen Scheu vor Etwas, und dieses Etwas ist das nächtliche, geheimnißvolle Dunkel, welches zu enträthseln das Verstandesvermögen der

Sterblichen übersteigt. Dieses Geheimnißvolle, diese Nacht ist die Mutter des in unergründliches Dunkel gehüllten Fatum's (Schicksal). Auch hat sie die drei Parzen geboren, Klotho, Lachesis und Atropos, von denen die erste den Rocken hält, die zweite den Lebensfaden der Menschen spinnt und die dritte mit der furchtbaren Scheere denselben abschneidet. Sie sind weiblich schön gebildet, bezeichnen aber eine schreckliche, finstere Gewalt. Die Nacht ist ferner die Mutter der Zwillingsbrüder Schlaf und Tod, der Träume, des Betrugs, des Meineids, der Mühe, des Krieges, des hämischen Tadels, des Hungers, der verborgenen Frevel strafenden Nemesis und der rächenden Eumeniden oder Furien. Diese schrecklichen Gestalten treten alle in der Reihe der griechischen Göttergestalten auf, und zwar deßwegen, „weil sie sich in dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge mitbefinden." Und dieser nothwendige Zusammenhang der Dinge war dann die Heimarmene selber, jene dunkle Gottheit, welche Alles beherrscht, und deren Verhältniß zu den übrigen Göttern am deutlichsten durch folgende Sage angedeutet werden kann. Dem Sarpedon, einem Sohn des Zeus, ist es vom Schicksal vorherbestimmt, im Kriege vor Troja zu fallen. Vergebens will ihm der göttliche Vater das Leben erhalten, er muß sich dem unerbittlichen Willen des Schicksals fügen, und Sarpedon fällt von der Hand des Patroklos.

Zweites Kapitel.

Uebergang zur Weltweisheit Griechenlands. Die Mysterien. Eintheilung der griechischen Philosophie.

Im vorhergehenden Abschnitte mußten wir die alten Griechen ob den wundersamen Schöpfungen ihrer Phantasie bewundern. Von jetzt an werden wir die klaren Ergüsse ihres Verstandes, die tief gedachten Erzeugnisse ihrer Weltweisheit betrachten. Die Darstellung der griechischen Göttermythen ist gleichsam die Vorhalle, die von großen Dichtern in schönster Harmonie erbaut, den Geist vorbereiten soll auf die erhebenden Eindrücke, die er im Heiligthum der griechischen Philosophie empfangen soll.

Es wird dem Leser nicht entgangen sein, wie sehr die dichterische Volksreligion des alten Griechenlands von den vorher abgehandelten Religionssystemen des alten Orients verschieden ist. Dort steigerten sich die Vorstellungen von der Gottheit meist ins Ungeheure, Maßloße, der gesunde Menschenverstand reichte bei Weitem nicht hin, die Ausschweifungen orientalischer Einbildungskraft zu umfassen, zu begreifen; hier wird überall das Bestreben sichtbar, diese monströsen Vorstellungen zu bändigen, sie dem menschlichen Begriffsvermögen zu nähern. Dort herrscht oft das Gestaltlose, Nebelhafte vor, hier wird Allem eine bestimmte Norm und Form gegeben und diese bestimmte Norm ist die der Schönheit. Dort liegt zwischen Gottheit und Menschheit eine ungeheure Kluft, hier nähert sich göttliche und menschliche Natur. Man darf also im Allgemeinen mit Bestimmtheit behaupten, daß das Bestreben der griechischen Dichter*), welche

*) Unter diesen Dichter nimmt Homeros, der Vater der Dichtkunst, die erste Stelle ein. Leider vermögen wir über sein Zeitalter und seine Lebensumstände nichts Gewisses anzugeben.

dem Volk seine Religion gaben, vorzüglich dahin ging, die aus dem Morgenlande herübergekommenen religiösen Ideen begreiflicher zu machen, oder, kurz gesagt, die Götter zu humanisiren, zu vermenschlichen. Dieses Bestreben gelang vollkommen, aber in seinem Gelingen wurzelte schon der Grund des Verfalls der humanisirten Götterlehre. Indem nämlich bei der Darstellung der Göttermythen jener naive Ton vorherrschend war, wie wir ihn in Homer's Dichtungen treffen, mußte diese Götterwelt nothwendigerweise vielfachem Zweifel und im Verlaufe der Zeiten sogar dem Spotte, dem Gelächter preisgegeben werden. Jener kindliche Sinn des griechischen Volkes, welcher an die Göttermythen, wie sie ihm einmal dargeboten wurden, ohne weitere Untersuchung glaubte, war bald dahin, die polytheistischen Vorstellungen genügten dem erwachten Forschungstriebe nicht mehr, und große Geister gaben dem Nationalsinn bald eine vorherrschend skeptische (zweifelnde) Richtung. Geistreiche Schriftsteller*) gossen eine schonungslose Persiflage über die ganze Götterwelt aus, während zugleich das Bedürfniß geistigerer Vorstellungen der Gottheit fühlbar wurde, und die erhabenen Lehren einzelner Weltweisen über die höchsten Ideen dennoch bei der Masse noch keinen Eingang finden konnten. So entwich denn „der gedankenlose Reiz" des griechischen Polytheismus, und an seine Stelle trat meist ein ebenso gedankenloser, in seinen Wirkungen auf Leben und Sitte aber weit schädlicherer Unglaube. Der größte Theil des Volkes gerieth, einerseits der kindlichen Gläubigkeit an die Gestalten und Wunder des Olympos längst entwöhnt und andererseits die geläuterten Ansichten seiner Philosophen nicht begreifend oder gar verkennend, in den Zustand leichtsinnigen, trostlosen Indifferentis-

*) Besonders der geniale Lukianos, hauptsächlich in seinen Göttergesprächen.

mus in Bezug auf Gottheit und Religion*). Ich sage, der größte Theil der Nation, denn es wäre zu weit gegangen, wenn man sagte, der angegebene Zustand sei schlechthin ein allgemeiner gewesen. Es tritt uns nämlich hier eine höchst bedeutende Erscheinung entgegen, die, aus den Urzeiten herstammend und unabhängig von den Spekulationen griechischer Philosophen, ein sehr wichtiges Moment in den religiösen Vorstellungen des alten Griechenlands bildet.

Es ist dieß die Erscheinung der Mysterien (Geheimnisse)**).

---

*) Der Geist dieser leichtfertigen Gleichgültigkeit, dieses Unglaubens, scheint uns vortrefflich bezeichnet zu sein durch folgende Strophen eines großen englischen Dichters, welche er einer antiken Gesellschaft als Trinklied in den Mund legt:

Hinweg mit der Hadesgeschichte,
Dem priestererfundenen Mythos;
Weg mit dem Drei-Jungfern-Gedichte,
Den Parzen und euren Kokytos.

Herr Zeus wäre übel geschoren,
Ging's droben nach eurem Geflause:
Vorm Weibe verschlöß er die Ohren,
Und säh' auf der Menschen Gezause.

Lebt ein Jupiter, lebt eine Juno:
Sie machen um uns sich nicht Sorgen.
Laßt die Götter dem eigenen Thun: — O
Selig, wer lebet verborgen!

Was? Zählt ihr's zu Göttergenüssen,
Den Sündern den Weg abzupassen?
Zu rechnen, wie Viele wir küssen,
Wie Viel wir beim Becher verprassen?

Bei der Lippen süßem Erproben,
Bei Wein und Musik bleibt zufrieden:
Laßt schlafen die Götter da droben,
Wir wissen, 's gibt keine hienieden!

**) Τὸ μυστήριον, das Geheimniß. Im Mittelalter nannte man die geistlichen Komödien, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Mysterien.

Unter diesen Mysterien verstand man in Griechenland und später auch in Rom religiöse Zusammenkünfte, denen nur die beiwohnen durften, welche die Einweihung erhalten hatten. Das hiebei zu beschwörende Grundgesetz war unverbrüchliche Verschwiegenheit, und der Einzuweihende mußte, wie etwa der Kandidat einer Freimaurerloge, mancherlei Proben bestehen, ehe er zu den Geheimnissen Zugang erhielt, und es wurde ihm in diesen Proben das Wesen der Mysterien selbst sinnbildlich angedeutet:

„Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten; im Traum schien er zu wallen; denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher; verschlossene Kästchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei;
Vielbedeutend geberdeten sich die Priester und summten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.“

Der Ursprung der Mysterien ist in die ältesten Zeiten hinaufzurücken und ihr Bestehen reicht noch in die ersten Jahrhunderte des Christenthums herein. Fragen wir nach ihrem Inhalte und Zwecke, so dürfen wir antworten, daß derselbe kein anderer war, als die Aufklärung der Eingeweihten über derartige Mythen und Religionsgebräuche, deren eigentlichen Sinn man vor dem großen Haufen zu verbergen für gut fand. Die Personen der Mythologie wurden auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt, und es darf mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß die Annäherung zur Erkenntniß eines alleinigen Gottes der Hauptvorwurf der in den Mysterien verhandelten Geheimlehre war. In diesem Sinne sagt auch ein großer Philosoph in Beziehung auf diesen Gegenstand, die Mysterien hätten sich zu der offenbaren Religion der Griechen verhalten,

wie die Naturelemente zum geistigen Gehalt*). Die wichtigsten griechischen Mysterien waren die samothrazischen, die dionysischen und die eleusinischen. Aus Kreta und Phrygien herstammend wurden die erstern durch die Thrazier oder Pelasger nach Griechenland verpflanzt. Sie wurden gewöhnlich zu Ehren des Zeus gefeiert. Die dionysischen kamen ebenfalls aus Thrazien nach Griechenland und sie wurden vorzüglich zu Theben gefeiert. Jährlich kehrte ihre Feier wieder, und „es sollte in ihnen der Uebergang des Menschen aus der rohen Wildheit zur Bildung vorgestellt werden". Die wichtigsten und ehrwürdigsten Mysterien aber waren die eleusinischen, so genannt, weil sie zu Eleusis, einer Stadt in der Nähe Athens, gefeiert wurden. Die Zeit ihrer Einsetzung und der Name ihres Stifters ist unbekannt, und da sie der Demeter (Ceres) zu Ehren gefeiert wurden, so vermuthet man, sie seien ursprünglich wol nur ein Erndtefest gewesen. Um eingeweiht zu werden war eine lange Vorbereitungszeit erforderlich: die Einweihung ging zur Nachtzeit vor sich, wobei die Einzuweihenden das Haupt mit Myrten umkränzen und ihre Hände mit geweihtem Wasser waschen mußten. Mit reiner Seele, lautete die Vorschrift, reinen Händen und reiner griechischer Mundart soll man sich den Mysterien nähern, deren Geheimhaltung bei Fluch und Tod geboten war. Es wurden in den Mysterien dramatische Vorstellungen gegeben, welche den Mythus von Demeter und ihrer Tochter Persephone zum Gegenstand hatten. Ferner wurde durch sinnbildliche Darstellungen gezeigt „die Einführung der Seele in eine Wesenheit, die entfernter von ihr liegt, die Vorstellung eines Weges, den die Seele zurückzulegen hat: worin die Forderung des Abthuns von der Natürlichkeit, die Darstellung der

*) Hegel's Religionsphilosophie, in den sämmtlichen Werken. Band XII., Seite 99.

Reinigung der Seele und die Aufnahme derselben in ein hohes mystisches Wesen zu Grunde liegt, woran sich denn auch die Vorstellung der Unsterblichkeit der Seele knüpft.*)" Im Innersten des Heiligthums wurde dann der Hauptzweck der ganzen Anstalt den Eingeweihten der höchsten Stufe von dem Hierophanten**) erklärt, und dieser Hauptzweck war allen Forschungen und Muthmaßungen zufolge kein anderer, als die Kenntniß der wahren Natur göttlicher und menschlicher Dinge, die Vorbereitung der Idee eines einzigen Gottes, dessen Erkenntniß aus der Ordnung und Schönheit der sichtbaren Schöpfung und die Hinweisung auf die Würde und künftige Bestimmung des menschlichen Geistes.***)

So äußerte sich denn im alten Griechenland schon sehr frühzeitig ein eifriges Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, welches Streben dann immer geordneter, folgerechter und reicher in den Forschungen der griechischen Weltweisen hervortrat. Diese Forschungen in ihrer stufenmäßigen Entwicklung mit besonderer Rücksicht auf die Lebensverhältnisse ihrer Urheber und Förderer zu betrachten, ist nun die Aufgabe, an deren Lösung wir sogleich gehen werden, nachdem wir dem Leser durch die Eintheilung der griechischen Philosophie einen vorläufigen Ueberblick derselben verschafft haben werden.

Wir gehen bei dieser Eintheilung von den ältesten An-

---

*) Hegel's Werke. Bd. XII., S. 124.

**) So hieß der erste Priester oder Vorsteher der Mysterien, dem es oblag, die blos mündlich fortgepflanzten Gesetze und Lehren derselben auszulegen. Seine Person war geheiligt, er mußte sich dem weiblichen Geschlechte entziehen und blos seinem erhabenen Berufe leben.

***) Außer den abgehandelten Mysterien waren im Alterthume auch noch sehr berühmt die Mysterien der Isis. Da aber dieselben in Griechenland nie Eingang fanden, sondern mehr in Rom blühten, so ist ihre Erklärung hier nicht am Platze.

fängen griechischer Philosophie aus und befolgen die Anordnung der ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber derselben *), wornach sich dann folgende Perioden festsetzen lassen werden.

Erste Periode.

Von Thales bis Sokrates. 600 bis 469 v. Chr.

Die jonische, pythagoräische und eleatische Philosophie.

I. Einleitung. Die sieben Weisen.

II. Die jonische Schule.

Thales.
Pherekydes.
Anarimandros.
Anarimenes.
Heraklitos.
Anaxagoras.
Empedokles.
Leukippos.
Demokritos.
Diogenes aus Apollonia.
Archelaos.

III. Die pythagoräische Schule.

Pythagoras und der pythagoräische Bund.
Alkmäon.
Philolaos.

*) W. G. Tennemann, Gesch. der Phil. Leipzig 1798. W. G. F. Hegel, Vorlesungen über d. Gesch. d. Phil. Berlin 1833. E. Reinhold, Lehrbuch d. Gesch. d. Phil. Jena 1836, u. a. m.

Timäos.
Geist des Pythagoräismus.

IV. Die eleatische Schule.
Charakter derselben.
Xenophanes.
Parmenides.
Zenon aus Elea.
Melissos.

Zweite Periode.

Von Sokrates bis Karneades. 469 bis 217 v. Chr.

Die attische Philosophie.

I. Einleitung: Die Sophisten.

II. Sokrates und die Sokratiker.

a) Schicksale und Methode des Sokrates.
b) Die Cyniker.
Antisthenes.
Diogenes von Sinope.
Krates von Theben.
c) Die Cyrenaiker.
Aristippos.
Theodoros.
Hegesias.
Anniceris.
d) Die Megariker.
Euklides.
Eubulides.
Stilpon.

III. Platon und die ältere Akademie.

Platon's Lebensverhältnisse und Lehre.
Speusippos.
Xenokrates.
Polemon.
Krantor.

IV. Aristoteles und seine Schule.

Aristoteles Leben und Philosophie.
Theophrastos.
Eudemos.
Dikäarchos.
Aristorenos.
Straton.
Demetrios Phalereus.
Lykon.
Ariston.
Kritolaos.
Diodoros.
Kratippos.

V. Die stoische Schule.

Zenon aus Kittion.
Kleanthes.
Chrysippos.
Ariston.
Herillos.
Antipatros.
Panatios.
Diogenes.
Posidonios.

VI. Die epikuräische Schule.

Epikuros und die Epikuräer.

VII. Der Skeptizismus und die neuere Akademie.

Pyrrhon.
Timon.
Arkesilaos.
Lakydes.
Euandros.
Telekles.
Hegesinos.
Karneades. (Klitomachos, Philon, Antiochos.)

Dritte Periode.

Von Karneades bis Proklos. 217 v. Chr. bis 412 n. Chr.

Entartung und Untergang der griechischen Philosophie.

I. Uebersicht dieses Zeitraums.
II. Epiktetos und die Stoiker.
III. Die Peripatetiker.
Alexandros von Aphrodisias.
IV. Die Platoniker.
Thrasyllos.
Albinos.
Alkinoos.
Klaudios Galenos.
Plutarchos von Chäronea.
V. Neu-Pythagoräer.
Sotion.
Moderatos.
Nikomachos.
Apollonios von Tyana.
Numenios.
Philon aus Alexandria.

VI. Die Skeptiker.

Ameſidemos.
Agrippa.
Sertos der Empiriker.

VII. Die alexandriniſchen Neuplatoniker.

Ammonios Sakkas.
Plotinos.
Origines.
Erennios.
Donyſios Lomginos.
Porphyrios.
Amelios.
Jamblichos.
Plutarchos von Athen.
Syrianos.
Proklos. (Marinos, Iſidoros, Zenodotos, Damaskios, Simplikios.)

Drittes Kapitel.

Erſte Periode.

Einleitung. Die ſieben Weiſen. Die joniſche Schule.

Zur Zeit, als der große Eroberer Kyros das perſiſche Weltreich gründete, alſo um das Jahr 600 vor Chriſti Geburt, machen ſich uns die erſten Anfänge eigentlich philoſophiſcher Forſchungen unter den alten Griechen bemerkbar. Wir dürfen uns aber dieſes Volk in damaliger Zeit nicht auf die Gränzen des jetzigen Griechenlands beſchränkt denken, indem die weit

verbreiteten Stämme der Hellenen nicht nur die Provinzen des europäischen Griechenlands, sondern auch die Küsten Kleinasiens und den südlichern Theil Italiens (Großgriechenland) inne hatten. Sehr frühe hatte, besonders in den beiden letztgenanten Ländern, eine höhere Bildung kräftige Wurzeln geschlagen. Handel und Gewerbe blühten, die Schifffahrt umschlang die zerstreuten Stammgenossen des von der Natur mit den trefflichsten Anlagen ausgestatteten Volkes mit den fördernden Banden gegenseitiger Mittheilung, mildere Sitten traten an die Stelle der Barbarei roher Urzustände und die Poesie, dieses Gemeingut des Himmels und der Erde, hatte sich schon in den ältesten Zeiten zur herrlichsten Blüthe entfaltet. Auf den sonnigen Küsten Kleinasiens entstanden, wie mit ziemlicher Gewißheit behauptet werden kann, die homerischen Gesänge, der Stolz des Alterthums, die Lust aller Zeiten *). Ihre Entstehung, sowie auch die in ihnen geschilderten Sitten und

*) Diese homerischen Gesänge bestehen vornehmlich aus zwei großen Heldengedichten, der Ilias und der Odyssee. Jene hat zu ihrem Gegenstand ein bedeutsames Bruchstück des trojanischen Krieges, diese besingt die Abenteuer des klugen Helden Odysseus. Sie werden gemeinhin dem Dichter Homeros, welcher der Vater der Dichtkunst genannt wird, und von dem wir oben bereits eine kurze Andeutung gegeben, zugeschrieben. Er stand bei allen Griechen im höchsten Ansehen, so daß sich, bei der gänzlichen Ungewißheit seiner Lebensverhältnisse, sieben und mehr Städte oder Landschaften um die Ehre stritten, ihn geboren zu haben, worauf sich auch folgendes griechisches Sinngedicht bezieht:

Wol erzeugten dich nicht die reizenden Auen von Smyrna,
Noch auch Kolophon's Stern, göttlicher Vater Homer!
Vaterland ist dir nicht das schöne Chios, noch Kypros,
Nicht Aegypten und nicht felsigen Ithaka's Strand;
Argos gebar dich nicht und nicht das hohe Mykene,
Auch entsproßest du nicht Kekrop's geheiligter Stadt:

gesellschaftliche Einrichtungen, setzen schon einen nicht geringzuschätzenden Grad von Kultur voraus, und wo ein solcher Bildungsgrad einmal vorhanden war, mußte sich das menschliche Denkvermögen nothwendigerweise bald auch auf die Erforschung der höchsten Fragen der Menschheit richten. Durch ehrwürdige Ueberlieferungen werden uns mehrere Männer genannt, die „in der Periode des Uebergangs der Griechen aus einem patriarchalischen Staatsleben zu einem gesetzlichen gelebt", und die Felder griechischer Weltweisheit zuerst angebaut haben sollen. Indessen müssen wir uns hüten, zu glauben, derartige Männer hätten die Philosophie schon als ein abgerundetes Ganzes behandelt, oder hätten Methode und Wissenschaftlichkeit gekannt. Eine solche Annahme ist durchaus irrig, denn „die ersten Denker philosophirten über die Gegenstände, welche ihren Forschungsgeist auf sich zogen, ohne Rücksicht auf Anwendung und Nutzbarkeit; sie bezweckten Nichts als die Befriedigung einer natürlichen Wißbegierde *)." Als Männer dieser Art werden uns vorzüglich bezeichnet: Thales, Solon (der berühmte Gesetzgeber Athen's), Periander, Pittakos, Bias, Chilon und Kleobulos, welche man gewöhnlich die sieben Weisen zu nennen pflegt **). Sie waren geniale

---

Denn nicht irdischen Stamms bist du, es sandten die Musen
Dich vom Himmel, die Lust jeglicher Zeiten zu sein!

Unter dem größern Publikum Deutschlands hat die homerischen Dichtungen besonders J. H. Voß durch seine meisterhafte Uebersetzung einheimisch gemacht.

*) W. G. Tennemann's Gesch. d. Ph., Bd. 1, S. 52.

**) *Σοφοί* Weise, nannte man sie, und wir benützen diese Gelegenheit, die Abstammung der Begriffe Philosophie und Philosoph selbst anzudeuten. Beides sind ursprünglich griechisch Worte, indem *φιλοσοφία* Liebe der Wissenschaften, Studium, Weltweisheit, *φιλόσοφος* aber einen die Wissenschaft Liebenden, einen Forschenden, Weltweisen oder Philosophen bezeichnet.

Männer, die fremde Länder erforschten, an den Höfen damaliger Großen Einfluß besaßen und die Schätze ihres erworbenen Wissens oftmals als Gesetzgeber und Sittenlehrer verwendeten. Eigentlich philosophische Bestrebungen kann man ihnen, den einen Thales ausgenommen, nicht nachweisen, und was alte Sagen von ihren Zusammenkünften und Gastmahlen, Räthselspielen und Sittensprüchen melden, darf nicht als ausgemachte Wahrheit angenommen, dagegen aber jedenfalls festgestellt werden, daß sie sich durch Geist und Kenntnisse unter ihren Zeitgenossen hervorgethan haben müssen.

Das schöne Jonien in Kleinasien, bewohnt von aus dem europäischen Griechenland eingewanderten Stämmen, hatte sich durch seine glückliche Lage einestheils und anderntheils durch seine günstigen Schicksale, zu einem hohen Grade von Wohlstand und Bildung emporgeschwungen. Besonders zeichnete sich die Stadt Milet durch lebhaften Handel, neue Erfindungen, durch Industrie und geistige Kultur aus. In ihr wurde Thales geboren im Jahre 640, oder, wie Andere angeben, im Jahre 629 v. Chr. Man rechnet ihn, wie wir gesehen haben, zu den sieben Weisen und mit ihm beginnen wir die Reihe der griechischen Philosophen und Philosopheme. Freilich können wir über ihn und seine Forschungen nur spärliche Aufschlüsse geben, indem er keine schriftlichen Arbeiten hinterlassen hat und schon die Alten über ihn so ungewiß waren, daß z. B. der große Philosoph Aristoteles, wenn er von Thales redet, sich stets des Ausdrucks bedient „man sagt". Er widmete sich in seinem frühern Mannesalter den Staatsgeschäften, scheint sich aber bald davon zurückgezogen zu haben, indem sich in Platon's Schriften eine Stelle findet, in welcher Thales zu den Weisen gerechnet wird, die sich wenig mit Politik befaßt hätten. Hierauf soll er wiederholt nach Aegypten gereist sein und dort den Unterricht der Priester genossen haben. Vorzüg-

lich habe er daselbst Geometrie studirt, es aber darin weiter gebracht als seine Lehrer, indem er denselben zur Berechnung der Höhe der Pyramiden vermittelst ihres Schattens Anleitung gegeben habe. Auch in der Sternkunde habe er wichtige Resultate erstrebt, wie er denn seinen Landsleuten eine Sonnenfinsterniß vorher gesagt und zuerst das Jahr auf 365 Tage bestimmt haben soll. Ist auch diese Nachricht zweifelhaft, so muß es doch als ein merkwürdiger Umstand hervorgehoben werden, daß die von Thales gestiftete jonische Schule anfing, die Gestirne dem Volksglauben, der sie als göttliche Wesen ansah, zum Trotz als Körper zu betrachten. Nachdem er von seinen Reisen zurückgekehrt, genoß Thales in seinem Vaterlande große Achtung, gab seinen Landsleuten den vortrefflichen Rath, gegen die Perser ein enges Bündniß zu schließen und hielt die Milisier von dem verderbendrohenden Bunde mit dem König Krösos von Lydien ab. Hochgeehrt soll er 548 oder 543 vor Christi als Zuschauer bei den olympischen Nationalspielen vor Alterschwäche, Durst und Hitze gestorben sein. Der Grundgedanke seiner philosophischen Weltanschauung ist folgender. Alles ist aus Wasser entstanden, und Alles löst sich wieder in Wasser auf. Dieses Prinzip leitete er aus drei Beobachtungen ab. Erstens entstehen nämlich alle Thiere aus Samen, welcher etwas Flüssiges ist; zweitens wachsen und gedeihen die Pflanzen vermittelst der Feuchtigkeit und verdorren aus Mangel derselben; drittens hat der ursprüngliche Stoff aller Dinge eine feuchte Natur, die nur von dem Wasser herrühren kann, ja selbst der Glanz der Sonne und der Gestirne wird durch die feuchten Ausdünstungen des Wassers genährt *). Der angegebene Satz

*) „Wahrscheinlich bezieht sich das auf die Erscheinung, von der es im gemeinen Leben heißt: die Sonne ziehet Wasser." Tennemann, Gesch. d. Phil. Bd. I., S. 58.

stellt also fest, daß nach Thales Meinung alles Sein ursprünglich in dem Zustande der Flüssigkeit sich befunden und nur allmälig theilweise in den Zustand der Verdichtung übergegangen sei. Dieser Satz ist Alles, was man in Beziehung auf die Kosmogonie (die Lehre von der Entstehung der Welt) als Eigenthum des Thales bezeichnen kann. Sodann entspringen nach seiner Ansicht „auf den entgegengesetzten Wegen der Verdichtung und der Verdünnung aus dem Wasser zunächst die drei andern Elemente, und aus diesen in ihrer Verbindung mit dem Wasser die Einzelwesen in ihren Gattungen und Arten." Demnach wäre also die Schöpfung ganz aus materiellen Ursachen entstanden und Thales hätte kein schaffendes Prinzip, keinen Schöpfer, erkannt. Nun finden sich freilich bei spätern Schriftsteller des Alterthums (z. B. Aristoteles, Cicero, Plutarchos) Nachrichten, daß Thales mit der materiellen Ursache eine wirkende verbunden, daß er diese jener untergeordnet, also einen Schöpfer und hiemit das Dasein eines Gottes anerkannt habe, allein diese Zeugnisse liegen der Zeit des Thales schon allzu ferne, als daß wir sie als vollkommen gültig annehmen dürften. Ebenso muß sehr in Zweifel gezogen werden, ob die dem Weisen später zugeschriebenen Sätze: Das Universum sei voller Götter; der Magnet besitze eine Seele, weil er das Eisen anziehe; Gott sei das Aelteste, denn er sei nicht entstanden; die Welt sei das Beste, denn sie sei von Gott gebildet; keine That sei vor Gott verborgen, — wirklich von ihm herrühren. Und wenn nun auch diese mehr als zweifelhaften Aussprüche in der That von Thales herrührten, wenn ihre Aechtheit erwiesen werden könnte, so kann man sie, wie ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts treffend bemerkt, „doch nicht als Beweise von philosophischer Forschung, sondern nur von der religiösen Denkungsart des

Thales" gelten lassen, indem ihnen alle philosophische Begründung mangelt. Am meisten trägt noch der Satz: der Magnet besitze eine Seele, den Stempel der Aechtheit und aus ihm läßt sich dann ungezwungen folgern, daß Thales unter dem Begriff der Seele nichts Anderes verstanden habe, als eine selbstthätige Kraft, und daß er allen den Dingen, die nach einem innern Prinzip zu wirken scheinen, wie gerade der Magnet, eine Seele zuschrieb. Dieß ist Alles, was über die Forschungen des Thales und deren Ergebnisse mit Grund gesagt werden kann und darf, und demnach muß es dahin gestellt bleiben, ob Thales ein Gottesleugner gewesen sei oder nicht. Jedenfalls aber kommt ihm der Ruhm zu, die Bahn unabhängiger Forschung gebrochen zu haben. Er darf, wenn nicht geradezu als Stifter, doch als Veranlasser der jonischen Philosophenschule bezeichnet werden und hat sich, als der Anfangspunkt eigentlicher philosophischer Bestrebungen, die Achtung aller Zeiten gesichert.

Wir wenden uns nun zu den übrigen Mitgliedern der jonischen Schule, und nennen von diesen zuerst den

Pherekydes, von dessen Lebensumständen nur bekannt ist, daß er zur Zeit des Thales gelebt, die Insel Skyros zum Vaterlande gehabt und sich selbst ausgebildet habe. Er ist insbesondere dadurch merkwürdig, daß er als Schriftsteller sich zuerst der prosaischen oder ungebundenen Redeweise (im Gegensatz zu der metrischen oder gebundenen) bedient hat. Indessen sind von seinen Schriften nur noch unbedeutende Fragmente übrig. Aus diesen geht hervor, daß er drei Prinzipien annahm: Zeus, die Zeit und die Erde. Durch diese und aus diesen sei Alles geworden, was ist, und sie seien das Vollkommenste, denn als Erzeugende müssen sie besser sein, als das Erzeugte. Auch soll er, jedoch ohne Anführung von Gründen, die Unsterblichkeit der Seele behauptet haben, aber da er sich ihre

Fortdauer wahrscheinlicherweise unter dem Bilde der Seelenwanderung dachte, so brachte er damit keine neue Idee auf die Bahn. Bedeutender ist

Anaximandros. Er wurde geboren zu Milet im Jahr 610 v. Chr. und starb 546 v. Chr. Der Hauptvorwurf seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war die Mathematik, worin er bedeutende Resultate erstrebte. Er nämlich soll die Schiefe der Ekliptik, wenn nicht entdeckt, doch zuerst verbreitet, und vermittelst eines Sonnenzeigers die Sonnenwenden und Nachtgleichen gezeigt haben. Auch wird von ihm gemeldet, daß er zuerst einen Umriß der griechischen Lande und Meere in einer Karte entworfen und eine Himmelskugel verfertigt habe. Seine philosophischen Betrachtungen hatte er in einer Schrift „über die Natur" niedergelegt, von welcher uns nur einige geringfügige Fragmente aufbewahrt worden sind. Er weicht in diesen Betrachtungen von den Hypothesen*) des Thales ab, und ihre Ergebnisse sind folgende. Da er in der Natur außer sich einen ewigen Wechsel von Entstehen und Vergehen erblickte, so fühlte er sich zu der Annahme berechtigt, die Natur sei eine Reihe immer wiederkehrender Erzeugungen und Veränderungen. Selbst die Elemente erleiden Veränderungen und deßhalb kann keines derselben Grundstoff sein, sondern man muß außer denselben noch etwas Anderes als Grundstoff annehmen. Die Veränderungen in der Natur sind in Ansehung des Raumes und der Zeit beschränkt, und wenn nun die Vernunft bis auf den Endpunkt in der Reihenfolge der Veränderungen kommen soll, so bedarf sie Etwas, das nicht beschränkt ist, d. h. Etwas, was keinen Anfang in der Zeit und keine Gränze im Raume hat. Dieses ist das Unendliche. Dieses Unendliche erfüllt Zeit

*) Hypothese bedeutet wörtlich Unterlage, und erhält dann die Bedeutung: Voraussetzung.

und Raum und aus ihm wird Alles. Er nennt dieses Unendliche auch das Unzerstörbare und Unvergängliche, indem er darunter die Materie versteht, die nicht entstanden ist und nicht vergeht. Das Unendliche galt ihm sodann auch für das Göttliche in der Natur, und so scheint er die Idee des Unendlichen und die Idee des Göttlichen in einem Begriff verschmolzen zu haben, indem ja zwei Unendliche nicht nebeneinander bestehen können. Auf diese Weise gelangte Anarimandros zu seinem Urprinzip, dem Unendlichen. Aus diesem scheiden sich die Elemente durch ewige Bewegung ab und kehren dann, bei dem jedesmaligen Weltuntergange ebenfalls durch Bewegung aufgelöst, wieder in die ursprüngliche Einheit zurück. So entstehen der Himmel und die Welten, von denen der erstere das Warme, die letztere das Kalte repräsentirt. In der höchsten Region des Himmels befindet sich die Sonne, die einen achtundzwangzigmal größern Umfang hat als die Erde, und einer Walze gleicht, von welcher Feuerstrahlen ausströmen. Der Mond ist neunzehnmal größer als die Erde, und hat ebenfalls die Form einer Walze. Die Schiefheit dieser Walze erzeugt die verschiedenen Mondphasen, ihre gänzliche Umkehrung aber die Mondfinsternisse. Donner und Blitz hielt Anarimandros für Erzeugnisse des Windes, wenn dieser Zusammenpressungen durch die Wolken erleidet. Die Erde stellte er sich unter der Gestalt eines Zylinders vor. Sie befindet sich nach seiner Ansicht in der Mitte des Weltalls und erhält sich deßwegen schwebend, indem sie zu allen Seiten in einem ganz gleichen Verhältnisse sich befindet, und also nach keiner Richtung sich zu bewegen getrieben wird. Durch die Einwirkung der austrocknenden Sonnenstrahlen gestaltete sie sich allmälig zu einer festen Masse. Dieß sind die Lehren des Anarimandros. Im folgte

Anarimenes, der ebenfalls in Milet geboren, um das

Jahr 556 v. Chr. lebte. Er wird als ein Freund des Anarimandros bezeichnet, und wie von den Lebensumständen des letztgenannten, so ist uns auch von den seinigen des Bemerkenswerthen Nichts überliefert worden. Wie Anarimandros, so nahm auch Anarimenes das Unendliche als das Urprinzip, als den Urstoff aller Dinge und Wesen an. Allein er weicht von seinem Vorgänger darin ab, daß er unter dem Unendlichen nicht, wie jener, überhaupt die Materie, sondern die Luft verstand. Er scheint zu dieser Ansicht durch die Bemerkung bestimmt worden zu sein, daß die Luft auch da sei, wo kein Körper erscheint. So nahm er den die Luft, als das im Raum Unbegränzte, d. h. als das Unendliche an, was ihm um so annehmbarer schien, da er aus der Luft die Entstehung einzelner Dinge sich erklären zu können glaubte. Aus der Luft nämlich entstehen die Wolken, aus den Wolken der Regen und durch den Regen erhalten Pflanzen und Thiere ihre Nahrung. Einen weiteren Grund aber, die Luft für das Urprinzip zu halten, gab ihm die Annahme an die Hand, die Seele, welche den menschlichen Körper beherrscht, sei nichts Anderes, als Luft", und so sei die Luft auch das Lebensprinzip des ganzen Weltalls*), und, wie Thales die Dinge durch Verdickung und Verdünnung des Wassers entstehen ließ, so Anarimenes durch Verdickung und Verdünnung der Luft. Von seinen fernern Behauptungen sind noch anzuführen: die Sterne sind Erdkörper, mit feuriger Materie umgossen; der äußere (sichtbare) Theil des Himmels bestehe aus Erde oder Krystall; die Sonne ist flach, wie eine Scheibe und ihrem Lauf unterliegen die Veränderungen

*) Von den Schriften des Anarimenes ist uns nur die einzige Stelle erhalten worden: „Wie unsere aus Luft bestehende Seele unseren Körper zusammenhält, so umfaßt Hauch und Luft die ganze Welt." Es findet sich diese Stelle bei Plutarchos.

der Jahrszeiten. Sie sowol, als die Erde, schwebe in der Luft, und um die letztere bewegen sich alle andern Himmelskörper. Daraus geht nun hervor, daß Anarimenes an Originalität zwar dem Anarimandros nachsteht, vor Thales aber das voraus hat, daß er ein feineres Wesen, als dieser, für den Urstoff erklärte. Auch muß anerkannt werden, daß er zuerst auf das Wesen der Seele mehr Rücksicht nahm, als bisher geschehen war, und seine Behauptung, die Seele bestehe aus Luft, ist durchaus keine blos oberflächliche, indem er sich dabei auf den Zusammenhang des Athemholens mit dem Leben, sowie auf die Bemerkung stützen könnte, „daß mit dem letzten Athemzuge alles Leben, Empfindung und Bewußtsein verschwindet." Ein bedeutender Fortschritt in den Forschungen der jonischen Schule wurde bezweckt durch

Heraklitos. Er wurde geboren zu Ephesus, der Hauptstadt Jonien's in Kleinasien, um das Jahr 500 v. Chr. Es wird ihm eine sehr ernste, mehr zur Melancholie, als zum Frohsinn, hinneigende Gemüthsart zugeschrieben, weßwegen ihn die Alten, als Gegensatz des heitern (lachenden) Demokritos, den weinenden Philosophen zu nennen pflegten. Daß er einen sehr festen Charakter besessen, beweist insbesondere folgender Umstand. Seine Mitbürger luden ihn ein, Antheil an der Verwaltung des Staates zu nehmen, allein er schlug das Anerbieten mit kalter Bestimmtheit aus, weil er die Verfassung, die Gesetze, kurz die Grundsätze der herrschenden Partei nicht billigte, verschmähte die angebotenen Ehrenstellen und zog sich in die Einsamkeit zurück. Hier widmete er sich ganz der Wissenschaft, und das Resultat seiner Studien war eine tiefgedachte Schrift über die „Natur der Dinge". Er legte dasselbe in dem berühmten Dianentempel*) zu Ephesus als einen Schatz für Verständige

*) Dieser Tempel der Diana (Artemis) gehörte zu den sogenannten sieben Wunderwerken der alten Welt. Als Baumeister wird Ktesiphon von

nieder. Er hatte sich bei der Abfassung des Buches einer so dunklen Schreibart bedient, daß der Inhalt desselben nur Wenigen zugänglich war. Hievon hat er den Beinamen: der Dunkle erhalten, und einige Schriftsteller des Alterthums, wie z. B. Cicero, behaupten geradezu, Heraklitos habe nicht verstanden sein wollen, welche Behauptung aber als eine ungereimte zu bezeichnen ist. Auf unsere Zeiten sind von dieser Schrift nur wenige Bruchstücke gekommen, die der große Gelehrte Schleiermacher zusammengestellt hat, und woraus sich folgende Sätze ergeben. Bei Heraklitos ist eine Idee, welche seinen Vorgängern nur unklar vorschwebte, deutlich zum Bewußtsein gekommen, nämlich die Idee, „daß der rastlose Wandel die wesentliche Eigenschaft alles Wirklichen ist, und daß daher nirgends in der Natur ein in Ruhe und Stillstand verweilendes Dasein, sondern überall die lebendige Bewegung und das Sein nur als Werden angetroffen wird*): Sodann bestimmt diese Idee als die Ursache des immerwährenden Entstehens und Vergehens der Dinge den Kampf zwischen den aus der ursprünglichen Einheit hervorgehenden Kräften und Stoffen. Als das Prinzip heraklitischer Philosophie kann der Satz gelten: Die Welt ist weder von Menschen,

---

Kreta genannt, und die gesammten Völker Kleinasiens sollen an dem Heiligthum zweihundert und zwanzig Jahre gearbeitet haben. Die Länge des Tempels betrug 425 F., die Breite 200 F., und er war mit 200 Säulen geziert, deren jede eine Höhe von 60 F. erreichte. Auch enthielt er eine große Menge von Gemälden und Bildsäulen der berühmtesten griechischen Künstler. Ein Wahnsinniger, der sich dadurch berühmt machen wollte, Herostratus, äscherte das Prachtwerk ein; die Epheser stellten es aber mit den größten Aufopferungen, wobei die Frauen selbst ihr Geschmeide hergaben, wieder her. Im Jahre 252 n. Chr. wurde es von den Gothen geplündert und für immer zerstört.

*) E. Reinhold's Gesch. d. Ph. S. 34.

noch von Göttern gemacht; sie ist ein immer lebendes, sich in stätiger Ordnung entzündendes und verlöschendes Feuer. Darnach nahm also Heraklitos als den Urstoff das Feuer an. Der ursprüngliche Zustand der Welt ist Feuer gewesen, und einst wird die Zeit kommen, wo die ganze Welt wieder in Feuer aufgelöst werden wird. Die entgegengesetzten Richtungen des Werdens bezeichnet er durch Entzünden oder Verlöschen, was er auch den Weg nach oben und unten nennt. Als Stufen der Veränderungen der Dinge nennt er Erde, Wasser und Feuer (im engern Sinne). Das Entstehen aller Veränderungen beruht auf den Gegensätzen von Freundschaft und Feindschaft. Feindschaft läßt entstehen, d. h. die entgegengesetzten Stoffe sondern sich aus der Urmasse (dem Feuer) ab, Freundschaft zerstört, d. h. sie vereinigt alle Stoffe miteinander und führt sie dadurch in den ursprünglichen Zustand zurück. Aber über diesen Gegensätzen waltet das Gesetz der Nothwendigkeit. Diesem zufolge geschieht Alles in der Welt nach bestimmten, unveränderlichen Gesetzen, und die Nothwendigkeit (das Verhängniß) ist es, welche die Harmonie des Ganzen bestimmt. Das Grundprinzip (das Feuer) ist auch der Grund des Denkens, und es ist die Welt mit Seelen erfüllt, die mehr oder weniger an dem Feuer Antheil haben. Natürlich ist dann die feurigste Seele die beste. Heraklitos stellte auch verschiedene moralische und politische Grundsätze auf, von denen wir aber nichts Gewisses anzugeben im Stande sind, außer seiner Bestimmung: Das wahre Wissen sei dasjenige, welches dem Gesetze (der Nothwendigkeit?) entspreche, und Tugend sei Zufriedenheit. Von seinen sonstigen Ansichten ist noch die hervorzuheben, daß er dichterischen Vorstellungsweisen abhold war, und geäußert habe, Homeros verdiene mit Ruthen gepeitscht zu werden, weil

er wünsche, die Uneinigkeit zwischen den Göttern und Menschen möge aufhören. Es läßt sich dies Urtheil aber leicht aus der angedeuteten Meinung des Heraklitos erklären, daß Uneinigkeit, Absonderung oder Feindschaft die Ursache des Entstehens aller Dinge sei. Hiemit gehen wir über zu

Anaxagoras, welcher, abgesehen von seiner philosophischen Bedeutung, schon darum ein höchst merkwürdiger Mann ist, weil er die Philosophie zuerst von Kleinasien nach Athen herübertrug und diese Stadt „gleichsam zum beständigen Sitz der Musen weihte." Er wurde im Jahre 500 v. Chr. in Klazomenä, einer Stadt in Jonien, geboren, als der Sohn eines reichen und angesehenen Bürgers. Es stand ihm also die Bahn des Staatsdienstes offen. Aber von früher Jugend für die Wissenschaft erglühend, verachtete er Ehrenstellen, und als man ihm vorwarf: er vergesse seines Vaterlandes, deutete er, wie Diogenes Laertius erzählt, gen Himmel und sprach: O nein, ich denke nur zu sehr meines Vaterlandes! In welcher Weise er sich seine Bildung erworben, ist unbekannt; daß er vielfache Reisen unternommen, darf mit Bestimmtheit geglaubt werden. Nachdem er den größten Theil seines väterlichen Erbes seinen Verwandten überlassen, kam er in seinem fünfundvierzigsten Jahre nach Athen, um sich daselbst niederzulassen. Er trat hier mit den angesehendsten Männern in Verbindung, der große Perikles wurde sein Freund, und unter seinen Schülern zählte er den Geschichtschreiber Thukydides, den Physiker Archelaos und den Dichter Euripides. Auch verfertigte er wahrscheinlicherweise erst hier seine Schriften, von denen das Buch: „über die Natur (*Περὶ φύσεως*)" die bedeutendste war*). Aber auch damals schon,

*) Seine Schriften sind uns leider bis auf wenige Fragmente verloren. Die letztern wurden gesammelt von Schorn, Bonn. 1829, und von Schaubach, Leipzig. 1827.

auch in dem aufgeklärten Athen gab es Pfaffen, die auf den großen Haufen einen großen Einfluß übten. Diese nahmen an der philosophischen Denkweise und an Resultaten seiner Forschungen gewaltigen Anstoß, und wußten ihn in den Verdacht der Götterlästerung zu bringen. Er wurde also peinlich angeklagt, und trotz dem Schutze seines Freundes Perikles, entging er dem Todesloos, welches in der Folge den herrlichen Sokrates traf, nur durch die Flucht. Er ging hierauf nach Lampsakus, wo er bald darauf, im Jahre 428 v. Chr. starb. Er wurde schon von seinen Zeitgenossen sehr geehrt, und sein unerschütterliches Interesse für die Wahrheit, sein scharfer Beobachtungsgeist, sein unverwüstlicher Eifer, Unwissenheit und Wahnglauben jeder Art zu bekämpfen, rechtfertigt vollkommen die Benennung, womit ihn die Alten bezeichnet, indem sie ihm den Beinamen *Νοῦς* (Vernunft, Intelligenz) geben. Ein späterer Römer, Valerius Maximus, berichtet, daß ihm zu Ehren sogar ein Tempel erbaut worden sei. Seinem Systeme legte Anaragoras den Satz zu Grunde: Aus Nichts wird Nichts. Indem er nun nach dem Etwas forschte, aus dem alle Dinge geworden, so gelangte er zu dem zweiten Satz: Im Anfang waren alle Stoffe unter einander gemischt; dann kam die Vernunft (Intelligenz) und ordnete sie. Materie sowol, als Intelligenz sind ewig. Daraus entwickelte er sodann die Entstehung der Welt durch den weitern Satz: Durch die Scheidung des Ungleichartigen und durch die Verbindung des Gleichartigen bildete sich die Welt, ihre Ordnung aber verdankt sie der Intelligenz. Demzufolge schien also dem Anaragoras die Annahme der bisherigen Philosophen, daß „die Vielheit entstandener Stoffe und Eigenschaften aus der Einheit eines ursprünglichen Stoffes*)" abzuleiten sei,

*) E. Reinhold, S. 38.

eine irrige, und darum stellte er den Grundsatz auf: Die Bestandtheile eines jeden Körpers haben von Ewigkeit her existirt und sind durchaus unvergänglich. Zum Zweiten hielt er die bisherige Behauptung der Philosophen, die Welt sei blos das Ergebniß einer schlechthin nothwendigen Bewegungsthätigkeit, für unzulänglich, wobei er sich auf die Regelmäßigkeit, Schönheit und durchgehends hervorleuchtende Zweckmäßigkeit der Welt berief. Darum nahm er die Intelligenz oder Vernunft als die Ursache der Ordnung in dem Weltall an, und stellte sich unter ihr eine mit Absicht waltende Macht, einen denkenden und die Materie beherrschenden Geist vor, der, unvermischt mit dem Materiellen, zuerst Luft und Aether ausgeschieden, und als Prinzip des Lebens alle Dinge durchdringe. Nach Feststellung dieser Grundsätze dachte er sich die Entstehung der Welt nicht als ein in regelmäßigen Zeitabschnitten (periodisch) wiederkehrendes, sondern als ein nur ein einziges Mal eingetretenes Ereigniß. Der Körperstoff, eine an und für sich träge, todte Masse, befand sich von Urbeginn her in einem chaotischen (unentwirrten) Zustand, in welchem weder Flüssiges noch Trockenes unterschieden werden konnte. Diese Masse setzte nun die Intelligenz (der vernünftige Geist) in Bewegung*), worauf sich die verschiedenartigen Materien von einander trennten, die gleichartigen Bestandtheile**) aber vereinigten. Indessen blieben in jedem Körper neben dem Stoffe, der vornehmlich in und an ihm hervortritt, noch äußerst kleine, größtentheils nicht wahrnehmbare Theilchen von allen übrigen Stoffarten zurück, woraus sich die Entstehung der verschiedenen Körper aus- und

---

*) Und zwar in Kreisbewegung, welche Anaxagoras die ursprünglichste aller Bewegungsweisen nennt.

**) Diese nannte er ὁμοιομέρειαι, Homoiomerien.

durcheinander erklären läßt. Die Schöpfung selbst ist endlos. Von dem vernünftigen Geist der Intelligenz strömen Ausflüsse in jedes organisirte Einzelwesen, und darum besitzen auch die Pflanzen, wenn schon in geringerem Grade als die vollkommneren Arten der lebendigen Geschöpfe, Lebensthätigkeit, Gefühls- und Begehrungsvermögen. — Dieß ist in gedrängtem Umrisse das Hauptsächlichste der Philosophie des Anaragoras, und wir sehen daraus, daß sich dieser Weise im Allgemeinen weit über seine Vorgänger erhoben hat, insbesondere durch die Vorstellung eines geistigen Prinzips, welches ordnend und bestimmend über die Materie herrscht. Man könnte ihn um dieser Annahme willen als den ersten Philosophen bezeichnen, der den Theismus*) statuirte, wenn er der Materie gegenüber der ordnenden Vernunft nicht noch eine zu große Unabhängigkeit eingeräumt und die Idee der letztern weiter entwickelt und ausgebildet hätte. So aber ist ihm, wie der scharfsinnige Aristoteles sagt, „die Intelligenz nur eine Maschine, der er sich zur Weltschöpfung bedient, und die er nur dann, wenn er keinen Grund entdecken kann, warum Dieses oder Jenes nothwendig so oder anders ist, anwendet, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen; in allen sonstigen Fällen nimmt er auf die Intelligenz keine Rücksicht.“ Durch Eigenthümlichkeit ausgezeichnet folgte ihm

Empedokles, über dessen Leben uns viel Fabelhaftes, wenig Glaubwürdiges, berichtet wird. Er wurde geboren zu Agrigent, der zweitgrößten Stadt Siziliens, um das Jahr 440 v. Chr.

---

*) Theismus oder Deismus bezeichnet, im Gegensatz zu Atheismus oder Gottesleugnung, den Glauben, welcher Gott als den Urgrund aller Dinge festsetzt. Sodann versteht man unter Theismus auch den Glauben derjenigen, welche mit Verwerfung des Offenbarungsglaubens zwar an das Dasein und die Weltregierung Gottes glauben, diesen Glauben aber einzig und allein auf Vernunftgründe bauen.

Sich frühe und eifrig mit den Wissenschaften beschäftigend, zeichnete er sich als Politiker, Dichter und Philosoph aus. Sein Ansehen unter seinen Mitbürgern war so groß, daß sie ihm freiwillig die Herrschaft über seine Vaterstadt angeboten haben sollen, allein er, ein Freund der Freiheit, schlug das Anerbieten nicht nur aus, sondern vermochte auch die Agrigentiner, die aristokratische Regierungsform abzuschaffen und eine demokratische einzuführen. Auch als Arzt und Beherrscher der Naturkräfte, der selbst dem Tode zu gebieten vermöge, wurde er verehrt. Er schrieb ein Lehrgedicht „über die Natur", von welchem sich in den philosophischen Schriften der Alten viele Stellen erhalten haben. Sie sind aber theils vermöge ihrer dunklen Sprachweise, theils auch vermöge ihrer Abgerissenheit sehr schwierig zu enträthseln. Sein Ausgang wird als ein sehr poetischer dargestellt. Er soll sich nämlich, um unter dem Volke durch sein plötzliches Verschwinden den Glauben an eine göttliche Abstammung zu erregen, in den flammenden Krater des Aetna gestürzt haben, worüber sich dann der geistreiche Grieche Lukianos lustig macht, indem er erzählt, der Vulkan habe bei seiner nächsten Erruption die Sandalen des Philosophen ausgeworfen, und dadurch dem Volke den Glauben an dessen göttliche Abkunft benommen. Nach einer andern Nachricht fand er seinen Tod wirklich im Krater des Aetna, indem er sich demselben von Wißbegierde, nicht aber von einem eiteln Gelüste getrieben, allzu sehr näherte, und eine dritte läßt ihn in hohem Alter auf dem Meere umkommen. Seinem Vorgänger Anaragoras entgegengesetzt, hielt es Empedokles für die Aufgabe der Philosophie, zu erforschen, wie diese unvollkommene Welt aus der Vollkommenheit des Urseins, nicht aber, wie die regelmäßige und schöne Welt aus der Wirrniß des Chaos hervorgegangen. Diesem Grundsatz zufolge nahm er an, das „absolute, unentstandene Universum befinde sich ewig

im Besitze aller Eigenschaften der vollständigen Wirklichkeit, und er nannte es als das lebendige, bewußtvolle, die höchste Vollkommenheit und Glückseligkeit behauptende Urwesen die Gottheit"*). Dieses Urwesen stellte sich nun Empedokles als eine kugelförmige Gestalt vor, die, aus den vier Elementen in engster Verbindung zusammengesetzt, den Raum erfülle. Die vier sogenannten Elemente erklärte er also für die Grundprinzipien, und unter diesen räumte er, der Ansicht des Heraklitos sich nähernd, dem Feuer den Vorrang ein. Die Elemente, Feuer, Wasser, Erde und Luft bestehen dann wieder aus kleinern, nicht weiter zerlegbaren Theilen, und diese Theile machen die eigentlichen Lebenselemente aller Naturwesen aus. Die Elementartheile sind ewig und unzerstörbar, und aus ihnen entsteht vermittelst bestimmter Vereinigung und Scheidung Alles. Erstere wird von Empedokles als die Liebe (Freundschaft), letztere als die Zwietracht (Feindschaft) bezeichnet. Die Zwietracht sucht das ewige Ganze zu trennen, aufzulösen und ist deßhalb das Prinzip des Bösen, die Liebe dagegen strebte das ewige Ganze zusammenzuhalten, die losgetrennten Theile wieder darauf zurückzuführen und ist deßwegen das Prinzip des Guten. Abwechselnd herrscht die Liebe und die Zwietracht, d. h. die Entstehung der Welt und ihre Auflösung in das All wechseln ohne Aufhören mit einander ab." Wenn Empedokles von der Gottheit oder von Göttern spricht, so hat er darunter nichts Anderes, als die Elemente verstanden, und es ist diese Benennung der letztern seiner dichterischen Ausdrucksweise zuzuschreiben. Zwar nahm er, wie Sextus Empirikus berichtet, einen göttlichen Geist an, der die ganze Welt durchdringe und allen Dingen und Wesen Leben einhauche, aber darunter verstand er wahrscheinlicherweise blos

*) E. Reinhold's Gesch. d. Ph. S. 41.

das Feuer, welches er vor den übrigen Elementen auszeichnet. In Beziehung auf die Seele stimmte er jener Ansicht bei, welche wir bei der Betrachtung der Religion Aegyptens mit der Bezeichnung: die Lehre von der Seelenwanderung, kennen gelernt haben. Die Seelen nannte er Dämonen, und nahm eine ursprüngliche Einheit derselben mit der Gottheit an. Aus dieser Annahme ergab sich dann seine Meinung, daß die Wanderungen der Seelen in menschliche, thierische und vegetabilische Körper eine Strafe sei, auf deren Bestehung dann wieder die Vereinigung mit der Gottheit, d. h. mit den Urelementen folge. Der Sitz der Seele sei vorzüglich im Blute.

Es folgen nun zwei Philosophen, die, streng genommen, eigentlich nicht zur jonischen Schule gehören, hier aber deßhalb ihren Platz finden mögen, weil sie auch zu den folgenden Philosophenschulen nicht gerechnet werden können*). Es sind diese Männer

Leukippos und Demokritos. Leukippos ist der Stifter der atomistischen**) Philosophie. Aller Wahrscheinlichkeit nach lebte er um 500 oder 510 v. Chr., und als seine Heimat nennen Einige Abdera, Andere Elea und wieder Andere Milet. Sonst ist von seinen Lebensumständen nichts Gewisses bekannt. Genauer sind wir von seinen philosophischen Ansichten unterrichtet, und besonders verdient in dieser Beziehung Aristoteles unsern Dank, da dieser die meisten der leukippischen Grundsätze in seinen Schriften überliefert hat. Leukippos selbst hat keine

---

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit zugleich, daß bei der Darstellung der griechischen Philosopheme auf streng chronologische Ordnung aus mehrfachen Gründen durchaus keine Rücksicht genommen werden kann.

**) Unter atomistischer Philosophie versteht man die auf die Lehre von den Atomen (untheilbaren Grundkörperchen) gegründeten Forschungen.

solchen hinterlassen, und es ist überhaupt unwahrscheinlich, daß er die Resultate seiner Forschungen aufgezeichnet hat. Er entfernte sich von den Mitgliedern der jonischen Schule darin, daß er behauptete: „die Bestimmungen der Qualität an den Dingen seien nur das Abgeleitete, die Bestimmungen der Quantität hingegen das zu-Grunde Liegende.“ Es nahm nun Leukippos zwei Prinzipien an: ein Volles und ein Leeres. Das erstere besteht aus einer unzählbaren Menge so kleiner Körper oder vielmehr Körperchen, daß sie der sinnlichen Wahrnehmung entgehen. Diese Körperchen, Atome genannt, sind unzertheilbar, undurchdringlich, unzerstörbar, und ihre unendliche Vielheit und Untheilbarkeit setzt nun „ein Trennendes“ voraus und dieß ist das Leere, d. h. der leere Raum in und außer den Körpern. Die Atome sind das wirkende, der leere Raum das materiale Prinzip, und durch die Bewegungen der Atome im Raume nehmen alle sinnlich wahrnehmbaren Dinge ihren Ursprung. Woraus aber die Urkörperchen ihren Ursprung nähmen, darnach zu forschen hielt Leukippos für gänzlich unnöthig, indem er die Atome nebst ihrer Bewegung im Raume für das schlechthin von Ewigkeit her nothwendig Vorhandene hielt. Diese Grundsätze nun wurden weiter ausgebildet und mehr systematisirt durch Demokritos, seinen Schüler oder Genossen. Dieser war um das Jahr 470 v. Chr. geboren und seine Vaterstadt war die Stadt Abdera in Thrazien, das Krähwinkel der Alten. Er soll zuerst durch persische Magier, welche Xerres bei seinem Rückzug aus Griechenland in Abdera zurückgelassen, auf das Studium der Weltweisheit hingeleitet worden sein. Zum Manne geworden, begab er sich auf Reisen, besuchte Griechenland, Aegypten und Unteritalien, und soll sogar nach Persien und Indien gekommen sein, welches Letztere aber unbedenklich ins Reich der Sage verwiesen werden darf. Ueberhaupt sind die mannigfaltigen Er-

zählungen von seinen wundersamen Reiseabenteuern, seiner Blindheit, seinen Weissagungen, seiner bizarren Laune u. dgl. allzu mährenhaft, um hier wiederholt werden zu dürfen. Eines dieser Mährchen erzählt uns auch, Demokritos habe über die Thorheiten der menschlichen Gesellschaft immer gelacht, und deßwegen im Gegensatze zu Heraklitos den Beinamen: der lachende Philosoph erhalten. Dagegen darf mit Recht angenommen werden, daß er sich auf seinen Reisen einen bedeutenden Schatz von Kenntnissen, vorzüglich in seinem Lieblingsstudium, der Naturkunde, gesammelt, und im Umgang mit großen Denkern seinen angeborenen Scharfsinn ausgebildet habe. Als seine Freunde und Bekannte werden, außer Leukippos, erwähnt: Anaragoras, Pythagoras, Parmenides und Zeno. Mehrere Schriftsteller des Alterthums wissen Vieles von den Schriften des Demokritos zu reden, und es darf allerdings festgestellt werden, daß er deren mehrere verfaßt habe, allein sie scheinen schon sehr frühzeitig verloren gegangen zu sein und wir besitzen von ihnen kaum noch einige Fragmente. Jedenfalls besaß er einen vielumfassenden, durchdringenden Geist, eine feine Beobachtungsgabe und geprüfte Urtheilskraft, welche Vorzüge er denn auch in seinen Schriften bewährt haben mag. Er soll über hundert Jahre alt geworden und um das Jahr 369 v. Chr. gestorben sein. In seiner Weiterführung des leukippischen Systems begründete er zuerst die drei Begriffe: Atome, leerer Raum und Bewegung, deren Ewigkeit sein Vorgänger nicht bewiesen, sondern nur vorausgesetzt hatte, indem er den Satz aufstellte: von der Zeit läßt sich kein Anfang denken, sie ist also ewig, unendlich. Aus dem Begriffe der Bewegung schloß er sodann, daß nicht Alles entstanden sein könne, es müsse also etwas Ewiges vorhanden sein. Hiebei den Grundsatz: aus Nichts wird Nichts! zu Hülfe nehmend, kam er zur Annahme der Atome, und so war ihm also die „Ewig-

keit oder Unendlichkeit der Zeit der Grund von der Ewigkeit oder Unendlichkeit der Atome, des leeren Raums und der Bewegung." Die Welt entstand durch die ewige Bewegung der unendlichen Menge unwahrnehmbarer Atome, die in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder vereinigt werden. Diese Entstehung der Welt ist eine rein zufällige, von keiner besondern Einwirkung abhängige, und im Raum des Weltalls gibt es zahllose Welten, welche bald entstehen, bald wieder untergehen. Alle Dinge bestehen aus Atomen, und je nach der Verschiedenheit der letztern in Beziehuug auf Gestalt, Ordnung und Lage sind auch die erstern verschieden, und aus der unendlichen Anzahl und Verschiedenheit der Atome geht auch die unendliche Anzahl und Verschiedenheit der Dinge hervor. Der Grund aller Bewegungen in der Welt ist die Kreisbewegung, deßwegen nennt Demokritos diese auch die Nothwendigkeit, und läßt sie folgendermaßen entstehen. Wenn die Atome auf einander eindringen, widerstehen sie einander vermöge ihrer Undurchdringlichkeit; daraus entsteht nun eine hüpfende, springende Bewegung; diese theilt sich auch andern, sich anhängenden Atomen mit, und also gestaltet sich der Wirbel oder die Kreisbewegung. Unter den Atomen nehmen die Feueratome den ersten Rang ein; diese sind rund. Die Seele besteht aus den feinsten Feueratomen, denen aber auch andere Atome beigemischt sind, und insofern in allen Körpern etwas Seele ist, sind auch in allen mehr oder weniger Feueratome. Menschen und Thiere athmen sie mit der Luft ein, und mit dem Aufhören dieses Einathmen hört auch das Leben auf. Unter den Sinnen ist der Tastsinn der Grundsinn; er ist der untrüglichste. Die Aeußerungen der Sinne werden dadurch vermittelt, daß von den Körpern fortwährend „höchst feine Ausflüsse, welche ihre Gestalt und übrige Beschaffenheit darstellen, aus-

gehen und unsere Sinnesorgane berühren." Das Gehör wird verursacht, indem die strömenden Lufttheile zum Ohre gelangen; diese Lufttheile werden dann beim Sprechen wieder herausgeschafft. Das Gesicht entsteht, indem sich von den äußern Körpern Ausflüße absondern, die sich in der Luft verdichten und dann als Bilder von dem Auge aufgefaßt werden. Die durch das Auge empfangenen Bilder überliefert dasselbe der Seele, und sie erwecken sodann in uns die Vorstellungen des Geschmacks. Die Träume werden verursacht durch die immerwährende Bewegung der Gesichts- und Gehörwerkzeuge, welche in der Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen werde. Da nach Demokritos Ansicht die Seele, wie alles Andere, ebenfalls aus trennbaren Atomen besteht, so mußte er nothwendigerweise ihre Fortdauer leugnen. Vielleicht aus nicht überwundener Anhänglichkeit an den Volksglauben verflocht er die griechischen Nationalgötter in sein System, aber sie sind vergänglich, wie alles Uebrige, indem auch sie von der Natur ausgehen. Von einer wirklichen Gottheit aber, von einer Vorsehung ist in seinem System durchaus nicht die Rede, Alles entsteht und vergeht auf mechanischem Wege, und die Zurückführung aller Dinge auf die einfachsten Prinzipien ist von Demokritos unstreitig mit großem Scharfsinn versucht worden. In praktischer Beziehung muß noch hervorgehoben werden, daß er den Grundsatz aufstellte: Das Beste sei behagliches Wohlbefinden, gegründet auf Gleichmuth. Spätere Schriftsteller des Alterthums schreiben ihm viele Entdeckungen im Gebiete der Mathematik und Naturlehre zu.

Als Schlußsteine der jonischen Schule sind anzusehen: Diogenes von Apollonia und Archelaos, von denen zwar keiner ein neues System aufgestellt hat, die aber das materialistische System der jonischen Philosophen bestimmter entwickelten und ausführten.

Diogenes von Apollonia, einer Stadt auf der Insel

Kreta (jetzt Kandia), war ein Schüler des Anarimenes. Er hielt sich, zugleich mit Anaragoras, in Athen auf, und hatte wie dieser Vieles von pfäffischen Verfolgungen auszustehen. Seine Schrift „über die Natur und die Lufterscheinungen" begann er mit der schönen Erklärung: Bei jedem belehrenden Vortrag muß man von einem unbezweifelt gewissen Satz ausgehen, und der Vortrag selbst muß einfach und würdig gehalten sein. Diese Schrift selbst ist uns leider bis auf ein kleines Bruchstück verloren gegangen. Im Ganzen folgte er den Ansichten seines Lehrers Anarimenes, und seine philosophischen Grundsätze sind vornehmlich folgende: Alle Dinge in der Welt müssen ihrem Wesen nach schlechterdings einartig sein, denn sie könnten kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht ein und dasselbe Wesen hätten. Es sind daher alle Dinge aus einem und demselben Wesen entsprungen, und kehren wieder in dasselbe zurück. Die Luft ist der Grundstoff aller Dinge, welchen Satz schon Anarimenes aufgestellt hatte. Die Luft muß aber mit Denkkraft angefüllt sein, indem sie im andern Falle nicht so vertheilt sein könnte, daß sie das Maß und die Gränze aller übrigen Dinge bestimmen könnte. Die Luft ist die Quelle alles Lebens und Denkens, weil der Mensch und alle „beseelten" Wesen nur dadurch leben, daß sie Luft einathmen. Auch die Seele ist nichts Anderes als Luft, und ihr Hauptsitz ist die mit Luft angefüllte Brusthöhle. Das Denken wird bewirkt durch den Umlauf der Luft mit dem Blute in den Adern. Ueberhaupt bewirkt die Luft Alles und wirkt in Allem; sie durchdringt, ordnet und beherrscht Alles, und so ist sie denn nicht nur der Grundstoff der Welt, sondern auch die Grundkraft, das denkende und schaffende Prinzip derselben.

Archelaos aus Milet, noch Andern aus Athen, lebte

in der letztgenannten Stadt. Sein Lehrer war Anaragoras. Er scheint sich aber mehr mit physikalischen Studien, als mit der Philosophie abgegeben zu haben, weßwegen er auch den Beinamen „der Physiker" erhielt. Nach Diogenes Laertius hat er auch über moralische und politische Gegenstände geschrieben, und von ihm soll die Sentenz herrühren: Der Unterschied zwischen gerechten und ungerechten, edeln und schlechten Handlungen gründet sich nicht auf die Natur, sondern blos auf das Gesetz. In seinen philosophischen Ansichten stimmte er ganz mit denen seines Lehrers Anaragoras überein, wich aber darin von demselben ab, daß er die Intelligenz (den Geist) nicht als ein abgesondertes Prinzip dem materiellen Prinzipe (dem Körperstoffe) entgegensetzte, sondern das erstere als dem letztern ursprünglich innwohnend annahm.

Viertes Kapitel.

Die pythagoräische Schule.

Pythagoras wurde nach der gewöhnlichen Annahme zwischen 584 und 586 v. Chr. auf der Insel Samos geboren, wo sein Vater Mnesarchos als ein reicher Kaufmann lebte. Die Handelsreisen seines Vaters, auf welchen ihn Pythagoras gewöhnlich begleitete, scheinen zuerst seinen wißbegierigen Sinn auf die Bahn der Forschung und Weisheit hingelenkt zu haben; auch kann angenommen werden, daß er auf diesen Reisen Unteritalien kennen lernte, welches Land er nachmals zum Schauplatze seines philosophischen Wirkens machte. Sein erster Lehrer soll Kreophilos gewesen sein, der sich in seiner Heimat aufhielt, seine Fortbildung aber soll er von Pherekydes, ja sogar von Anarimandros und Thales er-

halten haben *). Es war, wie wir bereits vernommen haben, in damaliger Zeit Sitte, daß besonders die sich der Weltweisheit widmenden Männer viele Reisen und Wanderungen unternahmen, was durchaus keiner oberflächlichen Reisemode, sondern dem tiefsten Drang nach Bildung und Erkenntniß zugeschrieben werden muß. Man konnte sich nämlich damals nicht, wie jetzt, durch geographische, historische und literarhistorische Werke über den Zustand der verschiedenen Länder und Völker belehren, weil solche Werke nicht vorhanden waren, sondern mußte sich von Allem an Ort und Stelle überzeugen, die einzelnen Philosophen persönlich hören, von Land zu Land streifen und sich auf diese mühvolle, weder von Dampfbooten noch von Eilwagen unterstützte, Weise einen wissenschaftlichen Schatz sammeln, den sich ein Gelehrter unserer Tage nöthigenfalls verschaffen kann, ohne seine Studirstube zu verlassen, womit jedoch nicht gesagt werden soll, daß das Reisen nicht noch jetzt eines der beßten Bildungsmittel sei. Auch Pythagoras reiste in wissenschaftlicher Absicht. Zuerst die Insel Skyros besuchend, genoß er daselbst den Unterricht des Pherekydes, und brach von dort in andere Länder auf. Die Biographen des Weltweisen nennen als Länder, welche er besucht haben soll, Aegypten, Phönizien, Judäa, Persien und Indien, ja sogar nach Gallien (Frankreich) soll er gekommen sein, um dort die Lehren des Priesterstandes (der Druiden) kennen zu lernen. Dieß sind nun Nachrichten, welche schon an und für sich zweifelhaft sind, und noch dazu von Schriftstellern herrühren, die sich selber widersprechen und ihrer Leichtgläubigkeit

*) Wir haben aus dem Alterthume zwei Lebensbeschreibungen über Pythagoras; die eine von Porphyrios, die andere von Jamblichos verfaßt. Beide Biographen umhängen aber ihren Helden mit allzu viel poetischem Schmucke, als daß man ihnen blindlings vertrauen oder folgen dürfte.

wegen bekannt sind. Von allen Reisen des Pythagoras in nichtgriechische Länder darf blos die nach Aegypten (und vielleicht auch die nach Phönizien) unternommene für historisch begründet angenommen werden. In Aegypten soll er sich zweiundzwanzig Jahre aufgehalten haben, um, von Polykrates, dem Beherrscher seiner Heimatinsel, an den ägyptischen König Amasis empfohlen, die Geheimnißlehren der dortigen Priester und die in Aegypten blühenden Wissenschaften überhaupt sich anzueignen. Hauptsächlich soll er seinem Aufenthalt in Aegypten seine mathematischen und geometrischen Kenntnisse verdanken, was aber aus dem doppelten Grunde zu bezweifeln ist, daß er in den genannten Fächern des Wissens selber die wichtigsten Entdeckungen machte, und daß von anderer Seite behauptet wird, Thales und Anarimandros seien darin seine Lehrer gewesen. Jedenfalls hat er die in Aegypten möglicherweise erworbenen geometrischen und mathematischen Kenntnisse auf eine weit höhere Stufe der Ausbildung erhoben und ihnen erst die wissenschaftliche Form gegeben. Uebersehen darf indessen nicht werden, daß der lange Aufenthalt in Aegypten und seine etwaige Aufnahme in den ägyptischen Priesterorden dem Pythagoras bei seinen Zeitgenossen darum Ruhm und Einfluß verschaffte, weil Aegypten zu seinen Zeiten noch als das Land der höchsten Wunder und tiefsinnigsten Geheimnisse angesehen wurde *). Als er von seinen Reisen zurückgekommen, errichtete er zu Samos eine Schule, in welcher er nach ägyptischen Mustern seine Lehrsätze in sinnbildlicher Form vortrug. Aber größere Plane im Kopfe und mit dem politischen Zustand seiner Heimat unzufrieden, verließ er dieselbe bald wieder, und begab sich nach Unteritalien, welches damals der griechischen Abstammung seiner Bewohner wegen Großgriechenland hieß. Hier wählte er die

*) Tennemann's Gesch. d. Phil. Bd. I. S. 90.

Stadt Kroton zu seinem Wohnsitze aus, und in kurzer Zeit wurde er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung. Von schöner Gestalt, würdevollem Benehmen, mit einer Masse außerordentlicher Kenntnisse, durchdringendem Verstand und hinreißender Beredtsamkeit ausgerüstet, mußte er, wie Tennemann sagt, bald Aufsehen erregen, besonders in einem Lande, welches in wissenschaftlicher Kultur noch ganz zurück war; dazu kam dann noch manche Eigenthümlichkeit in Kleidung und Lebensweise, der Nimbus göttlicher Gaben und Kräfte, welcher ihn umgab und dazu diente, ihn seinen Freunden nicht weniger als dem großen Haufen ehrwürdig und heilig zu machen, was er, als ein in der That außerordentlicher Mann, Alles für seine Zwecke zu benutzen wußte. Er begann seine Laufbahn zu Kroton mit einem öffentlichen Vortrage, in welchem er die Pflichten der Menschen so treffend auseinandersetzte und mit so ungemeiner Beredtsamkeit zu deren Erfüllung ermahnte, daß er nicht nur Jedermann hinriß, sondern auch von den Staatsbehörden den Auftrag erhielt, mehrere derartige Vorträge zu halten, und ihnen in Betreff der Staatsangelegenheiten mit seinem Rathe an die Hand zu gehen. Durch Letzteres näherte er sich der Erfüllung seines Planes, sich die höchste Gewalt im Staate zu verschaffen, wonach er nicht aus Herrschsucht, sondern aus Eifer für das Gute zu streben sich gedrungen fühlte. Er drängte sich aber nicht zu obrigkeitlichen Stellen, mied jeden Schein äußerer Gewalt und „suchte blos durch Ueberzeugung" zu herrschen, um dann den Staat allmälig nach den Grundsätzen der Philosophie zu reformiren. Und gleichwie Moses sich für seine religiösen und politischen Institutionen eine eigene Generation hatte erziehen müssen, so schien es auch dem Pythagoras das sicherste Verfahren, das junge Geschlecht für seine Absichten heranzuziehen. Von diesem Gedanken geleitet, errichtet er eine

Schule, die nach ihm benannt auch der pythagoräische Bund heißt. Dieser Bund war ein Institut, in welchem sowol der Verstand, als auch das Gemüth und der Charakter ausgebildet und alle geistigen Anlagen des Menschen in folgerechter Abstufung entwickelt werden sollten. Denker und Dichter, Staatsmänner und Feldherren, treffliche Menschen überhaupt sollten in dieser großartigen Schule gebildet werden. Die Einrichtung des Bundes wird von den Alten als eine sehr schöne dargestellt, und wir heben hier die Hauptzüge hervor. Die Mitglieder der Gesellschaft zerfielen in zwei Klassen, in die Schüler oder Novizen und in die Eingeweihten. Um der Einweihung in die eigentliche Lehre des Meisters theilhaftig zu werden, mußten die Schüler harten Prüfungen sich unterwerfen. Sie mußten sich der einfachsten Lebensweise und der größten Sittenstrenge befleißigen, ja es wurde ihnen, wie den Karthäusermönchen, je nach Umständen ein Stillschweigen von zwei bis fünf Jahren aufgelegt, welches das pythagoräische Stillschweigen hieß. Lange Zeit hindurch mußten sie sich aller Fragen enthalten, und durften bloß zuhören, weßwegen sie Hörende genannt wurden, denen die Formel: Er (nämlich Pythagoras) hat es gesagt! die Stelle aller Beweise vertrat. Wer durch die Prüfungen ermüdet die Gesellschaft wieder verlassen wollte, hatte dazu volle Freiheit. Die Beiträge, die er an die Bundeskasse entrichtet, wurden ihm in diesem Falle zurückerstattet, sodann warf man ihm, wie einem Todten, ein Grab auf und gedachte seiner nicht mehr. Wer aber die Prüfungen mit standhafter Ausdauer durchgemacht, der wurde in die Zahl der Eingeweihten aufgenommen, und diesem wurden die Lehrsätze des Meisters ohne sinnbildliche Einkleidung vorgetragen, Lehrsätze, die sich auf religiöse, moralische und politische Ideen bezogen, und zu deren strenger Geheimhaltung man sich durch einen feierlichen Eid

verpflichtete. Hier durfte nun das Stillschweigen gebrochen und von den Schülern Fragen und Einwürfe gemacht werden. Auch erhielten sie jetzt erst den Namen Pythagoräer. Allem ihrem Wissen wurde als Grundlage die Geometrie gegeben, und erst wenn sie hinlänglich in dieser bewandert waren, wurden Einige in die speculativen Zweige der Philosophie, z. B. Forschungen über das Wesen der Natur und der Gottheit, andere in die praktische Lebensweisheit, z. B. Oekonomie, Staatskunst und Sittenlehre, eingeführt. Die Gereiftesten der Eingeweihten gingen dann als Apostel des Pythagoräismus in die Städte und Lande umher, um die Philosophie des Bundes zu verbreiten. Ueber die Lebensweise der Bundesmitglieder Folgendes. Alle zusammen bildeten nur eine Familie. Vor Aufgang der Sonne erhoben sie sich, um das Gestirn des Tages mit Lobgesängen zu begrüßen; dann wurde Dichtkunst und Musik geübt, um den Geist auf die Geschäfte des Tages vorzubereiten. Sodann wurden die ernsten Studien vorgenommen, von denen man sich auf einsamen Spaziergängen wieder erholte. Diesen folgten gymnastische Uebungen, um die Körperkraft auszubilden, und dann ging es zum gemeinschaftlichen Mahl, welches vornehmlich aus Brod, Honig und Wasser bestand. Der übrige Theil des Tages war wissenschaftlichem Gespräche, dem Bade, der Besorgung häuslicher und öffentlicher Geschäfte gewidmet. Am Morgen eines jedes Tages wurde bestimmt, was diesen Tag hindurch gethan werden sollte, und am Abend wurde dann über das Vollbrachte Rechenschaft abgelegt. Der Bund hatte den glücklichsten Fortgang. Zu Kroton traten die angesehensten Männer in denselben, und bald bildeten sich auch in den umliegenden Städten Pflanzschulen, die mit der Mutterschule in genauer Verbindung standen. Seinem ganzen Wesen nach, theils um der Idee, welche ihm zu Grunde lag, theils um der einflußreichen Stellung der meisten seiner Mitglieder im bürgerlichen Leben willen, mußte der

Bund bald den größten Einfluß auf das Staatsleben Groß=griechenlands erhalten. Und dieser Einfluß war ein heilsamer, denn er bezweckte Gesetzmäßigkeit und eine auf die Lehren der Weisheit gebaute Politik. Aber leider hielt der Bund nicht lange. Neid, Eifersucht und offener Haß untergruben allmälig seine Grundfesten und stürzten ihn völlig. Die politischen Gegner der Gesellschaft wußten dieselbe auch in anderer Beziehung zu verdächtigen, das Volk dagegen aufzuwiegeln und endlich brach ein allgemeiner Aufstand gegen die Pythagoräer aus, der zu blutigen Bürgerkriegen führte, welche dann mit der gänzlichen Zerstörung des Bundes endigten. Viele Mitglieder desselben wurden hingerichtet oder verbannt, die übrigen in alle Welt zerstreut, und Pythagoras selbst soll nach einigen Nachrichten in diesen Wirren das Leben gewaltsamerweise verloren haben. Nach andern Berichten aber war er bereits todt, als die Verschwörung gegen den von ihm gestifteten Bund ausbrach. Die Zerstörung der Gesellschaft war für die Staaten, in welchen sie geblüht hatte, jedenfalls ein großes Unglück, für die Wissenschaft dagegen eher ein Glück, indem dadurch die Pythagoräer von ihren politischen Bestrebungen abgezogen, und mehr zu rein wissenschaftlichen Forschungen hingeleitet wurden. Von jetzt an widmeten sie letzteren ihre ganze Thätigkeit, besonders der Mathematik, und legten, was bisher wol nicht geschehen war, die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in Schriften nieder. Von Pythagoras selbst besitzen wir nichts Schriftliches, und was über seine Philosophie gesagt werden kann, muß aus den einzelnen Andeutungen späterer Autoren zusammengestellt werden, wobei aber noch bemerkt werden muß, daß sich die Sätze des Pythagoras und die seiner Schüler und Nachfolger durchaus nicht mehr genau unterscheiden lassen, weßwegen sie auch hier zusammengefaßt und stets als ein Ganzes betrachtet werden müssen. Der Grundstein pytha=

goräischer Philosophie ist der Satz: Die Zahlen sind die Prinzipien der Dinge. Das griechische Wort, welches Zahlen bedeutet *), ist aber weit umfassender, als das ihm entsprechende deutsche, und darum ist auch der Pythagoräismus schwer zu verstehen. Es bedeutet nämlich dieses Wort nicht blos Zahl, sondern auch Größe und endlich Verhältnisse jeder Art, besonders mathematische, woraus leicht zu ersehen ist, daß die Pythagoräer dem Begriffe der „Zahlen" einen weit größeren Kreis der Anwendung geben, als wir. Nach Aufstellung des obigen Grundsatzes richteten sie ihre Aufmerksamkeit sodann allererst auf die äußern Gegenstände und betrachteten diese als Größen unter der Form der Zahlen. So kam es, daß sie die Dinge selbst Zahlen nannten. Als Ursache, daß diese kein zusammenhängendes Quantum bilden, gaben sie den leeren Raum an. Die Lehre von den Zahlen erschien den Pythagoräern aber auch als die Grundlehre der Mathematik, und daraus folgt also ganz natürlich, daß ihnen die Mathematik die Grundlage aller Weisheit schien. Es geht aus dem bisher Gesagten deutlich hervor: Das Prinzip der Dinge ist die Zahl, und die Dinge sind Zahlen. Den Zahlen liegt dann auch zu Grunde das Begränzte und das Unbegränzte, die geraden Zahlen sind begränzt und vollkommen, die ungeraden aber unbegränzt und unvollkommen. Die Einheit (Monas) ist die Quelle aller Zahl; die Zweizahl (Dyas) ist unvollkommen und die Ursache von Theilung und Wachsthum; die Dreizahl (Trias) ist der Natur der beiden vorhergehenden theilhaft, weil sie aus beiden zusammengesetzt ist: die Vierzahl (Tetras) aber ist höchst vollkommen. Die

*) ἀριθμός Zahl, ἀριθμοί Zahlen, ἀριθμητική Rechenkunst, Arithmetik.

Zehnzahl (Dekas), welche die Summe aller Primzahlen enthält, bezeichnet das System der Welt und umfaßt alle arithmetischen und musikalischen Proportionen. Wie nun die Zahlen insgesammt aus der Einheit hervorgehen, sich auf mannigfaltige Weise miteinander verbinden und ihn ihrem stufenmäßigen Fortschritte neue Eigenschaften annehmen, so ist auch das reine und einfache Wesen der Gottheit der gemeinschaftliche Urquell aller Formen der Natur, welche in ihrem stufenmäßigen Fortschritte ebenfalls neue Eigenschaften annehmen. — Nächst den Zahlen*) spielte in dem Philosophem des Pythagoras und seiner Nachfolger die Musik eine große Rolle. Pythagoras betrachtete dieselbe nämlich nicht blos als eine dem Ohr schmeichelnde und vom Standpunkt des Gehörs aus zu beurtheilende Kunst, sondern als eine Wissenschaft, die auf mathematische Verhältnisse zurückführen und mit der Sternkunde und Arzneikunst verwandt sei. Er soll auch das **octochordum Pythagoræ**, eine musikalische Tonleiter, erfunden haben. Nach seiner Ansicht bringen die himmlischen Sphären, worin sich die Planeten bewegen, bei ihrem Umschwunge Töne hervor, und da er das Weltsystem für höchst vollkommen ansah, so mußte er annehmen, daß diese Töne in der vollkommensten Harmonie zusammenklingen. So entstand der berühmte Gedanke von der Harmonie der Sphären oder der Sphärenmusik. Unter diesem schönen Bilde verbirgt sich die schöne Idee des Weisen, die Welt sei ein

---

*) Bei dieser Gelegenheit mag auch gerade ein Wort über den sogenannten pythagoräischen Buchstaben gesagt werden. Es ist dieser Buchstabe das Y (Ypsilon), welches das Hervorgehen der Zweizahl aus der Einzahl und dann die heilige Zahl „drei" bedeuten soll. Dem Pythagoras wird auch die Erfindung der Tafel zugeschrieben, welche in einem geschlossenen Viereck das Einmaleins enthielt und deßwegen die pythagoräische Rechentafel heißt.

harmonisch geordnetes Ganzes*), in welchem sich die Zahlen verwirklichten. Aus den astronomischen Bestrebungen des Pythagoras ergeben sich ungefähr folgende Ideen. Es gibt zehn himmlische Sphären, von welchen uns aber blos neun sichtbar sind: die Sphäre der Fixsterne, die sieben Sphären der Planeten, worunter auch Sonne und Mond gerechnet sind und die Sphäre der Erde. Die zehnte Sphäre, die Erde, ist unsichtbar, aber sie muß um der Vollkommenheit des Weltbaus willen nothwendig vorhanden sein, eben weil sie die Zehnzahl vollmacht, und die Zehnzahl (Dekas) ist ja die Vollendung der Zahlenharmonie. Diese zehnte Sphäre, die Erde, nannte er Gegenerde (Antichthon), und aus ihrem Vorhandensein erklärt er die Erscheinung der Mondfinsternisse. In dem Mittelpunkte des Weltsystems befindet sich das Zentralfeuer, welches auf die sich um dasselbe bewegenden Planeten Licht und Wärme ausstralt. Die Atmosphäre der Erde ist eine unbewegliche, dicke Masse, der Aether hingegen ist eine reine, ewig bewegte Substanz, in welcher alle göttlichen und unsterblichen Wesen ihren Aufenthalt haben. Wie in der Astronomie, so leistete Pythagoras für seine Zeit auch in der Geometrie Bedeutendes, und besonders muß ihm das Verdienst zugeschrieben werden, daß er dieselbe zuerst mit wissenschaftlicher Regelmäßigkeit betrieben habe. Auch hier wandte er wieder die Lehre von den Zahlen an, denn der geometrische Punkt war ihm die Einzahl oder das Einfache, die Linie die Zweizahl oder das Zweifache, die Fläche die Dreizahl oder das Dreifache und der Körper die Vierzahl oder das Vierfache. Auch wird ihm die Entdeckung mehrerer geometrischer Sätze zugeschrieben, z. B. die innern Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei

*) Das griechische Wort κόσμος (Welt) bedeutet eigentlich Ordnung, Schmuck, und dann auch Welt.

rechten, und: in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich. Letzterer Satz, der bekannte magister matheseos, wird vorzugsweise der pythagoräische Lehrsatz genannt*). Dieß sind die Grundzüge der Philosophie, der Forschungen des Pythagoras, welche dann seine Schüler und Nachfolger weiter auszuführen suchten. Von diesen sind vorzugsweise zu nennen:

Alkmäon, Philolaos, Timäos und Archytas, deren wissenschaftliche Bestrebungen wir hier zusammenfassen, indem ihre Leistungen weder dem einen noch dem andern mit Bestimmtheit zugeeignet werden können. Einen hervorspringenden Grundsatz der Pythagoräer bildet ihre Ansicht über das Wesen des menschlichen Erkenntnißvermögens, welche Ansicht sich dahin bestimmt, daß das Erkennende und das Erkennbare von gleicher Natur sein müsse**). Das menschliche Erkenntnißvermögen hielten sie sodann für ein mathematisches Vorstellen, für „ein Bestimmen des Mannigfaltigen durch das Maß." Welche Folgerungen aus dieser Bestimmung gezogen wurden, haben wir bereits angedeutet, und geben nun den wichtigen Gedanken der Pythagoräer über die Gottheit, den Gedanken: „Gott ist der Weltgeist, der sich von dem Zentrum des Weltsystemes aus allenthalben hin verbreitet.

---

*) „Pythagoras soll eine Hekatombe (ein Opfer von hundert Ochsen) gebracht haben bei Findung dieses Satzes. Er hat die Wichtigkeit desselben eingesehen. Und merkwürdig mag es sein, daß seine Freude so weit gegangen, deßhalb ein großes Fest anzuordnen, wo das ganze Volk eingeladen war; der Mühe werth war es. Es ist Fröhlichkeit, Feier des Geistes (Erkenntniß), auf Kosten der Ochsen." Hegel, Gesch. d. Phil. Bd. I. S. 278.

**) Dieser Grundsatz galt bei den Alten überhaupt, allein die Pythagoräer wußten denselben vornehmlich auszubeuten.

Er ist die Ursache aller Bewegung, alles Lebens. Er ist das Urprinzip des Weltalls, unvernichtbar, unsichtbar und kaum mit dem Geiste zu erfassen." Diese schon an und für sich wichtige Idee ist besonders auch darum beachtenswerth, weil sie den deutlichen Beweis dafür liefert, daß die Pythagoräer das Wesen der Gottheit mit einer Bestimmtheit gefaßt, von welcher wir in den Philosophemen der jonischen Schule keine oder nur schwache Spuren gefunden haben. Der höchsten Gottheit sind zunächst drei Arten von Intelligenzen untergeordnet: Götter, Dämonen und Heroen (Halbgötter), welche als Ausflüsse der Gottheit an Vollkommenheit verschieden sind. Zu diesen drei Intelligenzen kommt noch als vierte die menschliche Seele, welche ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit ist. Die letztere ist gerade das, was in der Zahlenlehre die Monas (Einheit, Einzahl) ist, denn, wie aus der Einheit alle übrigen Zahlen entspringen, so aus der Gottheit alle Wesen und Dinge. Wenn der menschliche Geist seinen Körper verläßt, geht er in die Wohnungen der Todten über. Daselbst wohnt er, bis er wieder auf der Erde erscheint, um abermals eine menschliche oder auch eine thierische Hülle zu bewohnen. Ist er aber durch mehrfache Wandlungen genugsam geläutert, so kehrt er zu dem Urquell alles Seins zurück, von dem er ursprünglich ausgegangen. Dieses ist die nämliche Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose), welche wir schon bei den Aegyptern angetroffen haben, und mit der die Vorstellung von Belohnung oder Bestrafung des Menschen nach dem Maße seines Wandels während seines Lebens auf Erden verbunden ist.

Nicht minder erhaben, als die bisher angeführten Ideen der Pythagoräer, sind auch ihre Lehren, die sich auf Sittlichkeit und Lebensklugheit beziehen. Hier ist vorerst ihre Ansicht aufzustellen, daß beschauliche Weisheit nie vollständig erreicht werden könne ohne gänzliche Abgezogenheit

von den gewöhnlichen Dingen, denn diese erst gewährt Freiheit des Geistes, und darum hielten sie es für nothwendig, einem, von dem Weltgewühle abgesonderte Gesellschaft zu bilden, um sich völlig der philosophischen Forschung hingeben zu können. Der Mensch soll im Verlaufe seines Lebens immer dahin streben, zur Gottähnlichkeit zu gelangen. Diese Gottähnlichkeit ist Tugend, und tugendhaft ist der Mensch dann, wenn die Vernunft über die Leidenschaft herrscht, Vernunft und Leidenschaft sind nämlich die hervorragendsten Kräfte des Geistes. Nach zwei Tugenden ist vornehmlich zu streben: nach Gerechtigkeit und Freundschaft. Das Recht besteht in der Wiedervergeltung. In der Freundschaft muß aller Zwiespalt entfernt, vollkommenes Vertrauen und Alles gemeinschaftlich sein; wahre Freunde arbeiten darauf hin, einander gegenseitig immer vollkommener zu machen. Jeder Mensch soll die Gesetze und Gebräuche des Landes, welches er gerade bewohnt, heilig halten und beobachten. Reinheit des Herzens ist die Grundbedingung der wahren Verehrung der Gottheit. Zunächst der Gottheit gebührt die höchste Ehrerbietung den Eltern und den Gesetzgebern. Ein Eidesschwur ist unverletzlich und darf nie und nimmer gebrochen werden.

Es ergibt sich aus dieser Darstellung, daß die pythagoräische Schule jedenfalls Bedeutendes geleistet hat. Einestheils ist sie die Begründerin aller mathematischen Philosophie, anderntheils stellte sie die Grundsätze einer trefflichen Moral auf. Zwar konnten sie sich noch zu keiner wissenschaftlichen Untersuchung der sittlichen Begriffe erheben, denn die Zurückführung der Tugenden auf Zahlverhältnisse ist viel zu allgemein und unbestimmt, aber das ganze Wesen des Pythagoräismus durchdringt ein ächt religiös-sittlicher Geist, und ihre praktischen Lebensregeln sind unstreitig sehr beachtenswerth. Auch beweisen die Ideen

der Pythagoräer über die Seelenwanderung, daß sie eine hohe Vorstellung von der Würde des menschlichen Geistes hatten, indem diesen Ansichten zufolge der menschliche Geist fähig ist, der Gottheit annäherungsweise ähnlich zu werden, und die Ueberzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode ist eben in diesen Ansichten klar und bestimmt ausgesprochen. Hiemit beendigen wir diesen Abschnitt, und fügen zum Schlusse nur noch die Bemerkung bei, daß die Lehren des Pythagoras und seiner Schule den bedeutendsten Einfluß auf die Philosophie des großen Platon ausgeübt.

Fünftes Kapitel.

Die eleatische Schule.

Unter den drei philosophischen Systemen, welche die erste Periode der griechischen Weltweisheit vorzugsweise hervorgebracht hat, nimmt unstreitig das System der eleatischen Schule den ersten Rang ein. Zwar haben sich die Grundsätze der eleatischen Schule nie weit verbreitet, und, nach Allem zu schließen, nie viele Anhänger gefunden, aber die von ihr aufgestellten Grundsätze sind dessen ungeachtet sogar für die Philosophie auf ihrem jetzigen Standpunkt nicht ohne Interesse, und es muß den Mitgliedern dieser Schule das Verdienst eingeräumt werden, daß sie zuerst „die Prinzipien der Vernunft von den empirischen*) Sätzen getrennt, und die Vermischung

*) Empirisch ist das, was aus der Erfahrung geschöpft ist; Empirismus ist diejenige Denkungsart, welche alle Erkenntniß auf die Erfahrung gründet oder jede andere Erkenntniß verwirft; Empiriker sind Menschen, deren Kenntniß blos auf Versuchen und Wahrnehmungen beruht, oder die einzig und allein der Erfahrung folgen.

beider sorgfältig vermieden haben." Es wurde dadurch der bedeutendste Fortschritt im Gebiete der Philosophie begründet, denn die Eleaten zeigten durch diese ihre Entdeckung zuerst den ungeheuern Unterschied zwischen der Welt des Verstandes und der Welt der Erfahrung, wodurch der ewige Widerstreit zwischen der Erfahrung und der reinen, über alle Erfahrung sich hinwegsetzenden, Vernunft deutlich bestimmt wurde. Kühn und bündig darf man vorzüglich das eleatische System nennen, und dieser Hauptcharakter desselben ist nicht minder in den einzelnen Sätzen, als in dem Ganzen ausgedrückt. Von den Schriften der Eleaten haben sich uns bedeutende Fragmente erhalten, wozu noch kommt, daß spätere griechische Philosophen Vieles über die Lehren derselben aufgezeichnet haben, daß somit ihre Ansichten mit Bestimmtheit hervorgehoben werden können, wenn es gleich unmöglich ist, ihr System in seinem ganzen Umfange darzustellen. Es werden uns vier Männer von den eleatischen Philosophen genannt, von denen

Xenophanes, als der Stifter der Schule zuerst abgehandelt werden muß. Die Zeit seiner Geburt und seines Todes kann nicht mit Genauigkeit angegeben werden; gewiß aber ist es, daß er ein Zeitgenosse des Pythagoras war. Seine Geburtsstadt ist Kolophon, eine der wichtigsten Städte damaliger Zeit in Kleinasien. Aus Gründen, welche unbekannt, verließ er im frühen Mannesalter seine Vaterstadt, und brachte seine übrige Lebenszeit in verschiedenen Städten Unteritaliens und Siziliens zu. Vorzüglich soll er in Zankle (jetzt Messina), Katana (jetzt Katinea) und Elea gelebt haben, von welch' letzterer Stadt dann auch sein System den Namen erhalten habe. Dieser sein Aufenthalt in Elea aber ist sehr zweifelhaft, indem sich in den antiken Autoren keine bestimmte Nachweisung dieses Aufenthalts, sondern nur die Nachricht findet, Xenophanes habe über die Geschichte oder Kultur von Elea tausend Verse ge-

dichtet, woraus man dann geschlossen hat, er möge sich in dem letztgenannten Orte aufgehalten haben. Ob er einen Lehrer gehabt oder nicht, ist ebenfalls nicht zu ermitteln, seine Kenntniß der jonischen und pythagoräischen Philosophie aber ist unzweifelhaft. Er wurde bei hundert Jahre alt und lebte noch um die Zeit der Kämpfe gegen die Perser (um's Jahr 490 v. Chr.). Er soll sehr arm gewesen sein, und als ein Beweis dieser Armuth wird angeführt, daß er nicht die Mittel besessen, seine Kinder begraben zu lassen, sondern dieselben mit eigenen Händen eingescharrt habe. Er schrieb ein Buch „über die Natur", welcher Titel, wie wir zu sehen Gelegenheit hatten, bei den ältesten Philosophen allgemein im Gebrauche war. Die Schreibart desselben war die metrische, und es sind uns mehrere Bruchstücke dieser Schrift aufbewahrt worden.

Seine philosophischen Ansichten betreffend, darf nicht verschwiegen werden, daß sich in denselben eine gewisse Polemik gegen Thales und Pythagoras und deren Nachfolger bemerkbar macht. Diese hatten nämlich den Grundsatz angenommen: aus Nichts entstehe Nichts, und dann eine Ursache aufgesucht, aus welcher Alles entstanden sei. Xenophanes aber verwarf den Begriff des Entstehens geradezu, indem ihm die Möglichkeit eines Werdens überhaupt unbegreiflich war. Er philosophirte dabei also: Alles entstandene Sein müßte gedacht werden als aus einem andern Sein hervorgegangen, welches letztere Sein dem ersteren entweder schlechthin gleich oder ungleich wäre. Wäre das Erstere der Fall, so finde kein Unterschied statt zwischen dem ursprünglichen und dem abgeleiteten oder entstandenen Sein, denn das Gleiche verhält sich zum Gleichen stets auf gleiche Weise, und deßwegen sei es rein undenkbar, daß das eine Sein sich zum andern Sein verhalten solle als das Erzeugende zu dem Erzeugten. Wäre aber das Zweite der Fall, so müßte entweder das Bessere aus dem Geringeren, das Größere

aus dem Kleinern, das Stärkere aus dem Schwächern, oder in umgekehrter Weise das Letztere aus dem Ersteren entstanden sein. Daraus ginge aber die durchaus undenkbare Annahme hervor, das Seiende entspringe aus dem Nichtseienden und das Nichtseiende aus dem Seienden. Durch diese Schlüsse gelangte Xenophanes zu dem Resultat: Es entstehet gar Nichts, d. h. in der Welt ist nur Sein, aber kein Werden, welchen Satz er mit den zwei folgenden zu beweisen suchte: Aus Nichts kann Nichts entstehen, auch aus Etwas kann Nichts entstehen, also: ist alles Entstehen unmöglich, denn alles Entstandene ist wieder vergänglich. Was aber, argumentirte er weiter, keinen Anfang an, muß auch ewig fortdauernd sein, und so kam er zu dem Grundsatz seines Systems: Wenn Etwas ist, so ist es ewig (d. h. unwandelbar, unsinnlich, unveränderlich). Indem er nun auf diese Weise alles Entstehen leugnet, und alles Wirkliche in der Welt für ewig und unwandelbar hielt, so schmolz er die Begriffe Gott und Welt in einen zusammen. Gott ist die Welt und die Welt ist Gott; Eins ist Alles und Alles ist Eins. Damit ist also die Einheit Gottes mit der Welt bestimmt ausgesprochen, und in diesem Satze ist das Grundprinzip des Pantheismus (Ein- und All-Götterei) enthalten. Seine Vorstellung von der Vollkommenheit Gottes deutet Xenophanes durch die Worte an: überall sieht er, überall hört er, überall denkt er. Ueberall ist er auf gleiche Weise gegenwärtig, überall sich selbst gleich. Er ist durchaus Einsicht und Verstand, Denken und Vernunft, und beherrscht Alles ganz mühelos durch den Gedanken. Daraus nun, daß Gott das vollkommenste Wesen ist, geht auch hervor, daß nur ein Gott sein könne. Er ist nämlich an Macht allen Wesen überlegen, gäbe es aber mehrere Götter, gleich an Macht, so wäre keiner das vollkommenste Wesen, wären sie ungleich, so müßte der eine durch den

anderen beschränkt sein, wäre also nicht Gott. Deßwegen ist Gott einzig und allein. Er ist sich auch durchgängig gleich und ähnlich, denn wäre dieses nicht der Fall, so müßten einige Theile von Gott vorzüglicher sein als die andern, sie müßten mithin den andern überlegen sein, was aber schlechthin unmöglich ist. Aus der durchgängigen Aehnlichkeit der Gottheit entspringt ihre kugelförmige Gestalt, denn bei der Kugel ist ein Theil dem andern vollkommen gleich. Die Gottheit ist weder gränzenlos noch begränzt, denn gränzenlos ist nur das, was keinen Anfang und kein Ende hat, und diese Eigenschaft kommt nur dem Nichtwirklichen zu, das Begränztsein aber schließt immer eine Mehrheit von Dingen ein; die Gottheit hat aber weder mit dem Nichtwirklichen, noch mit mehreren Dingen Etwas gemein. Gott darf in keinem Falle als ein menschliches Wesen oder als einem menschlichen Wesen ähnlich gedacht werden, weßwegen ihm auch durchaus keine menschlichen Gefühle, Handlungen oder Leidenschaften beigelegt werden können. Davon ausgehend mußte er einen ernsten Widerwillen gegen die griechischen Nationalreligion empfinden und den Dichtern schlechten Dank für ihre mythologischen Dichtungen wissen, wie er sich denn in dieser Beziehung folgendermaßen ausspricht:

> Alles hängten den Göttern Hesiod an und Homeros,
> Was bei den Menschen immer verdienet Tadel und Schande:
> Diebstahl und Ehebruch und gegenseit'ge Berückung.

Von empirischen Sätzen des Xenophanes sind etwa folgende anzuführen: Die Welt ist aus der Vermischung von Erde und Wasser entstanden. Der Mond ist ein bewohnter und angebauter Weltkörper. Es ist durchaus unmöglich, künftige Dinge vorherzusagen. In der Welt ist weit mehr Gutes als Böses anzutreffen. Schließlich ist auch zu erwähnen, daß Xenophanes als ein echter

Weiser, sehr bescheiden war, sich von allem gelehrten Dünkel ferne hielt und auf alle herrischen Aussprüche verzichtete. Er beklagte oft die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens, und aus dem Bewußtsein dieser Unzulänglichkeit sind wol auch die Verse hervorgegangen, mit welchem er sein Buch über die Natur schloß:

„Keiner hat je was Klares gewußt, noch wird er es jemals
Wissen, was von der Gottheit sowol ich sag' als vom Weltall.
Denn, wenn es ihm auch glückte, daß er das Vollkommenste spräche,
Wüßt' er es selbst doch nicht; denn auf Allem haftet die Meinung."

Auf der von ihm betretenen Bahn wandelte Parmenides rüstig weiter. Wir haben über die Lebenszeit dieses Philosophen verschiedene Berichte, aus denen sich nur mit Gewißheit ergibt, daß er im 6. Jahrhundert v. Chr. gelebt hat. Nach einigen Stellen in Platon's Schriften kam er als fünfundsechzigjähriger Greis mit dem vierzigjährigen Zenon nach Athen, und besprach sich dort mit dem noch sehr jungen Sokrates über verschiedene Gegenstände der Weltweisheit, wornach dann als das Geburtsjahr des Parmenides etwa das Jahr 516 v. Chr. angenommen werden kann. Seine Geburtsstadt ist Elea in Großgriechenland (Unteritalien), und mit seinen Verdiensten als Philosoph verband er auch noch die eines umsichtigen Gesetzgebers seiner Vaterstadt und eines ehrenfesten Mannes überhaupt. Nach einigen Autoren des Alterthums war er ein Schüler des Xenophanes, nach andern aber dessen Freund, und Diogenes Laertios erzählt, er habe auch den Anaximandros gehört und mit dem Pythagoräer Diochätes vertrauten Umgang gepflogen. Einen wichtigen Moment in seinem Leben bildet seine bereits erwähnte Reise nach Athen, wo er mit den bedeutendsten Männern bekannt wurde. Man setzt diese Reise in das Jahr 460—457 v. Chr. und Platon läßt in einem seiner Dialoge (Zwiegespräche) den Sokrates über Parmeni-

des Folgendes sagen: „Parmenides war damals schon sehr alt, mit ganz grauen Haaren, schön von Gestalt, ungefähr fünfundsechzig Jahre alt;“ und in einem andern: „Dieser (Parmenides) scheint mir, um mit Homeros zu sprechen, zugleich ehrwürdig und gediegen; denn ich habe Gemeinschaft mit dem Manne gehabt, und schöne Reden von ihm gehört, als ich noch ganz jung und er schon sehr alt gewesen.“ Ueber sein Todesjahr ist nichts Näheres bekannt. Wie Xenophanes, so verfaßte auch er eine Schrift „über die Natur“ in gebundener Redeweise, von welcher uns sehr bedeutende Bruchstücke erhalten worden sind und deren Eingang lautet: „Rosse, die mich trugen, so wie ihr Muth sie antrieb, brachten mich auf den gepriesenen Weg der Göttin, die den wissenden Mann dem Reiche der Wahrheit entgegenleitet. Jungfraun wiesen die Bahn. Es tönte die heiße Achse in den Büchsen der Räder, als des Helios Töchter herbeieilten, die Wohnung der Nacht verlassend; zum Lichte sich drängend, hoben sie die Schleier, da wo die Thore der Wege des Tages und der Nacht sind. Die himmlischen Jungfrauen näherten sich den großen Pforten, deren gedoppelte Schlüssel die vielstrafende Dicke hält. Sie redeten mit freundlichen Worten ihr zu, und bewogen sie, ungesäumt von den Thoren den eichelförmigen Riegel wegzuschieben. Drauf that der Pforten gähnende Weite sich auf, und die Jungfraun trieben Rosse und Wagen durch das offene Thor. Wohlwollend empfing mich die Göttin, ergriff mit der Hand meine Rechte und sprach zu mir die Rede: O du, von unsterblichen Lenkern und Rossen hierhergeführt in meine Wohnung, sei willkommen; denn kein böses Geschick hat dich dieses Pfades gebracht (er liegt von der Men-

schen gewöhnlicher Straße wahrlich weit entfernt) sondern Themis und Dicke. Alles sollst du erkunden, sowol der überredenden Wahrheit unwankendes Herz, als auch der Sterblichen Meinungen, in denen kein wahres Wissen ist. Aber von diesem Wege halte ferne den forschenden Gedanken, nicht nöthige dich die vielversuchte Gewohnheit auf diesem Weg dem unbedachtsamen Aug' und dem schallenden Ohr und der Zunge zu folgen. Nur mit der Vernunft mußt du die vielgeprüfte Lehre erwägen, die ich dir sagen werde*)." In dieser allegorischen, oft dunkeln Weise geht das Gedicht fort, und der Dichter hat darin die Ideen seiner Philosophie niedergelegt. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, die Vernunfterkenntniß der Sinneswahrnehmung scharf entgegenzustellen, d. h. er sprach es entschieden aus, „daß zur wahren Erkenntniß des Seins nicht die von der Sinneswahrnehmung geleitete Reflexion, sondern allein das wahre vernünftige Nachdenken zu führen vermöge," und es lassen sich nach Feststellung dieses Grundsatzes nun folgende Hauptsätze des Parmenides andeuten. Was ist, das ist; und was nicht ist, das ist nicht. Aus diesem Satze schloß Parmenides, daß das Nichtwirkliche nicht nur nicht existire, sondern sich nicht einmal denken lasse. Es sei nämlich unmöglich, zu denken, ohne Etwas zu denken; sobald man denke, denke man auch einen Gegenstand, und dieser sei mit dem Denken selbst Eins. Daher ist Alles, was man denkt, nothwendigerweise Etwas, und das Nichtwirkliche, was keine Realität (keine wirkliche Existenz hat) läßt sich nicht einmal denken, geschweige in Worten aussprechen. Daher: was ist, das ist. Das, was ist, ist nicht entstan-

*) Hegel's Gesch. d. Phil. Bd. I. S. 293.

den. Aus Nichts kann nämlich das Wirkliche nicht entstanden sein, denn aus Nichts entsteht Nichts, und ebensowenig kann es zum Theil aus dem Wirklichen, zum Theil aus dem Nichtwirklichen entstanden sein, denn was nicht ist, kann nicht zu dem Wirklichen hinzukommen, und was schon ist, braucht nicht erst zu entstehen. Das Wirkliche ist völlig unveränderlich. Denn was sich verändert, geht aus seinem Sein heraus, und würde sich das Wirkliche verändern, so müßte es aus seinem Sein herausgehen, d. h. aufhören zu sein, was bei dem Wirklichen unmöglich ist, indem es in sich eins und vollendet ist. Das Wirkliche erfüllt ganz den Raum, d. h. es ist durch keine Zwischenräume unterbrochen, macht ein zusammenhängendes Ganzes aus, ist deßwegen weder aus Theilen zusammengesetzt, noch theilbar. Das All ist durch sich selbst begränzt. Es hat weder hier noch dort weniger Wirklichkeit, es ist überall sich vollkommen gleich, und da es sich nach allen Seiten gleich ausdehnt, so kommt ihm die Kugelgestalt zu, die sich von der Mitte aus allenthalben im Gleichgewicht hält. Rekapituliren wir diese Sätze, so ergibt sich folgendes Resultat: Das reine, nur von der Vernunft erkannte, Sein erfüllt den Raum; es ist sich selbst begränzend, Eins mit sich selbst, ewig und unveränderlich, und Veränderung und Bewegung ist nur Täuschung der Sinne. Denken und Sein ist Eins, denn das Denken ist nirgends zu finden ohne das Seiende, in welchem es sich ausspricht. Es finden sich zwar in den uns erhaltenen Fragmenten der Schrift des Parmenides keine bestimmten Hinweisungen, daß er, gleich dem Xenophanes, die Einheit der Welt mit der Gottheit angenommen habe, allein diese Annahme liegt allzusehr in dem ganzen Wesen seines Systems, als daß wir nicht glauben dürften, auch Parmenides sei, wie sein Vorgänger, ein Pantheist gewesen. Der

Pantheismus war ein nothwendiges Ergebniß seiner Folgerungen, und mit diesem Ergebniß sind seine bisher angedeuteten Ideen geschlossen, welche er die „Lehre der Wahrheit" nannte. Dieser Lehre der Wahrheit stellte er sodann „die Lehre der menschlichen Meinungen" entgegen, und bezeichnete sie als das täuschende System der Welt, wobei er das Helle und Warme, oder das Feuer, und das Dunkle und Kalte, oder die Erde, als sich entgegengesetzte Prinzipien annahm. Er nennt diese Prinzipien in seinem Gedichte: das Aetherfeuer und die Nacht; das erstere ist wirkend, das letztere leidend, und er konnte in einem Zeitalter, wo physikalische Untersuchungen noch auf einer so niedrigen Stufe standen, leicht zu der Annahme kommen, das Feuer sei die einzige wirkliche Kraft in der Natur. Er leitete daher aus dem Elemente des Feuers nicht nur die Sonne und die Gestirne ab, sondern auch alle empfindenden und denkenden Wesen, oder suchte wenigstens aus der Mischung des Warmen und des Kalten (des Feuers und der Erde) die mannigfaltigen Zustände des Empfindens und des Denkens zu erklären. Um aber seiner rein vernünftigen Ansicht von der Einheit des Seins Nichts zu vergeben, scheint er auch zu beweisen gesucht zu haben, daß das eine Prinzip, das Warme, etwas wirklich Existirendes, das andere aber, das Kalte, etwas nur scheinbar Wirkliches sei. Der Wärmestoff wäre sonach das einzig Wirkliche, das Kalte aber nur eine Einschränkung desselben, beide seien indessen in der Erfahrungswelt durchgehends miteinander verbunden, indem die Sinne nicht im Stande seien, eine reine Wirklichkeit zu erfassen, sondern das Wirkliche nur in eingeschränktem Grade wahrnehmen könnten, wobei es denn freilich schwer zu erklären ist, wie Parmenides Empfinden und Denken für Eins halten konnte. Hierin aber tritt gerade seine pantheistische Weltansicht wieder deutlich hervor, denn was Anders als Pantheismus ist es, wenn er sagt: „Das Aether-

feuer, als die Grundkraft des Denkens, ist durch das ganze Weltall ausgebreitet; Alles ist mit Denken, mit Denkkraft erfüllt."

Würdig schließt sich den beiden vorhergehenden Weltweisen an

Zenon aus Elea. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Als sein Vater wird Teleutagoras erwähnt. Er kam in früher Jugend in die Umgebung des Parmenides, und dieser soll ihn so lieb gewonnen haben, daß er ihn an Sohnes Statt annahm. Bald zeichnete er sich in seiner Vaterstadt als Staatsmann aus, und erregte dann als Lehrer der Weltweisheit auch im Auslande allgemeine Aufmerksamkeit, so daß aus vielen Städten Griechenlands, und sogar aus Athen Jünglinge und Männer nach Elea kamen, um seines Unterrichtes zu genießen. Er liebte seine Heimat sehr, und wollte sie, eine einzige Reise nach Athen abgerechnet, nie mit einem andern Aufenthaltsort vertauschen. Sein Ausgang wird als ein großartiger angegeben. Er habe nämlich einen Staat (ob seinen heimatlichen oder einen andern, ist nicht ausgemittelt) auf folgende Weise durch hochherzige Aufopferung seines Lebens von der Herrschaft eines schlimmen Tyrannen befreit. In eine Verschwörung gegen den Tyrannen verwickelt, wurde Zenon, als die Sache verrathen worden, verhaftet und im Angesichte des ganzen Volkes auf die Folter gespannt, um ihm die Entdeckung der Namen seiner Mitverschwornen auszupressen. Als nun der Tyrann den Gemarterten nach den Feinden des Staates gefragt, so habe ihm dieser zuerst die Namen aller Freunde des Tyrannen angegeben und zuletzt dann diesen selbst als die Pest und das Verderben des Staates bezeichnet. Da hätten die herzerhebenden Worte und das schmerzvolle Ende des verehrten Weisen die Bürger entflammt, daß sie über den Tyrannen herfielen, ihn erschlugen und den Staat befreiten. Nach andern

Berichten habe sich der Gefolterte gestellt, als ob er dem Tyrannen Etwas ins Ohr sagen wollte, und als sich ihm dieser genähert, habe er ihn ins Ohr gebissen und so lange mit den Zähnen festgehalten, bis er von den Bürgern todtgeschlagen worden sei. Wieder Andere melden, Zenon habe den Tyrannen mit den Zähnen an der Nase gepackt, und noch Andere, er habe sich während der Folterqual die Zunge abgebissen und diese dem Tyrannen ins Gesicht gespieen, um ihm zu zeigen, er werde Nichts aus ihm herausbringen können. Darauf sei er in einem Mörser zu Tode gestampft worden. Mehrere der spätern Philosophen erwähnen Titel von Büchern, welche Zenon verfaßte; auf unsere Zeit ist keines derselben gekommen, und wir kennen die Ansichten des Zenon hauptsächlich aus den Andeutungen, welche Aristoteles darüber gegeben. Er war ein gründlicher, scharfsinniger Vertheidiger und Förderer der Philosophie des Parmenides und des eleatischen Systems überhaupt, und ihm wird die Erfindung, oder wenigstens die weitere Ausbildung und Anwendung der Dialektik*) zugeschrieben. Als das Bemerkenswertheste seiner Philosophie ist Folgendes hervorzuheben. Wenn es eine Vielheit der (wirklichen) Dinge gäbe, so kämen ihnen entgegengesetzte Prädikate zu. Sie müßten also ähnlich und unähnlich, einfach und vielfach, in Ruhe und in Bewegung befindlich sein. Da es aber undenkbar ist, daß das Aehnliche unähnlich, das Unähnliche ähnlich, das Einfache vielfach und das Vielfache einfach, das Ruhende bewegt und das Bewegte ruhig sei, so ist

*) Ohne hier schon auf die Bestimmungen der Philosophen späterer und besonders unserer Zeit über Dialektik einzugehen, bemerken wir nur, daß Dialektik dem griechischen Wortsinn nach bedeutet: Sprech- oder Disputirkunst, und bei den Griechen meist gleichbedeutend war mit: Logik oder Denklehre.

auch die Vielheit oder Mehrheit der Dinge undenkbar oder unmöglich, und daraus folgt mit Nothwendigkeit die unumstößliche Wahrheit des Hauptsatzes des eleatischen Systems: Alles, was ist, ist Eins mit sich selbst. Aber es ist auch unveränderlich, und um dieses darzuthun, suchte Zenon die Unzulässigkeit des Begriffs der Bewegung folgendermaßen zu beweisen: 1) Bewegt sich ein Körper, so durchläuft er eine Linie von dem einen Endpunkt zum andern. Er muß also schlechterdings, ehe er an den Endpunkt kommt, die Hälfte der Linie durchlaufen haben. Weil nun aber jeder Raum bis in's Unendliche theilbar ist, so besteht jede Hälfte der Linie eben sowol aus unendlichen Theilen, als die ganze Linie. Und deßwegen kann der Körper nie zur Halbscheide der Linie, geschweige zu ihrem Endpunkt kommen. 2) Ein Körper, der sich mit der größten Geschwindigkeit bewegt, kann nie einen andern, der sich mit der größten Langsamkeit bewegt, einholen, denn er muß immer vorher den Ort erreichen, an welchem der langsame schon gewesen ist; dieser wird also immer voraus sein. Dieses ist nun aber ungereimt, und darum ist auch die Bewegung, welche eine solche Ungereimtheit veranlaßt, unmöglich. 3) Bewegt sich irgend ein Körper, so folgt daraus, daß er zugleich in Bewegung und Ruhe ist, indem jeder sich bewegende Körper in einem Raume sein muß, der dem Körper gleich ist, und dann ist er in Ruhe. Denken wir uns nämlich einen Pfeil, der mit der größten Geschwindigkeit einen Raum durchläuft, so muß derselbe in jedem Augenblick in einem andern Raum sein, und wenn er diesen Raum einnimmt, jeden Augenblick in Ruhe sein. Man müßte sich also denselben in Bewegung und Ruhe zugleich denken, was sich widerspricht*). Zenon suchte sodann auch noch die Undenkbarkeit des

*) Tennemann, Gesch. d. Phil. Bd. I. S. 197.

leeren Raumes nachzuweisen, dessen wirkliche Existenz durch die Vielheit der Dinge sowol als durch die Bewegung vorausgesetzt werde. Wenn man nämlich annehme, der Raum sei darum etwas Wirkliches, weil alles Wirkliche nur im Raume angetroffen werden könne, so müßte auch der Raum in einem Raume sich befinden, und so würde eine endlose Folge einander bedingender Räume erforderlich sein, was ja schlechthin unstatthaft sei. Die pantheistische Ansicht seiner Vorgänger verfolgend, stellte Zenon besonders nachstehende Sätze auf, deren erster seinen Beweis für die Einheit Gottes enthält *). „Wenn Gott das Mächtigste von Allem ist, so kommt ihm zu, Einer zu sein; denn sofern ihrer Zwei oder Mehrere wären, so wäre er nicht über sie mächtig, und weil er nicht über sie mächtig wäre, könnte er nicht Gott sein. Wenn also Mehrere wären, so wären sie mächtiger und schwächer gegen einander, also wären sie nicht Götter; denn Gottes Natur ist, nichts Mächtigeres über sich zu haben. Wären sie gleich, so hätte Gott nicht mehr die Natur, das Mächtigste sein zu müssen; denn das Gleiche ist weder schlechter, noch besser als das Gleiche. Wenn also Gott ist, und zwar ein solcher, so ist Gott nur Einer; er vermöchte nicht Alles, was er wollte, wenn Mehrere wären." — Sodann über die Eigenschaften Gottes: „Indem Gott Einer ist, so ist er überall gleich, hört, sieht und hat auch die übrigen Empfindungen überall; denn wäre dieß nicht, so würden die Theile Gottes, der eine über den andern, mächtig sein, was unmöglich ist. Da Gott sich allenthalben gleich ist, so hat er Kugel-

*) Nach Hegel's Gesch. d. Ph. Bd. I. S. 305.

form; denn er ist nicht hier so, anders anderswo, sondern allenthalben so. Gott ist ewig und Einer, sich selbst gleich und kugelförmig, weder unbegränzt noch begränzt, weder ruhig und bewegt. Und schließlich läßt sich aus diesen Sätzen noch der Schluß ziehen, daß es entweder außer Gott Nichts gebe, oder daß auch alles Uebrige ewig sei.

Als Anhänger und Bearbeiter des eleatischen Systems verdient noch Erwähnung

Melissos aus Samos. Er lebte um das Jahr 444. Wie meistens die Weisen jener Zeiten zeichnete er sich auch als Staatsmann und sogar als Feldherr aus, denn Plutarchos erzählt, daß er als Admiral der Samier die Athenienser in einer Seeschlacht besiegt habe. Auch auf die innern Angelegenheiten übte er großen Einfluß aus. Er verfaßte eine Schrift „über die Natur" in ungebundener Redeweise, und die uns davon aufbehaltene Bruchstücke zeigen eine so große Uebereinstimmung mit den Ideen des Parmenides, daß man der Ansicht einiger alten Autoren beizutreten kaum umhin kann, der Ansicht, Melissos sei ein Schüler des Parmenides gewesen. Um eben dieser Uebereinstimmung willen ist dann auch wenig Bemerkenswerthes über die Philosophie des Melissos zu sagen. „Wenn nichts Wirkliches wäre", argumentirte er, „so könnte von demselben auch nichts Wirkliches oder Reelles ausgesagt werden. Denn dadurch wird es als etwas wirklich Seiendes vorgestellt. Darum muß es also etwas wirklich Seiendes geben. Daraus leitete er sodann noch folgende Sätze ab. Existirt etwas Wirkliches, so ist es entweder entstanden, oder es ist ewig. Ist es entstanden, so muß es entweder aus dem Wirklichen oder aus dem Nichtwirklichen hervorgegangen sein. Was aber ist, das ist schlechthin, weßwegen es nicht erst aus dem

Wirklichen zu entstehen braucht, und aus dem Nichtwirklichen kann es aus dem einfachen Grunde nicht hervorgegangen sein, weil aus diesem überhaupt Nichts entstehen kann. Das Wirkliche ist daher nicht entstanden, sondern ewig. Das Wirkliche ist unzerstörbar; denn in das Nichtseiende kann es schlechterdings nicht übergehen, und wenn es in das Seiende übergeht, so hört es ja nicht auf zu sein. Das Wirkliche hat weder Anfang noch Ende; deßwegen ist es unbegränzt, und als unbegränzt nur Eines, weil, wenn es mehrere Dinge gäbe, sie in der Zeit einander begränzen würden. Daraus, daß das Wirkliche Eins ist, geht seine Unveränderlichkeit hervor, indem es sich selbst vollkommen ähnlich ist; wäre es sich nicht vollkommen ähnlich, so wäre es nicht Eines, sondern mehrere Dinge. Jede Bewegung ist unmöglich, denn ohne einen leeren Raum ist sie nicht denkbar, und ein solcher existirt nicht. Das Wirkliche wird nur von der Vernunft erkannt; die Sinne ihrerseits vermögen nur Erscheinungen zu erkennen.

Sechstes Kapitel.

Zweite Periode.

Von Sokrates bis Karneades. Von 469 bis 227 v. Chr.

Die attische Philosophie.

Einleitung. Die Sophisten.

Die berühmten Kämpfe der Griechen gegen die Perser brachten in Griechenland in politischer sowol als moralischer Beziehung eine große Umwälzung hervor. In diesem glorreichen Streite errang das freiheitsbegeisterte Abendland den

glänzendsten Sieg über den unterdrückungssüchtigen Orient. Es war nicht nur ein bestaunenswerther Sieg eines kleinen europäischen Volkes gegen die zahllosen Barbarenhorden Asiens, es war auch ein Sieg des Geistes über die Materie, und in den Freiheitsschlachten von Marathon und Salamis haben uns die Griechen ein Beispiel aufgestellt, in welcher Weise das zivilisirte Europa gegen asiatische Roheit und Unkultur jederzeit ankämpfen soll, ein Beispiel, welches nachzuahmen für unsere Enkel wol sehr nothwendig sein dürfte. Mögen sie es nachahmen, und mögen sie dann auch frohlocken können, wie die Sieger von Salamis und Platää!

Die Siege über die Perser führten über Griechenland das schönste Morgenroth herauf, welches je ob diesem Lande geglänzt. Leider, daß es so frühe von einem schwülen, gewittervollen Tage verdrängt wurde! In allen Zweigen des Lebens zeigte sich ein frischer, strebender Sinn. Die Verfassung der einzelnen Staaten erlitt eine große Veränderung, indem sie von einer aristokratischen Regierungsform meist in eine demokratische überging. Dadurch gewann das politische Leben überhaupt eine ungemeine Regsamkeit und Bethätigung der verschiedendsten Kräfte. Allmälig gewann das herrliche Athen, die eigentliche Stadt der Musen, den vorherrschendsten Einfluß auf das ganze Griechenland, und indem es, bereichert durch persische Beute, geehrt um seiner Verdienste für das allgemeine Vaterland, stark durch Bundesgenossen, kräftig durch den Muth seiner Bürger und herrschend durch die überwiegende Weisheit seiner Staatsmänner, nach Außen hin gegen alle Feinde triumphirte, war es in seinem Innern der Tempel der Wissenschaften und Künste. Athen war der Ort, an welchem, nachdem die Blüthe der kleinasiatischen Griechen vorübergegangen, das geistige Leben der Nation sich konzentrirte, es war das Herz, von dem aus die Ströme der Kultur auf die Mitwelt ausgestralt wurden

und in die Nachwelt hinüberflutheten. Hier dichteten die großen Poeten Aeschylos*), Sophokles**) und Euripides***) ihre herzerschütternden Tragödien, hier ging der ambrosische

*) Aeschylos, geboren 525 v. Chr., darf der Vater der griechischen Tragödie genannt werden. Als begeisterter Patriot focht er in den Freiheitsschlachten bei Marathon, Salamis und Platää, und mit eben derselben Begeisterung, mit welcher er gegen die Feinde seines Vaterlandes gekämpft, dichtete er dann seine grandiosen Trauerspiele, denen er nationale Mythen und Sagen als Stoffe zu Grunde legte. Es sind uns noch sieben seiner Stücke aufbewahrt, nämlich: der gefesselte Prometheus, die Sieben vor Theben, Agamemnon, die Koephoren, die Eumeniden, die Schutzflehenden und die Perser, in welch' letzterem er den Sieg bei Salamis verherrlicht hat. In's Deutsche wurden seine Dichtungen übertragen von Stolberg, Konz, Voß und W. v. Humboldt.

**) Sophokles, geboren 495 v. Chr., erhob das griechische Drama auf den höchsten Gipfel der Ausbildung. Als Staatsbürger ausgezeichnet, bekleidete er mehrere hohe Stellen, und errang als Dichter bald den Sieg über alle seine Mitstrebenden, sogar über Aeschylos. Sein Ruhm verbreitete sich in alle Welt, so daß mehrere Könige des Auslandes ihn an ihren Hof zu ziehen strebten. Er aber blieb seinem Vaterlande getreu. Von seinen vielen Tragödien sind blos sieben auf unsere Zeiten gekommen, und zwar folgende: Oedipos Tyrannos, Oedipos Kolonos, Antigone, die Trachinerinnen, Philoktetes, der wüthende Ajax und Elektra. Vortrefflich wurden sie ins Deutsche übertragen von Solger.

***) Euripides, geboren am Tage der Schlacht bei Salamis 480 v. Chr., schloß sich den beiden Vorhergehenden in würdiger Weise an. Von seinem Vater zum Ringer bestimmt, verließ er diese vorgezeichnete Lebensbahn in kurzer Zeit, um sich den Künsten und Wissenschaften zu widmen. Er studirte nun verschiedene Zweige beider und fing an, seine Trauerspiele zu dichten. Er war neben Sophokles, den er zwar nicht erreichte, Liebling des attischen Publikums. Er soll 75, nach andern sogar 120 Stücke gedichtet haben, welche Produktivität um so mehr zu bewundern ist, da er seine Werke der strengsten Feile unterwarf. Von Fehlern ist er aber durchaus nicht völlig freizusprechen,

Humor des Aristophanes*) über die Bühne und hier feierte griechische Weisheit ihre glänzendsten, unvergeßlichsten Triumphe, denn in Athen wirkte und litt Sokrates, lehrte Platon, schrieb Aristoteles. Bevor wir aber diese Heroen der Philosophie selbst besprechen, ist es nöthig, eine Erscheinung abzuthun, die sich zur selbigen Zeit im Gebiete der Wissenschaft zeigte, es ist dieses die Erscheinung der Sophisten**).

Die Bezeichnung „Sophist“ ist auch in unsern Tagen noch ein übelberüchtigter Ausdruck, und er wird im Allgemeinen Men=

---

wenn sich auch diese oftmals durch den Geist seiner Zeit entschuldigen lassen, und jedenfalls hat er durch seine Werke „eine bis dahin ganz unbekannte Welt, die Welt des Gemüthes aufgeschlossen.“ Von den 19 noch vorhandenen Stücken des Euripides lieferte Bothe eine ausgezeichnete Uebersetzung.

*) Aristophanes ist der größte Lustspieldichter der Griechen und jedenfalls einer der witzigsten Menschen, die je die Gebrechen ihrer Zeit mit dem beißendsten, lachendsten Humor zu verhöhnen und zu strafen wagten. Er griff in seinen Komödien, worin er zugleich auch Sprache und Rhythmus meisterhaft handhabte, politische Jämmerlichkeiten sowol, als gesellschaftliche Laster an und keine Thorheit entging seiner strafenden Geißel. „Er ist“, wie ihn ein neuerer Aesthetiker charakterisirt, „ein lieblicher Tänzer in Worten und Gedanken, dessen beleidigender Witz zwar mehr zu den starken Nerven Bachusbegeisterter stimmte, als zu den unsrigen, der aber sein Sarkasmen mit einer Poesie von solch idealer Schönheit durchflocht, wie dieß nur einem Griechen möglich war, welcher an keinem Orte die götterhafte Grazie vermissen mochte, durch die sich in seiner Atmosphäre alle Dinge zu einem erhöheten Dasein verklärten.“ Wir besitzen von den aristophanischen Komödien noch elf, von denen uns Droysen eine sehr gelungene Uebersetzung gegeben hat.

**) Σοφιστής ein Weiser, Lehrer der Philosophie und Beredsamkeit, Sophist. Diesen pralenden Namen gaben sich die Sophisten aus eigener Machtvollkommenheit, als Solche, die Andere weise machen könnten.

schen beigelegt, die durch Sophismen, d. h. Trugschlüsse, Andere zu täuschen suchen. Man darf aber die griechischen Sophisten nicht geradezu als derartige Menschen bezeichnen, wenn schon ihr Wesen im Ganzen ein unlauteres ist, und muß nie vergessen, daß die Berichte über sie vornehmlich von den Sokratikern, ihren erklärten Gegnern, herrühren, und also nicht ganz unparteiisch genannt werden können. Sodann kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die meisten Sophisten eine bedeutende Masse von Kenntnissen in sich vereinigten, wenn sie schon nicht nur einen unrechten, sondern auch einen verderblichen Gebrauch davon machten. Doch wir wollen von dieser Art unnützen Raisonnements abgehen, und zuerst in Kürze die Gründe angeben, aus denen sich das Auftreten der Sophisten in Griechenland erklären läßt. Beim Beginnen philosophischer Forschungen fanden die Männer, die sich damit abgaben, in derartigen Bestrebungen selbst schon ihren Lohn. Sie waren „ruhige Forscher der Wahrheit", die in Zurückgezogenheit und Anspruchlosigkeit lebend keinen Tribut für ihre Entdeckungen in Anspruch nahmen, sondern im Gegentheile ihre erworbenen Kenntnisse ohne weitere Entschädigung bereitwillig Andern mittheilten. Die ersten Philosophen liebten also die Wissenschaft um ihrer selbst willen. Dieß wurde in kurzer Zeit ganz anders. Man fing an, die Wissenschaft als ein Mittel zu betrachten, sich die guten Dinge der Welt zu verschaffen, und als man einmal diesen Weg betreten hatte, schien er den meisten Gelehrten damaliger Zeit ein zu angenehmer, um ihn wieder zu verlassen. Der Eleate Zenon wird als der erste Weise genannt, der für die Mittheilung philosophischer Kenntnisse eine bedeutende Geldsumme empfing, und dieses Beispiel fand bald um so häufiger Nachahmung, als der allgemein überhandnehmende Luxus und die Bedürfnisse einer verfeinerten Zeit sich nach immer neuen Mitteln der Befriedigung umsehen mußten. Dieses war ein Grund des Auftre-

tens der Sophisten, welche um Geld lehrten. Der zweite wurzelt in der Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Zustände. Durch die Einführung der Volksherrschaft gewann die Redekunst den größten Einfluß. Der beste Redner mußte bald der einflußreichste Mann im Staate werden, wie dieß deutlich nachgewiesen werden kann an dem Athenienser Perikles, der, ohne ein Amt zu bekleiden, Athen jahrelang blos durch die überwältigende Macht seiner Rede beherrschte. Dieses führte die Verbindung der Philosophie mit der Redekunst herbei, und mit dem Unterricht der letztern befaßten sich vorzugsweise die Sophisten. Endlich mußte die hergebrachte, einfache Weise der Erziehung bald außer Gebrauch kommen, und den strebenden jungen Leuten mußten Lehrer willkommen sein, welche mit einer Masse von Kenntnissen sich brüsteten und dieselben auch ihren Schülern beizubringen versprachen. Diese Lehrer waren wieder die Sophisten, und da sie sich der herrschenden Denkungsart der Zeit auf schlaue Weise anzuschmiegen und den Tageslastern fein zu schmeicheln wußten, so mußten sie bald eine große Rolle im wissenschaftlichen Gebiete spielen. Und diese Rolle war denn freilich eine so verderbliche, daß sich die reinen Priester der Weisheit und Wissenschaft bald mit Abscheu von solch einem Treiben abwenden mußten. Die Hauptvorwürfe, welche man den Sophisten machte, sind insbesondere folgende. Erstlich gaben sie sich mit der unverschämtesten Pralerei für die alleinigen Besitzer alles göttlichen und menschlichen Wissens aus und köderten die unerfahrne Jugend mit der prunkenden Aussenseite einer umfassenden Gelehrsamkeit. Zweitens übten sie ihren Einfluß meist zum Verderben der Sittlichkeit und Religiosität, indem sie das Dasein der Götter oder der Gottheit schlechthin leugneten, Alles für Wirkungen des blinden Zufalls erklärten und alle Begriffe der Religion von der Schlauheit irgend eines klugen Mannes ableite-

ten, der die zuerst im thierischen Zustand lebende Menschheit durch Erdichtung mächtiger und strafender Götter zur Furcht und dadurch zu einer festen Ordnung gebracht habe. Ihre moralischen Grundsätze predigten geradezu Unsittlichkeit. Die Gewalt, behaupteten sie, sei das einzige Recht; was sittlich oder unsittlich sei, werde blos durch die Landesgesetze bestimmt, was daraus hervorgehe, daß die verschiedenen Völker auch verschiedene Bestimmungen über Sittlichkeit und Unsittlichkeit hätten. Darnach konnten sie denn freilich Betrug, Meineid, Diebstahl u. s. f. für durchaus nicht unerlaubt erklären, und die wahre Glückseligkeit des Menschen als die beständige Befriedigung aller seiner Lüste und Begierden bestimmen. Diese Ansichten waren um so schändlicher, da die Sophisten Drittens durch ihre Sophistik (d. i. durch die Kunst völlig Entgegengesetztes zu vertheidigen) die anerkanntesten Wahrheiten ungewiß und die größten Tollheiten wahrscheinlich zu machen wußten*). Sie brachten dieses vorzüglich durch eine Menge von Trugschlüssen zuwege, durch welche sie ihre Gegner zu verwirren verstanden. Viertens endlich schändeten sie die Wissenschaft dadurch, daß sie dieselbe nur als einen

---

*) Von derartigem Treiben nur folgendes Beispiel:

Dionysodoros: Sag' mir, Ktesippos, hast du einen Hund?

Ktesippos: Ja, und zwar einen sehr schlimmen.

Dionysodoros: Hat er Junge?

Ktesippos: Ja, von derselben Art.

Dionysodoros: Ist nicht ein Hund Vater derselben?

Ktesippos: Freilich.

Dionysodoros: Ist nicht dieser Hund ebenfalls dein?

Ktesippos: Freilich.

Dionysodoros: Nun so ist er als Vater dein! Also ist dein Vater ein Hund, und die jungen Hunde sind deine Brüder!

Erwerbszweig kultivirten und das Wissen gleich gemeiner Waare verhandelten. Es wäre nun aber sehr irrig, wollte man sagen, die Sophisten hätten sich ohne Ausnahme allesammt zu derartigen Grundsätzen und Meinungen bekannt. Es gab auch hier viele Ausnahmen, die sich vom Gemeinen entfernt hielten und in blühender Sprache und fließender Rede Physik und Arithmetik, Musik, Politik, Astronomie, Poetik, Dialektik, Grammatik und Beredtsamkeit lehrten. Solchen Bestrebungen ist in der That ein großes Verdienst nicht abzusprechen, indem sie die Kenntnisse jenes Zeitalters bedeutend vermehrten. Auch zeichneten sich mehrere Sophisten als praktische Staatsmänner aus, und wurden zu den schwierigsten diplomatischen Verhandlungen gebraucht. Die Sophistik florirte hauptsächlich von 490 bis 400 v. Chr. in Griechenland und berühmte Sophisten waren Prodikos aus Keos, Hippias aus Elis und Trasimachos aus Chalkedon, die berühmtesten aber Gorgias und Protagoras, über welche zwei wir noch einige Worte hinzufügen wollen. Gorgias war gebürtig aus Leontium in Sizilien und hatte zum Lehrer den großen Philosophen Empedokles; auch studirte er das eleatische System. Im Auftrage seines Vaterlandes ging er beim Anfange des leidigen peleponnesischen Kriegs, den die Griechen von 431 bis 404 v. Chr. unter einander kämpften, nach Athen, und seiner Beredtsamkeit gelang es, die Athenienser zu einem Feldzug nach Sizilien zu bewegen, der für sie von den verderblichsten Folgen war. Seine außerordentliche Rednergabe erwarb ihm eine große Menge von Freunden und Schülern. Von Athen aus wandte er sich nach Larissa in Thessalien, und hier glückte es ihm, einen großen Reichthum zu sammeln. Sein thätiges Leben währte über hundert Jahre.

Protagoras aus Abdera in Thrazien lebte um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. und besaß „nicht gemeine philosophische Kenntnisse und vielen Scharfsinn." Er soll ein Schüler

des Demokritos gewesen sein, verwarf aber dessen Lehre. Wahrscheinlicher aber ist es, daß er ein Schüler des Heraklitos gewesen ist, was auch besser mit der Zeitrechnung stimmt. Er durchreis'te Sizilien und Griechenland, trat überall mit öffentlichen Vorträgen auf und sammelte sich dadurch, und durch den Unterricht junger Leute ein großes Vermögen. Dann ließ er sich in Athen nieder, und wurde dort lange Zeit hindurch auf alle mögliche Weise geehrt. Er soll sich vor Allen zuerst den Namen eines Sophisten beigelegt haben. Endlich aber erregten seine philosophischen Ansichten in Athen gewaltigen Anstoß, und der Haß gegen ihn ging zuletzt so weit, daß er geradezu geächtet wurde. In einem Alter von siebenzig Jahren entfloh er, und im Begriffe, sich auf der Flucht in einem kleinen Schiffe von Epirus nach Sizilien oder einer andern Insel übersetzen zu lassen, wurde er von athenienſischen Schiffern verfolgt, sein Fahrzeug scheiterte und er endigte sein Leben in der Fluth.

Siebentes Kapitel.

Sokrates und die Sokratiker.

Sokrates, „der Menschen Edelster", wurde geboren zu Athen im Jahr 469 v. Chr. Sein Vater war der Bildhauer Sophroniskos, seine Mutter hieß Phänarete und soll Hebamme gewesen sein. Jener Fluch, der Fluch der Armuth, welcher so oft den Genius ins Leben begleitet, lag auch auf Sokrates. Seine Eltern waren arm, und deßwegen mußte ihnen vor Allem daran liegen, ihren Sohn auf den Weg frühzeitigen Erwerbs zu führen. Dieses geschah, indem ihn der Vater in der eigenen Kunst, in der Bildhauerei, unterrichtete. Leider vermögen wir über die gewiß nicht uninteressante Jugendgeschichte des Sokrates keine Auskunft zu geben. Das Memoirenschreiben war da-

mals noch nicht im Schwange, und Sokrates schriftstellerte überhaupt nicht, gab also auch kein „Erlebtes", kein „aus dem Leben", keine „Wahrheit und Dichtung" heraus, wie die literarischen Matadoren unserer Zeit, die nicht genug eilen zu können glauben, das Publikum mit der Art bekannt zu machen, in welcher sie die ersten Höschen getragen, oder von wem und wo ihnen das Abc eingebläut worden sei. Glücklich die Philosophen und Autoren unserer Tage! Ihre papierne Unsterblichkeit mit allen möglichen Spezialitäten liegt hochaufgestapelt in den Magazinen der Buchhändler! Der junge Sokrates mußte also den Meißel zur Hand nehmen, um dem Vater Geld verdienen zu helfen und sich zum Bildhauer zu bilden. Er that es, und nach dem Zeugniß der Alten nicht ohne Erfolg, indem noch in späterer Zeit auf der Burg zu Athen drei Statuen der Grazien gezeigt wurden, die von Sokrates verfertigt worden sein sollen. Indessen muß als erwiesen angenommen werden, daß Sokrates als Knabe und Jüngling, trotz der Dürftigkeit seiner Eltern, in seiner Erziehung durchaus nicht vernachläßigt wurde. Ein Geist, wie der seinige, konnt nicht lange in den Schranken einer einseitigen Kunst, oder unter dem Drucke mechanischen Gewerbes gehalten werden, er mußte seine Schwingen entfalten und bald aus eigenem Antrieb nach Erwerbung aller Kenntnisse seiner Zeit streben. Hiezu kam noch, daß Athen im Jugendalter unseres Weisen gerade anfing, der Mittelpunkt alles geistigen Lebens des gesammten Griechenlands zu werden, und so fand der geniale Jüngling Gelegenheit genug, seinen glühenden Wissensdurst zu befriedigen. Freilich war ihm dieses dadurch sehr erschwert, daß er nebenbei noch immerfort mit Meißel und Schlägel arbeiten mußten, um sich den täglichen Unterhalt zu gewinnen, aber sein Streben nach Erkenntniß ist nur um so preiswürdiger. Er las mit hoher Begeisterung die bereits vorhandenen Schriften griechischer Philosophen und hörte den Ana-

ragoras, bis dieser aus Athen vertrieben wurde. Hernach wohnte er den Verträgen des Archelaos bei und genoß den Unterricht des großen Rhetors Prodikos, den er nach dem Zeugnisse Xenophon's sehr liebte. Auch mit Musik und Poesie machte er sich bekannt, und den Unterricht seiner Lehrer mit dem angestrengtesten Privatfleiße verbindend, konnte er bald für einen in allen Fächern genugsam unterrichteten Mann gelten.

Auf diese Weise die Ausbildung seines Geistes möglichst fördernd und vollendend, entzog er sich keineswegs den Pflichten, die ihm als Bürger eines Freistaates oblagen. Sein Leben fiel in die unglückseligen Wirren des peloponnesischen Krieges, und während der Dauer desselben stand Sokrates drei Mal unter den Waffen und erkämpfte sich nicht nur den Ruhm eines tapfern Mannes, sondern auch den noch weit höher geschätzten, Mitbürgern im Kampfe das Leben gerettet zu haben. Im ersten seiner drei Feldzüge stand er bei dem athenienſischen Heere, welches Potidäa in Thrazien belagerte, und allgemeine Anerkennung fand die Ausdauer und Leichtigkeit, womit er die Mühsale des Winterfeldzuges ertrug. Hunger und Durst, Kälte und Hitze vermochten seinem abgehärteten Körper nicht beizukommen. Einmal sah er in einem Treffen seinen jugendlichen Freund, den nachmals so berühmten und berüchtigten, jedenfalls aber geistreichen Alkibiades in einem Schwarm der Feinde verwundet liegen. Alsbald wagte er sich ins dichteste Gedränge und hieb den Freund heraus. Solche Tapferkeit mit nicht minder bewundernswerther Bescheidenheit krönend, überließ er auch noch den Ehrenpreis, womit ihn die Anführer belohnen wollten, dem Alkibiades. Sieben Jahre später kämpfte er in dem unglücklichen Treffen bei Delion in Böotien, und war, als die Athenienser flohen, der Letzte auf der Flucht, wobei er einem andern seiner Freunde, dem liebenswürdigen Xenophon, ebenfalls das Leben rettete. Xenophon war nämlich verwundet vom

Pferde gestürzt. Da hob ihn Sokrates auf seine Schültern und mit Besonnenheit die Feinde links und rechts abwehrend trug er den Verwundeten aus dem Getümmel. Seinen dritten Feldzug machte er unter Kleon gegen die Stadt Amphipolis im Jahre 420 v. Chr.

Ebenso biederherzig, wacker und treu, wie im Felde, bewies er sich auch in Verwaltung der Staatsämter, die ihm anvertraut wurden. Der unglückliche Ausgang des peloponnesischen Krieges hatte über die Athenienser die Herrschaft ihrer Todfeinde, der Spartaner, verhängt. Die Letztern setzten in Athen eine Regierung von dreißig Männern ein, die unter dem in unserm Sinne des Wortes wohlverdienten Titel der dreißig Tyrannen den Staat beherrschten. Es war damals eine böse Zeit in Athen, und die Magistrate des Volks hatten alle Hände voll zu thun, den erwähnten Dreißigen gegenüber die Würde ihres Vaterlandes wenigstens einigermaßen aufrecht zu erhalten. In dieser Beziehung war das Benehmen des Sokrates besonders musterhaft, als er in einem Alter von fünfundsechzig Jahren zum Mitgliede des sogenannten Rathes der Fünfhundert gewählt wurde. Dieser Rath der Fünfhundert war an die Stelle der bisher in Athen gültig gewesenen reinen Demokratie (Volksherrschaft) getreten, und es war dadurch die Verfassung natürlich wesentlich verändert worden. Als Mitglied dieses Rathes zeichnete sich Sokrates aus durch seinen festen, konsequenten Widerstand gegen den despotischen Willen der dreißig Tyrannen einerseits, wie gegen den nicht minder despotischen Willen des Volkes andererseits. Seine Festigkeit und seine Gerechtigkeitsliebe fand er insbesondere zu bewähren Gelegenheit, als er in folgender Sache Mitglied des obersten Gerichtshofes war. Zehn athenienfische Schiffshauptleute waren nach der Schlacht bei den arginusischen Inseln auf Leben und Tod angeklagt worden, nicht etwa, weil sie geschlagen worden waren, denn sie hatten gesiegt, sondern weil sie, durch Sturm

und Ungewitter verhindert, die heilige Pflicht des Auffischens und Begrabens der Gefallenen versäumt hatten. Die Feinde der unglücklichen Admirale boten Alles auf, um die Unschuldigen zu verderben, und bearbeiteten die Volksversammlung, in deren Händen das Urtheil lag, auf jede Weise, um das gewünschte zu erlangen. An dem Tage aber, an welchem die entscheidende Volksversammlung gehalten wurde, bekleidete Sokrates gerade den einflußreichen Posten eines Epistates*). Durch erkaufte Schreier aufgereizt, verlangte das Volk mit Heftigkeit die Verurtheilung der Feldherrn; aber Sokrates trat diesem Ansinnen mit der ganzen Würde seines Amtes und mit der unerschütterlichen Festigkeit eines gerechten Mannes entgegen, und seinem Muthe, seiner Kraft gelang es, die Angeklagten vom Verderben zu retten.

Die angeführten Thatsachen werden genügen, dem Leser zu beweisen, daß Sokrates seine Lehren stets auch durch die That bekräftigte und durch sein eigenes Beispiel ihre Vortrefflichkeit erwies. Wir werden diese Lehren in sein Leben verflechten, indem sie in allzu genauem Zusammenhang mit demselben stehen, um davon getrennt dargestellt zu werden.

Man weiß nicht mit Bestimmtheit anzugeben, durch welche Umstände er im Mannesalter in den Stand gesetzt wurde, seiner Kunst oder seinem Gewerbe völlig zu entsagen, um von da an, neben seinen bürgerlichen Pflichten, die er auf die angedeutete Weise erfüllte, ganz seinem höhern Berufe zu leben. Diesen Beruf setzte er darein, „seine Mitmenschen über ihre wahre Bestimmung aufzuklären, d. h. nichts Anderes, als sie zu guten, sittlichen und redlichen

*) Der Epistates leitete die Volksversammlungen, bewahrte die Schlüssel der Burg und des öffentlichen Schatzes. Man konnte diese Würde nur einmal im Leben und nur einen einzigen Tag bekleiden.

Menschen zu bilden." Er soll zur Erkennung dieses seines Berufes hauptsächlich durch die Aufschrift des Apollontempels zu Delphi gekommen sei, welche lautete: Lerne dich selbst kennen! Diese Inschrift erschien ihm als eine göttliche Stimme, welcher folgend er sein Inneres prüfte, über die menschlichen Zustände nachdachte und endlich zu der angedeuteten Erkenntniß seiner Bestimmung kam. Es war ungefähr im dreißigsten Jahre seines Lebens, als er auf diese Weise beschloß, sich fürderhin ganz der göttlichen und menschlichen Weisheit und ihrer Verbreitung zu weihen. Hiebei stieß er nun von vornherein auf ein großes Hinderniß in dem Unwesen, welches die Sophisten damals in Athen trieben. Er erkannte die ganze Hohlheit und Jammerseligkeit der Sophistik nebst allen ihren verderblichen Wirkungen auf seine Zeitgenossen, und zugleich die Nothwendigkeit, mit aller Energie diesem Unwesen entgegenzuwirken. Deßhalb setzte er sich gegen die Sophisterei, ihre Träger und Anhänger in schroffen, entschiedenen Gegensatz. Daß es hiebei auch auf Aeußerlichkeiten ankomme, konnte seinem praktischen Sinn nicht entgehen. Darum zeigte er sich, im Kontrast mit den Sophisten, welche mit Luxus und Reichthum prunkten, stets in geringer Kleidung, die er das ganze Jahr hindurch trug, und verschmähte sogar Schuhe zu tragen, was durchaus nicht aus sogenannter philosophischer Nachläßigkeit, sondern aus wohlberechneten Grundsätzen hervorging, und ebenso wenig seiner Armuth sich zuschreiben läßt, indem es ihm ja noch leichter gewesen wäre, als den Sophisten, sich die Bequemlichkeiten des Lebens durch seine zahlreichen Anhänger verschaffen zu lassen. Von Letzterem aber hielt er sich immer so gänzlich ferne, daß sogar seine gehässigsten Feinde seine strenge Uneigennützigkeit nicht zu läugnen vermochten. Die Entbehrungen, welchen er sich auf diese Weise unterziehen mußte, wurden ihm erleichtert durch seinen abgehärteten Körper, den er gänzlich als Sklaven des Geistes behandelte, und sie wurden ihm belohnt durch die gänzliche Un-

abhängigkeit von seiner Umgebung. Mäßig, geübt in der vollkommensten Selbstbeherrschung, behielten seine Kräfte immer ihre elastische Spannkraft und im hohen Alter noch, bis zu seinen letzten Augenblicken, war ihm jene so außerordentlich seltene Jugendfrische des Geistes und Körpers eigen. Ungeachtet seine Bestrebungen den vielfachsten Widerstand fanden, trotz der zahllosen Angriffe, welche Bosheit und Neid, Spott und Verblendung über ihn verhängten, behielt er doch immer seinen unerschütterlichen Gleichmuth und nie schwand die Heiterkeit von seiner Stirne, die Munterkeit aus seiner Rede. Diese Geistesheiterkeit zu erproben, fand er besonders auch im eignen Hauswesen Gelegenheit, und die Schriften seiner Schüler haben uns manche Züge aufbewahrt, wie er von seinem zanksüchtigen Weibe Xantippe Vieles auszustehen gehabt, und wie er den eigenwilligen Launen dieser seiner Frau immer eine scherzhafte Wendung zu geben gewußt. So blieb sein Wesen sich immer selbst gleich, auf dem Markte, wie im häuslichen Kreise, unter dem Gewühl des Volkes, wie in traulicher Gesellschaft der Freunde, immer war er der Weise mit dem heitern Ernste und der ernsten Heiterkeit, bei welcher Gelegenheit noch erwähnt werden kann, daß er keinesfalls ein finsterer Sittenprediger war und erlaubten Erholungen durchaus sich nicht widersetzte.

Sein Wissen und Wirken keinem strengbegränzten Kreise, keiner philosophischen Klique widmend, suchte er immer Lehrer des Volkes zu sein. Vom frühesten Morgen an war er dieser Beziehung thätig, besuchte die verschiedensten Menschenklassen, um auf Jeden nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen segensvoll einzuwirken. In den Volksversammlungen und in dem Gewühl der Straßen, in den Prachthallen der Großen, wie in den Werkstätten der Handwerker, überall redete und lehrte er die Pflichten des Menschen in Beziehung auf Religion, Sittlichkeit, Bürgerthum und Haushalt. Mit dem Krieger

sprach er über die Kriegskunst, mit dem Staatsmann über die Politik. Mit Gründlichkeit und in klarer Weise suchte er die eingewurzelten Vorurtheile zu beseitigen, an die Stelle falscher Begriffe richtigere zu bringen und die ursprünglich im Menschen liegenden guten Eigenschaften des Geistes und Gemüthes zu wecken und zur Bethätigung anzuregen. Demnach rechtfertigt sich unsre obige Andeutung, daß Sokrates ein Lehrer des Volkes zu sein suchte und in der That auch war.

Also dem allgemeinen Publikum den Zoll seiner Dienste darbringend, umgab er sich zugleich mit einem engern Zirkel von Jünglingen und Männern, bei denen er sich das Ziel steckte, dieselben im wissenschaftlichen Denken auszubilden, ihnen gereinigtere Vorstellungen über Gottheit und Menschheit beizubringen, mit einem Worte, sie zu Trägern und Förderern des Reiches der Wahrheit und der Tugend zu machen. Von diesem Kreise aus ging die höchste Blüthe der griechischen Philosophie aus, und darum hat man den Sokrates auch von vielen Seiten her den Vater der Philosophie genannt. Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß Sokrates von Anfang an den Sophisten entgegengetreten sei, und diesen Widerstand führte er mit strenger Konsequenz insbesondere beim Unterricht seiner eigentlichen Schüler durch. Dieses leitet uns auf seine Methode des Unterrichts, welche unter der Benennung „sokratische Methode“ so berühmt geworden ist. Die Sophisten setzten ihren höchsten Stolz darein, mit langen, ununterbrochenen Reden zu prunken, welche, mit allen Kunstgriffen der Redekunst ausgestattet, darauf berechnet waren, die Zuhörer mit Knalleffekten zu blenden und sie vor lauter Bewunderung nicht zum ernsten Nachdenken über die Wahrheit oder Unrichtigkeit des Vorgetragenen kommen zu lassen. Von diesem Verfahren völlig verschieden war die sokratische Methode. Sokrates nämlich ging von dem Grundsatz aus, daß Nichts förderlicher sei,

als den Schüler zum Selbstdenken zu bringen, und er wußte diesem Grundsatze eine so geschickte Anwendung zu geben, daß er jeden seiner Schüler, der nur irgendwie Empfänglichkeit zeigte, gleichsam zum Selbstdenken zwang. Sodann beobachtete er zwei Regeln. Den im Denken Ungeübten, im Gespräche Schüchternen trat er mit herzlichem Worte entgegen, ließ sich zu ihrer Vorstellungsweise herab, und brachte sie dann, durch Beispiele und Gleichnisse den gerade zu behandelnden Gegenstand veranschaulichend, zum Verstehen der seinigen. Dieses Verfahren nannte er, vielleicht scherzend auf den Beruf seiner Mutter anspielend, seinen geistigen Hebammendienst. Bei seinem zweiten Verfahren bediente er sich der Ironie (feinere Art des Spottes). Diese Ironie bildete er sich zu einer eigenen Kunst aus, vermittelst welcher er dünkelhaften Menschen ihre Unwissenheit bewies, durch verfängliche Fragen die widersprechendsten Behauptungen aus ihnen herauslockte und ihnen auf diesem Wege zeigte, wie sehr sie einer richtigen Erkenntniß ermangelten und eines bessern Unterrichts bedürftig seien. Im Allgemeinen nahm Sokrates bei Befolgung seiner Methode irgend einen Gegenstand auf, wie der Zufall ihn gab, erläuterte denselben, führte dann seine Schüler oder Zuhörer allmälig von dem vorliegenden Gegenstand ab auf das Feld allgemeiner Begriffe, die sich an denselben anknüpfen ließen. Das Wesen solchen Verfahrens läßt sich kurz also bezeichnen: Sokrates theilte seine Lehren und Ansichten in gefälligem, anspruchslosem Gesprächston mit, fragte seine Zuhörer, als ob er gleichsam von ihnen Belehrung erwarte, und brachte sie auf diese Weise dahin, durch thätiges Selbstdenken das Wahre aufzufinden und zu entwickeln.

Gehen wir nun zu dem Inhalte seiner Lehren selbst über.

Im Alterthume galt allgemein der Satz: Sokrates hat

die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgeführt. Was will dieses sagen? Nichts Anderes, als daß Sokrates die Philosophie wesentlich zu einer praktischen gemacht, während sie vorher sich meist in dem Gebiete reiner Theorie bewegt hatte. Er verwarf die Beschäftigung mit rein abstrakten Problemen, die Forschungen über die Entstehung der Dinge, die kosmologischen und kosmogonischen Systeme als fruchtlos und sogar thöricht, und hielt die Bestimmung des Menschen in ihren verschiedenen Verhältnissen zur Gottheit, zum Staat und zur Sittlichkeit für die wahre und wirkliche Aufgabe der Weltweisheit. Von diesem Standpunkt ausgehend, stellte er als Gegenstände seiner Betrachtung folgende drei Hauptpunkte auf, deren wissenschaftliche Begründung ihm nicht nothwendig schien, indem sie im menschlichen Bewußtsein schon an und für sich als wesentlich vernünftig begründet seien:

1) Es muß ein ewiges, allmächtiges, unsichtbares, gütiges, allwissendes, weises Wesen, eine Gottheit geben, welche nach den weisesten Zwecken über die Natur sowol, als über die menschlichen Dinge herrscht.

2) Die Seele des Menschen ist unsterblich, und der Tod befreit sie von den einschränkenden Banden des Körpers.

3) Der Mensch ist, als ein vernünftiges Wesen, zur Gottähnlichkeit berufen; deßwegen ist es seine heiligste Pflicht, seine Sinnlichkeit der Vernunft unterzuordnen, damit er durch die Herrschaft des Geistes zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Uebung der Tugenden, und dadurch zur Glückseligkeit gelange.

Die Ausführung des Satzes Nr. 1 enthält die Religions-

lehre des Sokrates. Das Dasein eines vernünftigen Weltschöpfers, einer allmächtigen Gottheit schien ihm über jeden Zweifel erhaben, und den schlagendsten Beweis für dieses Dasein fand er in dem weisen Bau des Weltsystems und in der zweckmäßigen Einrichtung des menschlichen Körpers. Ebenso wenig, argumentirte er ferner, als man an dem wirklichen Vorhandensein gewaltiger Naturkräfte, die der sinnlichen Wahrnehmung nur in ihren Wirkungen zugänglich seien, zweifeln könne, dürfe und könne man das Dasein der Gottheit leugnen, weil man dieselbe nicht mit den Augen zu sehen und mit den Ohren zu hören vermöge. Gütig und versorgend gibt die Gottheit dem Menschen alle Güter, und allgegenwärtig und allwissend erkennt sie seine verborgendsten und geheimsten Gedanken. Aus diesem Grunde sei es auch unumgängliche Pflicht des Menschen, seinerseits die Gefühle der innigsten Dankbarkeit gegen solch' ein gütiges Wesen zu hegen, und es sowol nach den Gesetzen und Gebräuchen des Staates *), als auch vornehmlich durch Vollbringung des Guten und Schönen zu verehren. Merkwürdig ist hier noch die Ueberzeugung des Sokrates, daß jedem Menschen, wie auch ihm, ein göttlicher Dämon, Genius, inwohne, der ihn vor dem Bösen warne und zum Guten antreibe.

Gleich würdevoll, wie seine Vorstellungen von der Gottheit, waren auch die Ideen des Weisen über das Wesen der menschlichen Seele. Erhaben ist sein Ausspruch: Die Seele des Menschen ist göttlichen Ursprunges. Sie ist von dem Körperlichen durchaus verschieden, und hat schlechterdings

*) Deßwegen entzog sich auch Sokrates dem in Athen gebräuchlichen Gottesdienste niemals und opferte an den Altären der Nationalgötter. Auch hegte er den Glauben, die Gottheit thue zuweilen durch Erscheinungen für die sinnliche Wahrnehmung ihren Willen kund.

Nichts mit demselben gemein. Dadurch, daß sie vernünftig denkt, steht sie mit der Urvernunft, der Gottheit, in inniger Verbindung. Die Bildung der Seele empfahl er mit unablässigem Eifer, indem dieselbe durch Uebung im Guten immer mehr geläutert und ihres göttlichen Ursprungs würdiger gemacht werde. Als das beßte Bildungsmittel der Seelenkräfte galt ihm die Selbstkenntniß, und Jeder schien ihm ein Thor, der, ohne sich selbst zu kennen, Menschen und Dinge zu kennen glaubte. Seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele schöpfte er aus der angebornen Würde und Kraft derselben, aus dem Umstand, daß die Seele erst den Körper belebe, aus ihrer Abstammung von der unsterblichen Gottheit und ihrer Verwandtschaft mit derselben. Auch der thätige Zustand der Seele im Traume während des unthätigen des Körpers im Schlafe schien ihm in dieser Beziehung keine unwichtige Erscheinung. Unerschütterlich fest von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, konnte er daher gar wohl das Sterben der Guten als einen bloßen Uebergang in ein besseres Dasein betrachten, und die bestimmte Hoffnung auf ein solches reines und besseres Dasein nach dem Tode brach oft in begeisterter Rede über seine Lippen, wobei er dann zugleich in nicht minder ergreifender Weise von dem unseligen Zustande der Bösen und Ungerechten im jenseitigen Leben sprach.

Auf seine religiösen Ansichten gründete Sokrates seine Sittenlehre, und deßwegen verband er Religion und Tugend auf's Innigste miteinander. Man darf also als Prinzip seiner Moral das Gebot annehmen: Handle stets so, wie es die Gottheit gebietet! Und da nun die Gottheit das vollkommenste, das beßte Wesen sei, so könne sie auch immer nur das Beßte, das Vollkommenste wollen und gebieten. Um aber den Willen der Gottheit zu erfahren, sei das moralische Gefühl genügend, welches jedem Menschen eingepflanzt sei und über

Recht und Unrecht, Wahres und Falsches, Tugend und Laster entscheide. Als die erste Tugend bestimmte er die Weisheit, und als wahre Weisheit die Tugend, weßhalb er denn auch die Lasterhaftigkeit mit Fug und Recht einen Wahnsinn nennen konnte. Von praktischen Sittenregeln stellte er seinen Schülern besonders Gerechtigkeit und Mäßigkeit auf. Einen gerechten Mann nannte er einen solchen, der alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit gewissenhafter Treue erfülle. Unter Mäßigkeit dachte er sich die Beherrschung der sinnlichen Triebe, und nur die vollkommene Beherrschung derselben gewähre Freiheit. Eine solche, d. h. die wahre Freiheit sei der Mittelpunkt aller Tugenden und führe zu dem Zustand des wahren Wohlbefindens, Unmäßigkeit aber in den Zustand der Unfreiheit, und daraus entspringe alles Uebel. Als sehr bemerkenswerth ist auch seine Ansicht hervorzuheben, daß nämlich jeder Mensch, der das Gute kenne, es auch vollbringe, und daher nur der schlecht handle, welcher nicht zur wahren Erkenntniß des Guten gekommen sei. Trefflich waren auch seine Ideen über die Freundschaft und den Genuß der Freuden des Lebens. In Bezug auf Letztere hielt er sich durchgehends wie von übertriebener Strenge, so auch von schädlicher Nachsicht entfernt. Kein Verhältniß im menschlichen Leben entging seiner Aufmerksamkeit, Nichts erschien ihm zu kleinlich und zu geringe, für jedes Thun und Lassen wußte er die passendsten Vorschriften zu finden, und wer immer diese Vorschriften beachtete, durfte sicher sein, ein guter und gerechter Mensch zu werden.

So hätten wir denn einen Umriß der Lehre des Sokrates gegeben, wie er dem Raume dieser Blätter angemessen ist, und kehren nun zur Erzählung seiner Lebensschicksale zurück, wenden uns zu seinem tragischen Ende.

Die letzte Lebenszeit des Sokrates fiel in jene trübe Pe-

riode seines unglücklichen Vaterlands, in welcher Sittenlosigkeit und der Verfall aller bürgerlichen Ordnung den nahen Sturz der politischen Existenz Athens verkündigten. Zwar war die Herrschaft der dreißig Tyrannen, von denen wir oben erzählt haben, durch den hochherzigen Thrasybulos gestürzt und die alte Volksherrschaft in Athen wieder hergestellt worden. Aber alle diese Wirren hatten den Staat in seinen Grundfesten erschüttert, ein bedrohliches Schwanken aller Verhältnisse war eingetreten, die aufgewühlten Leidenschaften konnten nicht mehr gebändigt werden, und der ganze Zustand des öffentlichen Lebens gränzte nahe an Anarchie. Was in solcher Zeit dem Neide, dem Hasse, der Bosheit möglich war, ist leicht zu begreifen, und sollte sich besonders an Sokrates erweisen, der ohnedieß durch seine freimüthigen Aeußerungen über den oftmals schändlichen Mißbrauch der Volksgewalt sich die Feindschaft der Masse des Volkes zugezogen hatte. Und das Volk verzeiht niemals, so im Alterthum, wie noch jetzt, mag nun die ihm angethane Beleidigung eine wirkliche oder eine blos eingebildete sein. Hätte sich Sokrates herabgewürdigt, dem Volke zu schmeicheln, so würden seine gehässigen Privatfeinde wol niemals Etwas gegen ihn ausgerichtet haben; so aber wurde es ihnen leicht, die Abneigung des großen Haufens zu ihren böswilligen Zwecken zu benützen. Wer konnte aber den gerechten, weisen, anspruchlosen Mann hassen? Unnütze Frage! Als ob das Gute, Schöne und Wahre nicht stets den grimmigsten Widerstand auf Erden gefunden hätte! Wir haben in diesen Blättern schon gar oft Gelegenheit gehabt, die Wahrheit dieses Satzes zu zeigen, und im späteren Verlaufe dieses Werkes wird sie sich immer erschütternder aussprechen. Jeder große Mann hat Neider und Feinde, Sokrates war ein sehr großer Mann, er hatte sehr viele, rachedürstige, unversöhnliche Feinde und sollte es schwer büßen, mit seiner

Zeit in Widerspruch getreten zu sein, den verdorbenen Athenienſern die Lehren der Wahrheit und Tugend gepredigt zu haben. Sein ganzes Leben hindurch hatte er gegen das Unrecht, die Heuchelei, die Unwahrheit gekämpft, in ſeinem hohen Alter ſollte er ſeine edeln Grundſätze mit dem Tode beſiegeln*).

Aus der großen Anzahl ſeiner Feinde that ſich zu ſeiner thatſächlichen Verfolgung ein Kleeblatt zuſammen, welches aus dem Gerber und Demagogen Anytos, dem Tragödienſchreiber Melitos und dem öffentlichen Redner Lykon beſtand. Dieſe Menſchen brachten nun eine Anklage gegen Sokrates, nicht bei dem gewöhnlichen Gerichtshofe, ſondern bei dem Volksgerichte an. Die Anklage ſelbſt beſtand aus zwei Punkten: 1) Sokrates verehrt die athenienſiſchen Nationalgötter nicht, ſondern ſucht neue Gottheiten einzuführen; 2) Sokrates verführt die Jugend. Sie begründeten dieſe Anklage durch nichts Anderes, als durch einzelne, aus ihrem natürlichen Zuſammenhange geriſſene, unrichtig aufgefaßte und verdrehte Reden des Angeklagten, und durch den Umſtand, daß Kritias, einer der dreißig Tyrannen, und Alkibiades, der an ſeinem Vaterlande ein Verräther geworden, Schüler desſelben geweſen ſeien. Wir beſitzen von zwei großen Schülern und Freunden des Weiſen, von Platon und Xenophon, eine ausführliche Vertheidigung desſelben, in welcher ſie die Jämmerlichkeit und Falſchheit der Anklage weitläufig erörtern. Dieſe

*) Einige neuere Schriftſteller, worunter insbeſondere Hegel (ſämmtl. Werke, Bd. 14, S. 101—119), haben die Anklage und Verurtheilung des Sokrates, wenn nicht beſchönigen, doch aus den natürlichen Staatsverhältniſſen Athen's und der Lage des Sokrates, als athenienſiſchen Bürgers, als welcher er gegen die beſtehenden religiöſen und geſellſchaftlichen Beſtimmungen ſtrafbaren Widerſtand unternommen, rechtfertigen wollen. Dieſe Auffaſſung der Sache iſt zwar für die ſtrenge Wiſſenſchaft von großem Intereſſe, kann aber in gegenwärtiger Schrift durchaus nicht berückſichtigt werden.

Erörterungen hier zu besprechen, scheint uns aber um so mehr überflüssig zu sein, je deutlicher aus allem Bisherigen die Nichtigkeit der Anklage schon genügend hervorgeht. Sokrates selbst verschmähte es im lebendigen Gefühle seiner hohen moralischen Würde, sich gegen die ungereimte Anklage ausführlich zu vertheidigen. Seine Richter verachtend und dem Tode furchtlos entgegensehend, begnügte er sich, vor Gericht sein langes Leben, welches Jedem bekannt, als das unumstößlichste Zeugniß seiner Unschuld aufzustellen, und statt sich als einen Verbrecher zu bekennen, wies er mit edelm Stolze auf seine Verdienste als Lehrer, Bürger und Beamter hin. Würdig, wie sein ganzes Wesen, so war auch diese seine Vertheidigung. Unumwunden sprach er seine Ueberzeugung aus von dem bessern Loose, das ihn im jenseitigen Leben erwarte, und an dieser Stelle können wir uns nicht enthalten, die Worte des Weisen herzusetzen, welche ihn sein Schüler Platon in Beziehung auf die Unsterblichkeit der Seele zu seinen Richtern sprechen läßt: „Eins von Beiden muß das Sterben sein; entweder ist es ganz gleich dem Nichtsein und der Gestorbene hat keine Empfindung mehr, von gar Nichts, oder aber es ist nur eine Verwandlung, nur ein Auszug der Seele aus diesem irdischen Zustand in einen andern. Wenn nun im Tode gar keine Empfindung ist, sondern wenn er gleich ist einem Schlafe, während dessen der Schlummernde selbst nicht einmal ein Traumbild sieht, so wäre der Tod wol ein wundersamer Gewinn. Ich wenigstens glaube, wenn Jemand die Nacht herauslesend, in welcher er so fest entschlummert ist, daß er selbst keine Träume hatte, und mit dieser Nacht alle übrigen Tage und Nächte seines Lebens zusammenhaltend, nach gehöriger Ueberlegung sagen sollte, welche

Tage und Nächte er in seinem ganzen Leben angenehmer zugebracht, als diese Nacht: ich glaube, nicht nur ein Privatmann, sondern auch der größte König würde die Nächte, die er also zugebracht, gegenüber von den andern Tagen und Nächten, gar leicht zusammenzählen können. Wenn nun der Tod so Etwas ist, so ist er wenigstens in meinen Augen ein großer Gewinn. Denn auf diese Weise wäre die Ewigkeit nichts Anderes als eine einzige Nacht, ein ununterbrochener Schlummer. Wenn aber der Tod nur eine Auswanderung von hier an einen andern Ort ist, und wenn alle Gestorbenen dort drüben leben, wie könnte es ein größeres Gut geben, ihr Richter, als dieses?

Aber seine Ankläger, die Rotte seiner Feinde sollte triumphiren. Mit einer Mehrheit von drei Stimmen ward Sokrates zum Tode verurtheilt. Gelassen vernahm er den Ausspruch, und als man ihm nach herkömmlicher Sitte überließ, die Art seines Todes selbst zu bestimmen, äußerte er mit gerechtem Selbstgefühl, er sei nicht des Todes, sondern als Wohlthäter des Volkes der Ernährung im Prytaneion würdig*). Diese Aeußerung erbitterte das Volk ungemein; es verurtheilte ihn zum Trinken des Schirlingssaftes. Er wurde nun ins Gefängniß gebracht, um dort bis zu seiner Hinrichtung verwahrt zu werden, welche eines zufällig eintretenden religiösen Gebrauches wegen um dreißig Tage hinausgeschoben wurde. Mit allem Muthe eines reinen Herzens sah er dem verhängnißvollen Tage entgegen und wandte die letzten Lebensstunden noch dazu an, den guten Samen seiner Lehre in die

*) Im Prytaneion wurden Männer, die sich auf irgend eine Weise um den Staat verdient gemacht hatten, in ihrem Alter auf öffentliche Kosten ernährt und verpflegt.

Herzen seiner Schüler und Freunde auszusäen. Jeden Morgen versammelten sich diese in dem Kerker des Weisen, er besprach sich mit ihnen über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie und des Lebens, und überzeugte sie durch sein eigenes Beispiel, daß die feste Anhänglichkeit an seine Lehren den Menschen in der That in einen glücklichen, beseligenden Zustand zu versetzen vermöge. Hatte er sie entlassen, so wandte er seine einsamen Stunden dazu an, einen Hymnus auf den Apollon, den Gott der Weisheit, zu dichten und die berühmten Fabeln des Aesopos in Versen zu verarbeiten. Welche erhabene Seelenruhe mußte einem Manne inwohnen, der in einer solchen Lage noch mit den Schwierigkeiten der Verskunst sich zu befassen und dieselben zu bemeistern vermochte? Und wenn dann seine untröstlichen Freunde wieder kamen und sein Schicksal beklagten, wiederholte er öfters, sie sollten sich vielmehr über dasselbe freuen, indem er hienieden Nichts als Jammer und Elend zurücklasse, jenseits aber in ein Leben voller Glückseligkeit eingehen werde. Selbst seine muntere, ironische Laune behielt er im Kerker, der, wie ein edler Römer sagt, durch seine Gegenwart seine Schmach verlor und gleichsam geheiligt wurde. So gab er seinem Schüler Apollodoros, der als ein sehr gutherziger, aber unklarer Mensch, seinen Lehrer deßhalb beklagte, daß er unschuldig sterben müsse, die treffende Antwort: Wolltest du denn lieber, mein Freund, daß ich schuldig stürbe? Unterdessen hatten die Freunde einen Plan erdacht, den verehrten Mann zu retten. Es war nämlich auch damals schon das Geld der Schlüssel zu allen Thüren, und so hatten die Schüler des Weisen den Kerkermeister durch Bestechung dahin gebracht, an einem bestimmten Tage die Thüren des Gefängnisses offen zu lassen. In so weit war ihr Plan gelungen, aber das Schwierigste bei der Sache war, Sokrates zur Flucht

zu bewegen. Die Freunde wußten gar wohl, daß diese Art der Rettung zu versuchen durchaus seinen Grundsätzen zuwider sei, und sie hatten genugsam Gelegenheit gehabt, die Festigkeit dieser Grundsätze zu erproben, um ihres Vorhabens wegen dieselben zu fürchten. Seine Einwilligung zu erhalten war aber unumgänglich nöthig, und sie wollten wenigstens den Versuch machen, ihn für ihre wohlgemeinte Absicht zu gewinnen. Diesen Versuch übernahm Kriton, der alte bewährte Freund des Philosophen. Er ging daher in der Frühe des vorletzten Lebenstages des Weisen zu ihm in's Gefängniß. Sokrates schlummerte ruhig, und Kriton harrte seines Erwachens. Dann trug er ihm den Plan der Freunde vor, suchte ihn auf jede Weise zu bewegen, in denselben einzugehen, und ihn besonders darauf aufmerksam zu machen, wie verlassen seine Familie und seine Freunde in der Welt stünden, wenn er ihnen durch den Tod entrissen würde*). Aber die Befürchtungen der Anhänger des Weisen rechtfertigten sich in ihrem ganzen Umfang. Dieser ließ nämlich den bewährten Freund ruhig ausreden und seine Gründe für den Fluchtversuch entwickeln. Dann dankte er ihm in der herzlichsten Weise für die Treue, welche er und die übrigen Freunde gegen ihn bewiesen, erklärte aber fest, daß es sich nie und nimmer mit den Grundsätzen, denen er sein ganzes Leben hindurch angehangen habe, vertrage, dem über ihn verhängten Urtheil auf solch' eine schmähliche Weise zu entfliehen. Vergebens bot Kriton alle seine Beredtsamkeit, alle Beschwörungen der rührendsten Anhänglichkeit auf, Sokrates widerlegte ihn mit den siegreichsten Gründen, und Kriton mußte bald gewahren, daß er gegen solch' eine erhabene Festigkeit Nichts ausrichten werde, und mit der tiefsten Herzenstrauer verzichtete er auf den Plan.

*) In einem meisterhaften kleinen Dialog, welcher Kriton überschrieben ist, hat uns Platon diese ergreifende Szene geschildert.

So brach der Todestag „des Weisesten der Menschen“*) an. In aller Frühe versammelten sich seine Freunde zum letzten Mal um ihn, um noch den Tag mit ihm zuzubringen. Auch seine Gattin Xantippe kam und brachte seine Kinder mit, um sich von ihm zu verabschieden. Er unterhielt sich mit ihnen über häusliche Verhältnisse, als aber Xantippe unmäßig klagte und jammerte, ließ er sie durch Kriton hinwegbringen, indem er seine letzten Augenblicke in feierlicher Ruhe verleben wollte. Demzufolge saß er eine Zeit lang in tiefes Stillschweigen versenkt, aber er entriß sich demselben wieder, um mit seinen Freunden noch über den Selbstmord und über die Unsterblichkeit der Seele zu reden. Alle Berichte stimmen darin überein, er habe in diesen seinen letzten Gesprächen mit so hoher Begeisterung von den Tröstungen und Hoffnungen seines Glaubens gesprochen, daß er seinen Schülern gleichsam als ein verklärter Geist erschienen sei.

Gegen Sonnenuntergang erschien ein Gerichtsdiener, begrüßte den Verurtheilten, kündigte ihm an, daß die Todesstunde erschienen sei und fügte dieser Ankündigung die Wote hinzu: „An dir, o Sokrates, werde ich ein ganz anderes Benehmen gewahr, als an andern Verurtheilten. Diese pflegen nämlich sich zu erbosen und mit Flüchen zu antworten, wenn ich ihnen auf Befehl des Magistrates ankündige, daß es Zeit sei, das Gift zu nehmen; du hingegen scheinst mir wie zu jeder Zeit, so auch jetzt, der mildherzigste und gelassenste Mann zu sein, der jemals diesen Ort betreten. Darum bin ich auch überzeugt, daß du mir nicht zürnen werdest. Gehab dich wohl!“ Hierauf wandte er sich mit thränenden Augen ab, und Sokrates er-

*) Für den Weisesten der Menschen hatte den Sokrates sogar die weissagende Priesterin des Apollon erklärt.

widerte ihm: „Lebe auch du wohl, mein Freund, ich bin bereit, deiner Ankündigung Folge zu leisten. Lasse daher den Giftbecher herbeibringen!“ „Warum willst du also eilen“, wandte Kriton ein, „Andere pflegen nach geschehener Ankündigung noch lange zu warten, und auch dir ist noch eine schöne Frist übrig, bis zum Untergang der Sonne.“ Hierauf entgegnete Sokrates: „Mögen die zögern, welchen eine solche Zögerung als Gewinn erscheint, mir aber erscheint sie als ein Verlust, und darum bringe man das Gift.“

Der Becher wurde hereingebracht und Sokrates wandte sich an den Gerichtsdiener mit der Frage, wie er sich beim Nehmen des Trankes zu verhalten hätte. Es ward ihm die Antwort, nachdem er das Gift getrunken, solle er im Zimmer auf und abwandeln, bis seine Füsse schwer würden, dann möge er sich niederlegen. Und nun nahm Sokrates den tödtlichen Becher in die Hand, gelassen, ohne seine ruhige Miene im Geringsten zu ändern. Dann setzte er ihn mit den Worten: „Die ihr mich rufet, ihr ewigen Götter, verleihet mir eine glückliche Reise!“ an den Mund und leerte ihn langsam, in einem Zuge. Jetzt aber vermochten seine Freunde ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten und die Meisten brachen in laute Klagen aus. Da verwies ihnen der Meister ihre Kleinmüthigkeit mit freundlichem Ernste: „Was machet ihr? Habe ich doch Weiber und Kinder weggeschickt, damit hier kein derartiges Jammern und Weinen entstehe. Beruhigt euch und zeiget, daß ihr Männer seid!“ Dann ging er im Gemache auf und ab, bis er seine Füsse schwer werden fühlte, worauf er sich niederlegte. Rasch äußerten sich nun die Wirkungen des Schirlingsaftes, und der Körper des Weisen erkaltete allmälig. Ehe ihm aber der Tod ans Herz trat, sprach er noch mit deutlicher Stimme: „Freunde, wir sind dem Asklepios einen

Hahn schuldig!*)" Hierauf hüllte er sich in seinen Mantel und verschied.

So starb Sokrates, der Weise und Gerechte, im Jahr 400 v. Chr., als ein Opfer der Tugend und Weisheit, als einer der größten jener großen Männer, die durch alle Jahrhunderte herab der Wissenschaft und Geistesgröße, dem Wahn und der Bosheit gegenüber, sogar mit Aufopferung des Lebens ein glänzendes Zeugniß gegeben haben. Kurze Zeit hernach übernahm, wie Diogenes Laertios erzählt, die Athenienser eine solche Reue über das Verfahren gegen ihren großen Mitbürger, daß sie einen seiner Ankläger zum Tod verurtheilten, die übrigen verbannten, und dem edlen Geopferten eine eherne Bildsäule errichteten.

Sokrates hinterließ eine bedeutende Anzahl von Schülern und Anhängern, welche man nach seinem Namen in der Geschichte der Philosophie als „die Sokratiker" aufgeführt findet. Diese Sokratiker darf man sich aber nicht als eine Genossenschaft in der Weise der Pythagoräer vorstellen; sie waren durch kein anderes Band verknüpft, als durch die Lehre ihres Meisters und Freundes, und nicht lange nach seinem Tode trennten sie sich in verschiedene Meinungen und Schulen, bei deren keiner aber der Einfluß sokratischer Denkweise gänzlich erlosch. Es lassen sich vornehmlich zwei Klassen von Sokratikern festsetzen: a) Sokratiker, welche „nur dem sokratischen Ideal eines edeln Menschen und guten Bürgers als dem Ziele der allgemeinen, für den freien Mann geziemenden Geistesbil-

---

*) Dem Asklepios (Aeskulap), dem Gott der Heilkunst, pflegte man bei der Genesung aus schwerer Krankheit einen Hahn zu opfern.

dung nachstrebten, und von der sokratischen Denkweise und Beschränkung der Vernunftbetrachtung in keiner Hinsicht abgewichen sind"*); b) Sokratiker, die zwar der Philosophie, nach dem Vorgang ihres Lehrers, hauptsächlich eine praktische Richtung gaben, zugleich aber auch die allgemeine wissenschaftliche Spekulation in den Kreis ihrer Forschungen hereinzogen. Diese zweite Klasse wird in dem folgenden Abschnitte ihre Darstellung finden. Von der ersten aber bemerken wir hier, daß sie auf dem von Sokrates angebahnten Wege fortschreitend zu wenig Eigenthümlichkeit hat, um ausführlicher behandelt zu werden. Es gehören zu dieser Klasse der Sokratiker: Aeschines, Simon, Kebes, der menschenhassende Timon und Xenophon. Der Letztgenannte war einer der ausgezeichnetsten Schüler des Sokrates, und darum zum Schlusse dieses Kapitels über ihn noch Folgendes:

Xenophon wurde ums Jahr 450 zu Athen geboren. Ins Jünglingsalter eingetreten, ward er einer der vertrautesten, anhänglichsten Schüler des Sokrates, und indem er ganz in dessen Ansichten einging, wandte er die Grundsätze der Weltweisheit auf das praktische Leben an und widmete seine Kräfte dem Staatsdienst, wobei er besonders die militärische Richtung einschlug. Neben seinem Lehrer stritt er im peloponnesischen Krieg. Eine Gelegenheit, aus dem von Wirrnissen aller Art zerrissenen Vaterlande wegzukommen, mit Freuden ergreifend, ging er als Freiwilliger mit einem griechischen Heere nach Asien, welches die Spartaner dem jungen Kyros, der sich gegen seinen ältern Bruder, den Perserkönig Artaxerxes Mnemon, empört hatte, zu Hülfe sandten. Er wußte hier seine mannigfaltigen Vorzüge auf eine glänzende Weise geltend zu machen, und wurde bald der Liebling des jungen Kyros. Aber dieser verlor in den Ebenen von

*) E. Reinhold, Gesch. d. Ph. S. 87.

Babylon im Kampfe gegen seinen Bruder Schlacht und Leben, und das griechische Hülfskorps kam in eine sehr bedrohliche Lage, indem seine obersten Führer in derselben Schlacht getödtet oder gefangen wurden. Da trat nun Xenophon als Anführer an die Spitze seiner 10,000 Mann starken Landsleute, ermunterte sie zur Ausdauer und Standhaftigkeit, führte sie über 500 Meilen weit durch feindliche Völker hindurch glücklich an die Küste Kleinasiens zurück, und gab durch dieses Unternehmen der Geschichte eines der bewundernswerthesten Beispiele von Feldherrntalent. Nachher beschrieb er diesen Feldzug der zehntausend Griechen in Asien in seiner Anabasis. Zum zweiten Male zog er nach Asien mit dem berühmten Agesilaos, der ein frisches lakedämonisches Heer gegen die Perser führte. Nach Athen zurückgekehrt, wurde er seinen Mitbürgern seiner unverhehlten Vorliebe für die Spartaner wegen verdächtig, und darum aus dem athenienſischen Gebiete verbannt. An verschiedenen Orten Griechenlands, besonders auf seinem Landgut Skillos in der Landschaft Elis lebend, zog er sich seit seiner Verbannung aus Athen von aller Politik zurück, und lebte gänzlich den Wissenschaften. Dieser wohlangewandten Muße verdanken wir seine lehrreichen und liebenswürdigen Schriften, in welchen er mit dem Nützlichen das Angenehme so anmuthig zu verbinden wußte, daß er den Namen: „die attische Biene“ erhielt. Außer der schon erwähnten „Anabasis“ schrieb er „die Kyropädie“, einen historisch-politischen Roman, einen Abschnitt „der griechischen Geschichte“, „das Gastmahl der Philosophen“ nebst mehreren kleinern Abhandlungen über Kriegswissenschaft, Politik und Oekonomie, „die Denkwürdigkeiten des Sokrates“ und „die Apologie (Vertheidigung) des Sokrates“, welche zwei letztern Schriften das Hauptmittel sind, den wahren Geist der sokratischen Weisheit kennen zu lernen. Sein in jeder Beziehung gutangewandtes Leben endigte er um das Jahr 360 v. Chr.

Achtes Kapitel.

Cyniker, Cyrenaiker, Megariker.

Es hatte Sokrates seine Lehren durchaus in kein festes System gebracht, und darum mußten sich diejenigen seiner Anhänger, die wir als zur zweiten Klasse gehörend bezeichneten, bald in sehr von einander abweichende Ansichten gerathen, bei welchem aber das sokratische Prinzip, nämlich das Gute und Wahre, noch immer vorherrscht. Die verschiedenartigen Modifikationen, denen dieses Prinzip unterworfen wurden, begründeten nun die drei in der Ueberschrift angedeuteten Philosophenschulen, welche wir jetzt näher zu betrachten haben.

Als Stifter der Schule der Cyniker, oder richtiger geschrieben Kyniker*), ist anzusehen

Antisthenes, der um das Jahr 422 v. Chr. zu Athen geboren wurde. Er hatte sich anfangs dem Berufe eines Lehrers der Beredtsamkeit gewidmet, und deßhalb den Unterricht des berühmten Gorgias genossen. Nachdem er aber mit Sokrates bekannt geworden, kam er täglich aus dem Pyräos, dem Hafen Athen's, in die Stadt herein, um den Unterredungen des Weisen mit seinen Schülern beizuwohnen, und wurde so selbst einer derselben. Bald machte sich der Einfluß sokratischer Weisheit seinem Gemüthe fühlbar, und erzeugte in ihm einen heißen Eifer für die Tugend und einen nicht minder lebhaften Haß gegen das Laster. Allein die weise Mäßigung seines Meisters genügte ihm nicht,

*) Die Bezeichnung „Kyniker" kommt her von dem Wort *Κυνικὸς*, hündisch.

weßwegen er bei der Starrheit seines Gemüthes in den Forderungen seiner Moral viel weiter ging, als Sokrates, und die Tugend bezeichnete als die gänzliche Unabhängigkeit von allem Aeußeren, als die Verachtung aller Würden, alles Reichthumes, aller Genüsse, ja sogar aller Wissenschaft. Durch diese Bestimmung gab er seinen Nachfolgern eine verwerfliche Richtung, welcher folgend Viele derselben die Bezeichnung ihrer Schule als der „hündischen" in der That rechtfertigten. Und wie konnte er z. B. die Wissenschaft gänzlich verwerfen, da er selber ein sehr unterrichteter Mann war und die unberechenbaren Vortheile der Bildung also sehr wohl zu erkennen im Stande war? Eben seine Bildung schützte ihn ja vor den Lächerlichkeiten, die Mancher seiner Nachfolger sich zu Schulden kommen ließ. Von dem Grundsatz ausgehend, Geist und Körper müsse auf die unumgänglichsten Bedürfnisse beschränkt werden, schien es ihm weise zu sein, in bettelhaftem Aufzug zu erscheinen, wodurch er sich die passende Rüge Platon's zuzog, man sehe seine Eitelkeit durch die Löcher seines Mantels durchschimmern. Uebrigens betrug er sich, von derartigen Sonderbarkeiten abgesehen, stets als ein tugendhafter Mann und achtungswerther Bürger. Seine Ansichten in mehreren für uns verloren gegangenen Schriften niederlegend, lehrte er nach Sokrates Tod in einem athenienſischen Gymnasium*), welches Kynosarges hieß, und von welchem Einige auch den Namen seiner Schule ableiten. Sein Todesjahr ist unbekannt. Von den Regeln praktischer Lebensweisheit, welche Antisthenes gegeben, mögen folgende hier stehen:

Das Gute ist schön, das Böse ist häßlich.

---

*) Kyniker nannte man die Anhänger dieser Schule ihrer meist übertrieben einfachen Lebensart wegen.

Die Tugend genügt sich selbst, und bedarf Nichts, als die Charakterstärke eines Sokrates.

Die Tugend besteht in Werken, sie bedarf nicht vieler Reden, noch Gründe, noch Lehren.

Ein tugendhaftes Leben ist die wahre Bestimmung des Menschen.

Der Weise begnügt sich mit sich selbst, indem er Alles besitzt, was die Uebrigen zu besitzen wähnen. Statt aller Besitzthümer genügt ihm seine Tugend; überall auf der Welt ist er zu Hause.

Die Grundbedingung, um unsterblich zu werden, ist ein gerechtes Leben.

Wie der Rost das Eisen, so verzehrt der Neid den Neidischen.

Die Tugend besitzt unbesiegliche Waffen.

Lieber mit wenigen Guten gegen viele Schlechte gekämpft, als mit vielen Schlechten gegen wenige Gute!

Der Weise hält sich nicht an geschriebene Gesetze, sondern einzig an die Vorschriften der Tugend u. s. w.

Der ausgezeichnetste Schüler des Antisthenes war

Diogenes von Sinope, jener geistreiche Sonderling, der zu allen Zeiten als das Muster eines alle Aeußerlichkeiten des Lebens verachtenden Weisen aufgestellt worden ist. Geboren in der Stadt Sinope am schwarzen Meere im Jahre 444 vor Chr., kam er mit seinem Vater, der einer Fälschung angeklagt und verbannt worden war, nach Athen, zu einer Zeit, in der Antisthenes daselbst im größten Ansehen stand. Er suchte diesen auf mit der Bitte, ihn unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen. Dieser verweigerte es längere Zeit, aber Diogenes ließ sich nicht abweisen, und als Antisthenes

den Zudringlichen sogar mit Androhung von Schlägen abweisen wollte, rief ihm dieser, wie Diogenes Laertios*) erzählt, zu: „Schlage nur immer zu, aber du wirst nie einen so harten Stock finden, der mich von deinen Vorträgen wegzutreiben im Stande wäre!“ Daraus läßt sich der brennende Eifer des Diogenes, seinen Geist aufzuklären und zu bilden, sicher erkennen, welcher Eifer ihn freilich nicht bewegen konnte, Etwas auf die strenge Wissenschaftlichkeit zu halten. Sich ganz dem Unterrichte seines Lehrers hingebend, übertraf er denselben bald in schroffer Lebensansicht, in gänzlicher Verachtung aller Aeußerlichkeiten, in Vernachlässigung des Anstandes und Verhöhnung der gesellschaftlichen Sitten. Ging er aber hierin gleich weiter, als Antisthenes, so fanden seine philosophischen Sonderbarkeiten doch weniger Anstoß, als die des Letztern. Antisthenes nämlich ließ in Lehre und Wandel immer einen finstern, zurückschreckenden Ernst vorwalten, Diogenes aber wußte mit heiterer Laune, neckendem Humor und körnigem Witz all' sein Thun und Treiben zu verbrämen und genießbar zu machen. In dieser Weise verbreitete er die Grundsätze der kynischen Schule überall, wo er hinkam. Mit dem höchsten Freimuth äußerte er sich gegen das krasse Sittenverderbniß seiner Zeit, und rücksichtlos enthüllte er die Mißbräuche des politischen und die Laster des gesellschaftlichen Lebens. Dieses zog ihm auf der einen Seite eben so viele Feinde und Verfolger zu, als es ihm auf der andern Zuhörer und Anhänger gewann. Aber über die Wechselfälle des Lebens erhaben, betrachtete er Verfolgung und Gunst mit

---

*) Dieser Diogenes Laertios, den wir schon öfters als unsern Gewährsmann genannt, und noch oft als solchen nennen werden, lebte wahrscheinlich in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Chr., und wir besitzen von ihm ein griechisches Werk über die Schicksale der Philosophen, welches, wenn auch verworren und ungeordnet, für die Geschichte der Philosophie von großer Wichtigkeit ist.

demselben Gleichmuth, und Lob und Tadel vermochte ihn nie aus seinem Gleichgewichte zu bringen. Ob er seine Grundsätze in Schriften niedergelegt, ist unwahrscheinlich, wenigstens besitzen wir Nichts von ihm. Seine Grundsätze streng befolgend und stets auf das Leben anwendend, bestand dieses eigentlich aus einer Reihenfolge interessanter Vorfälle und witziger Anekdoten. Um glücklich zu sein, lehrte er, müsse man sich unabhängig vom Glücke sowol, als von den Menschen zu erhalten suchen, und diese Unabhängigkeit lasse sich nicht anders erringen, als wenn man Ehre und Reichthum, Künste und Wissenschaften, Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens gänzlich verachte. Um die Wahrheit dieser Lehre zu beweisen, stellte er sich selbst als Muster auf, und sagte sich demzufolge von jedem Zwange der Gewohnheit und Sitte los, wobei er sich natürlich dem Hohn und Schimpf seiner Zeitgenossen und den härtesten Prüfungen unterziehen mußte, was er mit solcher Ausdauer, solcher Konsequenz und Rücksichtslosigkeit durchführte, daß man ihm den Namen des „rasenden Sokrates" gab. Mit ungeschorenem Bart und Haar, einen Quersack auf der Schulter, einen Knotenstock in der Hand, ging er barfuß und nur nothdürftig mit einem schlechten Mantel seine Blöße deckend, in Athen umher, und meistens eines bestimmten Obdachs ermangelnd, soll er der Sage nach lange Zeit hindurch in einem Fasse gewohnt haben. Von allen Verbindungen losgerissen, hatte er gar oft mit dem Hunger zu kämpfen, und verschmähte es nicht, denselben sodann mit selbstgegrabenen Wurzeln zu stillen; zu luxuriösen Gastmahlen geladen, bewies er stets die größte Enthaltsamkeit. Seine Verachtung alles Unnützen ging so weit, daß er sogar seinen hölzernen Trinkbecher weggeworfen haben soll, als er entdeckt hatte, daß man auch mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen im Stande sei.

Auf einer Reise nach der Insel Aegina von Seeräubern gefangen genommen, wurde er von diesen an den Xeniades, einen Bürger von Korinth, als Sklave verkauft. Xeniades gab ihm aber seine Freiheit wieder, und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Diesem Geschäft mit Gewissenhaftigkeit vorstehend, lebte er von nun an abwechselnd in Korinth und Athen. Am erstern Orte soll die bekannte Begegnung des Weisen mit Alexander, dem großen Eroberer und König, vorgefallen sein. Als nämlich der König mit seinem glänzenden Gefolge auf der Straße einherzog, lag der zerlumpte Philosoph am Rand des Weges, und ließ den flimmernden Zug mit der größten Gleichgültigkeit bei sich vorübergehen. Ob dieser Gleichgültigkeit verwunderte sich Alexander dergestalt, daß er den Weisen aufforderte, sich eine Gnade auszubitten. Da sagte dann Diogenes, dem der König gerade in der Sonne stand, ganz phlegmatisch: „Ich bitte dich um keine andere Gnade, o Alexander, als daß du mir gefälligst aus der Sonne gehest.“ Ein solcher Mensch war dem König noch nicht vorgekommen, und voll Erstaunen über die ungeheuchelte Selbstgenügsamkeit des Weisen soll er ausgerufen haben: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so wünschte ich Diogenes zu sein!“ Der Hauptschauplatz interessanter Vorgänge in Diogenes Leben blieb unterdessen immer Athen. Dort wohnte er in der prächtigen Säulenhalle des Zeus, und pflegte in Bezug auf diesen Aufenthaltsort scherzend zu sagen, die Athenienser hätten ihm doch eine gar schöne Wohnung erbauen lassen. Zuweilen wurde er mit seinen Anfällen sehr schlagend abgefertigt. So ging einmal der Philosoph Aristippos, von welchem wir in Bälde sprechen werden, an unserm Diogenes vorüber, als dieser gerade beschäftigt war, einen Kohlkopf an der Quelle zu waschen. Er rief den Aristippos an mit den Worten: „Wenn du deinen Kohl selbst zu waschen wüßtest,

brauchtest du nicht den Königen nachzulaufen!" Worauf Aristippos erwiederte: „Und wenn du mit Leuten umzugehen wüßtest, brauchtest du keinen Kohl zu waschen." Ebenso treffend entgegnete ihm Platon, als er mit schmutzigen Füssen auf den feinen Fußteppichen herumtrampelte, sprechend: „Ich trete den Hochmuth des Platon zusammen": „ja, du trittst ihn zusammen, aber mit einem andern Hochmuth!" Die strenge konsequente Anwendung seines Prinzips brachte ihn auch oft zur Vernachlässigung aller Sitte. Sich selbst ohne Weiteres einen Hund (*Κύων*) nennend, war er einmal zu einem Gastmahl geladen. Da warf ihm einer der Gäste einen Knochen zu, gleich einem Hunde. Diogenes stand schweigend auf, und pißte den Gast an, wie ein Hund. Wie manchmal hatte er nicht eine tüchtige Tracht Prügel bekommen. Da heftete er sich ein großes Pflaster auf den Rücken, auf welches er die Namen Derer schrieb, welche ihn mißhandelt hatten, um sie auf diese Weise dem allgemeinen Tadel preiszugeben. Auf die an ihn ergangene Frage, welches Thier das gefährlichste sei, antwortete er: „Unter den zahmen Thieren ist es der Schmeichler, unter den wilden der Verleumder." Er kam sogar auf den Gedanken, das Fleisch roh zu genießen, was aber seinem Magen sehr schlecht bekam. Einmal lief er mit einer brennenden Laterne am hellem Tage auf dem Markte umher, und als man ihn fragte, was er da für einen Unsinn treibe, entgegnete er: „ich suche Menschen!" Seinem Ideal von Menschen entsprachen noch am meisten die Spartaner, weßwegen er auch äußerte: „Zu Sparta habe ich zwar keine erwachsenen Menschen gefunden, aber doch Kinder!" Derartige Züge ließen sich noch gar viele erzählen, es mag aber an den gegebenen genug sein, und nur noch beigefügt werden, daß Diogenes von Sinope in hohem Alter starb, wo er meistens gelebt hatte, nämlich auf der Straße. Einen in seinem Sinne würdigen Schüler hatte er in

Krates, von Theben, der auf seines Lehrers Rath alle seine Besitzthümer verließ, und sein Geld ins Meer warf, den Kynismus aber auf eine so skandalöse Höhe trieb, daß er mit der Hipparchia, einer Anhängerin der kynischen Grundsätze, auf öffentlichem Markt Beilager hielt. Dieß wird, wie wir denken, genug sein, um sein und der späteren Kyniker Wesen überhaupt zu bezeichnen, und wir schließen die kurzen Andeutungen über die kynische Schule hier mit dem passenden Worte Hegels*): Antisthenes und Diogenes waren wenigstens noch sehr gebildete Menschen. Die spätern Kyniker aber empören durch ein Aeußerstes von Schamlosigkeit, und waren weiter Nichts, als schweinische, unverschämte Bettler, die ihre Befriedigung in der Unverschämtheit fanden, welche sie gegen Andere bewiesen, und sind in der Philosophie keiner weitern Beachtung würdig. Sie verdienen den Namen Hunde, der dieser philosophischen Schule bei Zeiten gegeben wurde, in vollem Sinne; denn der Hund ist solch ein unverschämtes Thier, und Unabhängigkeit, deren sich die Kyniker rühmten, ist in der That Abhängigkeit.

Der Urheber aus der kyrenaischen Schule ist Aristippos, aus Kyrena in Afrika, welche Stadt sodann der Schule den Namen gab. Ueber seine Jugendbildung ist uns Nichts überliefert worden, weil er, wie ein alter Geschichtschreiber der Philosophie**) richtig bemerkt, ein Barbar***) war, und die Griechen auf solche immer hochmüthig herabsahen.

---

*) Hegel's Gesch. d, Ph. Bd. I. S. 168.

**) *J. Bruckerus* historia crit. philosophiæ, tom. I. pag. 585.

***) Die Griechen nannten alle Nichtgriechen schlechthin Barbaren.

Dessenungeachtet darf angenommen werden, daß seine Erziehung durchaus nicht vernachlässigt worden sei. Sein Vater war Kaufmann, und sandte den Jüngling in Handelsgeschäften nach Olympia, in Griechenland. Hier hörte er aus jedem Munde das Lob des Sokrates, und alsogleich eilte er nach Athen, um sich dem großen Weisen als Schüler anzuschließen. Diesen Unterricht eifrigst benützend, verweilte er längere Zeit in Athen, durchreiste dann ganz Griechenland nach verschiedenen Seiten hin, ging auch an den Hof des Dionysius in Syrakus, und hielt sich bald da bald dort auf. Mit den Kynikern hatte er das gemein, daß er, wie sie, seine philosophischen Grundsätze stets auf das Leben anwandte, und deßwegen ist auch in seiner ganzen Erscheinung „sein Charakter, seine Persönlichkeit das Wichtigste." Gewandt in seinem Benehmen, und mit einer elastischen Sinnlichkeit ausgestattet, faßte er die Moral des Sokrates sehr einseitig auf, und erklärte den durch Bildung veredelten Genuß als das einzig wahre Ziel aller menschlichen Bestrebungen. Sokrates bestritt diesen Grundsatz seines Schülers sehr oft mit den vernünftigsten Gründen, aber ohne Erfolg. Aristippos hielt daran fest, und folgerte sodann daraus: Alle Empfindungen des Menschen lassen sich auf Schmerz und Vergnügen zurückführen, und diese allein bedingen den Unterschied zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Wahren und Falschen. Die angenehme Empfindung ist das Gute, die schmerzliche das Böse, und also sind die Empfindungen das theoretisch und das praktisch Wahre. Das Vergnügen bestimmte er als eine sanfte, den Schmerz als eine heftige Bewegung. Alle lebenden Wesen suchen das erstere nicht minder eifrig, als sie den letztern zu vermeiden suchen. Die ächte Glückseligkeit ist nichts Anderes, als ein fortdauerndes, aus einer Reihe

von einzelnen Vergnügungen bestehendes Vergnügen, und da die Glückseligkeit der Zweck alles menschlichen Strebens ist, so darf man sich keiner Art des Vergnügens entziehen. Aber bei Aufsuchung der Genüsse soll uns stets die Vernunft leiten, und es ist bei der Wahl derselben mit Geschmack zu verfahren. Spekulative Philosophie und mathematische Wissenschaften schätzte Aristippos gering, seinen angedeuteten moralischen Grundsätzen aber suchte er immer und überall zu genügen*). Lebend und leben lassend ging er mit heiterm Gleichmuth durch das Leben, wußte sich jeder Lage zu bequemen, und in alle Umstände zu finden, und blieb sich im elendesten Zustande, wie im Glanze der Königshöfe vollkommen gleich, so daß Platon mit Wahrheit zu ihm sagen konnte: Dir allein ist es gegeben, den purpurnen Rock oder ein zerlumptes Kleid mit gleichem Anstand zu tragen. Beim Herrscher Dionysius in Syrakus lebend, bewies er sich völlig gleichgültig, als dieser ihn einmal angespieen, und als man ihn darob tadelte, entgegnete er: Pah, die Fischer lassen sich vom Meerschaum benetzen, um einen elenden Fisch zu fangen, und ich sollte dieses nicht ertragen, um so einen Wallfisch zu fangen? Um seines derartigen Schmarotzens bei den Großen willen soll ihn Diogenes von Sinope den „königlichen Hund" genannt haben. Von Dionysios einmal aufgefordert, sich von drei Hetären (Freudemädchen) eine auszuwählen, nahm er alle drei mit sich, indem er darauf hinwies, wie gefährlich es für den Paris**) gewesen sei, einer

---

*) Unser Wieland hat über ihn einen geistreichen historisch-philosophischen Roman geschrieben unter dem Titel: „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen."

**) Bekanntlich verursachte Paris, der Sohn des Priamos, dadurch, daß er unter den drei Göttinnen Juno, Minerva und Venus der Letztern den

Schönheit den Vorzug zu geben; er entließ aber alle drei im Vorhof des Palastes. In Korinth wurde er mit der berühmten Hetäre Lais bekannt, und diese Bekanntschaft wurde bald eine sehr innige und vertrauliche. Man warf ihm in Bezug auf diese gefährliche Zauberin vor, warum er so viel Geld für dieses Weib verschwende, welches sich dem Diogenes unentgeltlich ergebe. Er aber erwiederte auf diesen Vorwurf: Ich bezahle sie, damit sie mir ihre Gunst gewähren, nicht aber, daß sie dieselbe Andern versagen soll! Und um anzudeuten, daß dieses Liebesverhältniß seine Unabhängigkeit durchaus nicht beeinträchtige, äußerte er: Ich besitze sie, sie aber nicht mich. Das Geld schätzte er gering, was bei einem Manne in Verwunderung setzt, der den Genuß für den Zweck alles Strebens ansieht. So hieß er einst auf einer Reise seinen Sklaven, dem der Geldsack seines Herrn zu schwer wurde, wegwerfen, was ihm von dem Gelde zu schwer wäre, und nur behalten, was ihm keine Mühe mache. Einmal gab er um ein Rebhuhn 50 Drachmen (20 fl.) aus, und als ihm Jemand ob dieser Verschwendung ausschalt, sprechend, er hätte das Rebhuhn für einen Obolos kaufen können, entgegnete Aristippos: Pah, für mich haben 50 Drachmen und ein Obolos denselben Werth. Witzig ist seine Vergleichung derjenigen, welche wol verschiedene Zweige der Wissenschaft kultivirten, die Philosophie aber vernachlässigten, mit den Freiern in Homer's Odyssee, denen wol die Mägde der Königin Penelopeia zu Gebote standen, denen sich diese selbst aber versagte. Ueberhaupt standen ihm stets witzige Einfälle zu Gebote. Eine Hetäre sagte ihm, sie habe ein Kind von ihm. Er antwortete ihr: Du weißt dieß so wenig, ob von mir, als du, durch dichte Dornbüsche wandelnd, zu sagen im Stande bist, welcher Dorn dich geritzt. Jemand

---

Preis der Schönheit zuerkannte, den trojanischen Krieg und dadurch seinen eigenen und seiner ganzen Familie Untergang.

tadelte ihn, er habe von Dionysios Geld angenommen, Platon hingegen blos Bücher. Aristippos erwiederte: Platon brauchte eben die Bücher, ich aber das Geld. Was sollen die Jünglinge lernen? fragte man ihn. Das, was sie als Männer zu verstehen brauchen. Von Dionysios einmal Geld fordernd, sagte ihm dieser: Aber du hast ja schon oft behauptet, der Weise bedürfe Nichts? Sogleich entgegnete der Philosoph: Gib' erst das Geld, dann wollen wir über meine Behauptung reden. Und als ihm Dionysios das Verlangte gegeben, sagte Aristippos lachend: Siehst du, jetzt bedarf ich weiter Nichts. — Wann er gestorben, ist unbekannt, seine Schriften aber sind verloren gegangen. Seine geistreiche, höchstgebildete Tochter Arete und sein Enkel Aristippos der Jüngere pflanzten seine Lehre fort, und diese wurde noch von Mehreren fortgeführt und ausgebildet, unter denen wir zuerst nennen den

Theodoros. Er hörte verschiedene Philosophen, und schloß sich dann den Ansichten des Aristippos an. In Weiterführung des aristippischen Prinzips bestimmte er, Freude und Leid als Endzweck alles Seins; jene gehört dem Verstande, dieses dem Unverstande zu. Sodann definirte er das Gute als Verstand und Gerechtigkeit, und das Böse als Unverstand und Ungerechtigkeit, Vergnügen und Schmerz aber als gleichgültig. Aufsehen erregte er durch seine Behauptung, es gäbe durchaus keine Götter. Er begründete diesen Satz, welcher auch blos auf die griechischen Nationalgötter zu beziehen ist, nicht weiter, erhielt aber deßwegen den Beinamen „Atheist" und wurde aus Athen verbannt. Bedeutender ist

Hegesias. Auch er sprach es aus, daß das Vergnügen der wahre Zweck des Lebens sei, aber er erkannte zugleich, daß es keine vollkommene Glückseligkeit gäbe, denn die Seltenheit, Neuheit oder der Ueberdruß des

Vergnügens erzeugen in Einigen Luſt, in Andern Unluſt. Armuth und Reichthum haben keine Bedeutung für das Angenehme; denn die Reichen könnten die Freuden in keinem höhern Grade genießen, als die Armen. Eben ſo ſei Freiheit und Sklaverei, Ruhm und Unberühmtheit gleichgültig für das Angenehme. Von fernern Sätzen des Hegeſias ſind noch aufzuzeichnen: der Weiſe lebt nur für ſich um ſeiner ſelbſt willen, und hält keinen Andern ſeiner würdig, denn wenn er von Andern auch die größten Vortheile erlangt, ſo kommt dieſes doch dem nicht gleich, was er ſich ſelbſt gibt. — Thue, was mit Gründen das Beſte ſcheint! — Der Weiſe haßt niemals, ſondern belehrt vielmehr. Sein Beſtreben geht überhaupt mehr darauf, das Uebel zu fliehen, als Güter zu erlangen. Sein Zweck iſt, ohne Beſchwerden und Leid zu leben. — Dem Fehlenden gebührt Verzeihung; denn Niemand fehlt freiwillig, ſondern durch die Leidenſchaft dazu genöthigt. — Wichtig iſt ſeine Anſicht von dem geringen Werthe des Lebens. Nur dem Thoren, äußerte er, kann daran gelegen ſein, zu leben, dem Weiſen iſt dieß ſehr gleichgültig, und der Römer Valerius Maximus erzählt, Hegeſias habe dieſer Idee mit ſolch einer unwiderſtehlichen Beredtſamkeit in Alexandrien in Aegypten entwickelt, daß viele ſeiner Zuhörer aus Gleichgültigkeit und Ueberdruß des Lebens freiwillig geſtorben ſeien, weßwegen auch das Lehren verboten worden ſei. — Noch werden als Kyrenaiker angeführt

Annikeris und ſeine Anhänger, allein die Nachrichten über ſie ſind ſo dunkel und mangelhaft, daß wenig Beſtimmtheit über ſie geſagt werden kann. Sie ſollen als Tugenden hervorgehoben haben: Die Freundſchaft, die Dankbarkeit gegen die Eltern, Wohlthaten am Staate, und von

ihnen gingen ähnliche Aeußerungen aus, wie die folgende: Obschon der Weise sich beschwerlichen Geschäften unterzieht, so kann er dennoch glücklich sein, wenn er auch wenig Vergnügen dabei gewinnt. — Freundschaft muß man nicht um des etwa daraus entspringenden Nutzens willen suchen, sondern wegen des sich dabei erzeugenden Wohlwollens; aus Liebe zum Freunde sind auch Lasten und Beschwerlichkeiten zu übernehmen, u. s. f.

Es verschwamm die Schule der Kyrenaiker, „aus dem lebensklugen und lebensfrohen Sinn ihres Begründers hervorgegangen", bald ins Allgemeine und Flache. Einen bedeutungsvollen Moment in der Geschichte der Philosophie bildet sie durchaus nicht, und indem sie nie auf wissenschaftliche Bestimmungen gegründet war, mußte ihr ganzes Wesen binnen kurzer Zeit in gewöhnliches, oft sogar fades Raisonnement sich auflösen.

Die megarische Schule wurde gestiftet von

Euklides aus Megara, einer Stadt an der Landenge von Korinth. Mit der Philosophie der Eleaten sehr vertraut, ward er ein eifriger Schüler des Sokrates, und seine Anhänglichkeit an diesen, sein Interesse an dessen Vorträgen war so groß, daß er, als um der obwaltenden Feindschaft zwischen Athen und Megara willen jedem Bürger der letzteren Stadt das attische Gebiet bei Todesstrafe zu betreten untersagt war, lange Zeit hindurch täglich in weibliche Gewänder vermummt sich nach Athen schlich, um den theuren Lehrer zu hören. Nach den vorhandenen Nachrichten war Euklides mit einer besonders scharfen Urtheilskraft ausgestattet und hatte seinen Geist von Jugend an mit den Lehren der Weisheit genährt. Vorgeworfen wird ihm, daß er sich bei häufiger Anwendung der Dialektik (Disputirkunst) oftmals zur Streitsucht hinreißen ließ, eine

Schwäche, die bei seinen Nachfolgern so ausartete, daß sie neben der Bezeichnung Megariker auch die Benennung „Eristiker", d. h. Streitsüchtige, erhielten. Uebrigens scheint Euklides selbst die Sache nicht so weit getrieben zu haben, und war, wie Plutarchos erzählt, trotz seines hartnäckigen Disputirens der ruhigste und gutmüthigste Mann. Einst ward bei einem seiner wissenschaftlichen Kämpfe einer seiner Gegner so aufgebracht, daß er ausrief: Ich will sterben, wenn ich mich nicht an dir räche! Gelassen erwiederte Euklides: Und ich will sterben, wenn ich deinen Grimm durch milde Gründe nicht so sehr besänftige, daß du mich liebst, wie bisher. Seine Gutmüthigkeit bewies er besonders auch damals, als die Freunde und Schüler des Sokrates nach dessen Tode, aus Besorgniß für ihre Sicherheit, von Athen flüchteten. Euklides nahm sie aufs gastfreundlichste bei sich in Megara auf, und beherbergte Alle, bis sie wieder nach Athen zurückkehren konnten. Er soll verschiedene Schriften, meist in dialogischer Form, verfaßt haben, deren wirkliche Existenz aber dahingestellt bleibt. Er starb um das Jahr 424 v. Chr.*). Der Hauptsatz des Euklides ist: Das Gute ist Eins, wenn ihm auch verschiedene Namen, wie z. B. Verstand, Denken, Gott, beigelegt werden. Ein zweiter Satz: Das Gute ist allein, und das, was dem Guten entgegengesetzt ist, ist gar nicht. Die Bestimmung des Guten ist folgende: Das Gute ist das Unveränderliche, ewig sich selbst Gleiche. Daraus folgt, daß er das Gute als das absolute Wesen bezeichnete, und die

*) Euklides aus Megara ist nicht zu verwechseln mit Euklides aus Alexandria, der, ungefähr um 300 v. Chr. geboren, der Vater der Mathematik genannt wird, und von dem wir die berühmten „Elemente der reinen Mathematik" besitzen.

Menge der übrigen Vorstellungen nur insofern gelten ließ, als er sich von selbst verstehe, daß sie keinen Werth für die Menschen haben sollen, was ganz mit dem eleatischen Grundsatz: „es ist nur ein Sein" übereinstimmt. — Euklides hatte zum Nachfolger den

Eubulides aus Milet, der sich aber nur dadurch eine Erwähnung in der Geschichte der Philosophie gesichert hat, daß er gegen Aristoteles geschrieben, von welcher Schrift indessen Nichts auf unsere Tage gekommen ist. Es wird ihm die Erfindung einer Menge von Sophismen zugeschrieben, die aber für uns ohne Werth sind. Bei ihm zeigte sich der Mißbrauch der Dialektik schon in sehr hohem Grade. — Als einer der berühmtesten und streitsüchtigsten Megariker ist

Stilpon aus Megara, der, wie Diogenes Laertios berichtet, einen solchen Ruf erlangte, daß, als er nach Athen kam, Alles auf die Straße lief, um ihn zu sehen, und als ihm nun Jemand sagte, man staune ihn an, wie ein fremdes Thier, entgegnete er: Nicht wie ein fremdes Thier, sondern wie einen wahren Menschen. Sein Scharfsinn wird ungemein hervorgehoben, und er wußte diesen Scharfsinn so lebensklug zu bewähren, daß um seinetwillen Griechenland nahe daran war, allgemein zu megarisiren, d. h. megarisch zu denken und zu sprechen. Indessen besitzen wir von ihm keinen Satz von einiger Wichtigkeit, und so ist leicht einzusehen, daß die megarische Schule im Ganzen wenig geleistet hat. Ihrer dialektischen Sprünge sind zwar sehr viele; sie bieten aber für die Wissenschaft kein Interesse dar. Es sind sophistische Spielereien, von denen wir schließlich nur ein Beispiel anführen, um dann zu wichtigeren Erscheinungen im Gebiete griechischer Philosophie überzugehen. Menedemos, einer der Megariker, wurde gefragt, ob er seinen Vater zu schlagen aufgehört habe. Durch diese Frage wollte man ihn in Verlegenheit setzen, indem es hier

gleichbedenklich war, mit Ja oder Nein zu antworten. Sagte er Ja, so folgte daraus, daß er seinen Vater geschlagen; sagte er Nein, so folgte daraus, daß er ihn noch schlage. Er suchte sich also zu helfen, indem er antwortete: Ich habe weder aufgehört, noch habe ich ihn geschlagen.

Neuntes Kapitel.

Platon und die ältere Akademie.

Die im vorigen Abschnitte behandelten Schulen waren von eben so kurzer Dauer, als ihr Einfluß auf die Entwicklung des philosophischen Bewußtseins ein unwesentlicher gewesen war. Desto bedeutsamer ist die Philosophie Platon's, welche der gegenwärtige Abschnitt zu seinem Vorwurfe hat. Ihm, dem Platon, dem berühmten Freund und Schüler des Sokrates, verdankt die Philosophie erst ihre eigentliche Erhebung auf den Standpunkt der Wissenschaftlichkeit, wenn schon die Darstellungsweise in seinen Schriften keine wissenschaftliche ist. Von diesen Schriften nachher; jetzt an eine möglich ausführliche Darstellung seiner Lebensverhältnisse, die Platon in vollem Maße verdient, indem er „eines von den welthistorischen Individuen und seine Philosophie eine von den welthistorischen Existenzen ist, die von ihrer Entstehung an auf alle folgenden Zeiten für die Bildung und Entwicklung des Geistes den bedeutendsten Einfluß gehabt haben."

Die Eltern des Weisen waren Ariston und Periktione oder Potona, Abkömmlinge der edelsten Geschlechter, von Athen. Hier wurde Platon im Jahre 429 oder 428 v. Chr. geboren. Obgleich aber die Eltern ihre Abstammung von Kodros

und Solon ableiteten, schien dem vergötternden Sinn der Alten diese Abkunft des großen Mannes nicht ehrenvoll genug, und so entstand die Sage, kein sterblicher Mann sei Platon's Vater, sondern der strahlende Gott Apollon, der sich mit der jungfräulichen Perektione begattet, und also den eines solchen Vaters würdigen Platon*) erzeugt habe. Die Vermögensumstände seiner Eltern sicherten diesem von Kindheit an die sorgfältigste Erziehung, und er wurde bis zu seinem zwanzigsten Jahre von verschiedenen Lehrern in allen geistigen und körperlichen Disziplinen gewissenhaft unterrichtet. Es wird aus seiner Jugendzeit manche liebliche Sage über ihn erzählt. So brachten seine Eltern einmal den Musen und Nymphen auf dem Berg und Hymettos ein Opfer, und während des heiligen Dienstes legte die Mutter das Kind in ein nahes Myrthengesträuch zur Ruhe. Da habe sich dem schlummernden Knaben ein Bienenschwarm auf die Lippen gesetzt und diese mit Honig getränkt, gleichsam um anzudeuten, welche süßen, honigduftenden Reden dereinst über diese Lippen treten würden. Und dieses Vorzeichen soll er dann schon im Knabenalter durch die ungemeine Eleganz und den poetischen Schmelz seiner Redeweise bestätigt haben. Ins Jünglingsalter eingetreten, schien er sich völlig der Dichtkunst widmen zu wollen. Mit Eifer und Beharrlichkeit lag er der Beschäftigung mit dieser Kunst ob. Er dichtete Hymnen, Tragödien, Lieder und Epigramme, von welchen letztern uns noch mehrere aufbewahrt worden sind und von denen besonders folgendes an seinen Freund Aster einen sehr schönen Gedanken enthält:

Wenn nach den Sternen du blickst, mein Aster, so möcht' ich der Himmel
Werden, um wieder auf dich mit so viel Augen zu schau'n.

---

*) Er hieß eigentlich Aristokles, und erhielt den Namen Platon nach einigen von der Breite seiner Stirn, nach Andern von der Wohlgestalt, Breite seiner Figur.

Die jugendliche Liebhaberei für Poesie machte sich insofern in Platon's Wesen immer bemerklich, als er auch in seinen philosophischen Schriften die poetische Diktion vorwalten läßt, und ein dichterischer Hauch über alle verbreitet ist. Indessen dachte er mit Ernst daran, sich in reiferen Jahren den Staatsgeschäften zu widmen, und hörte daher die rhetorischen Vorträge der Sophisten, auch wird insbesondere Kratylos als sein Lehrer aufgeführt. Alle diese Bestrebungen aber verließ er, als er in seinem zwanzigsten Jahre mit Sokrates bekannt wurde. Es habe, erzählt Diogenes Laertios, Sokrates die Nacht vor seinem Zusammentreffen mit Platon geträumt, es sitze ihm ein junger Schwan auf den Knieen, dessen Flügel ungemein schnell gewachsen, und der sich dann mit dem wundersamsten Gesange gen Himmel erhoben habe. Von dieser Zeit an war Platon ein unzertrennlicher Schüler des Sokrates, und prägte die Lehren desselben mit nimmer rastendem Eifer seinem jungen Gemüthe ein. Zugleich aber vernachläßigte er auch andere Bildungsmittel durchaus nicht. Er beschäftigte sich sehr viel mit den Ideen älterer Philosophen, besonders mit denen des Heraklitos, und las und studirte die Schriften der eleatischen und pythagoräischen Schule. Auf diese Weise ganz dem Erforschen der Wahrheit hingegeben und in die Geheimnisse der Wissenschaft versenkt, verlor er das Interesse an den Staatsgeschäften völlig, erfüllte jedoch gewissenhaft die ihm obliegenden Bürgerpflichten, indem er, gleich dem Sokrates, drei Kriegszüge unter den vaterländischen Feldzeichen mitmachte. Acht Jahre hindurch genoß er den Unterricht des Sokrates, und zeichnete das Wesentlichste davon schriftlich auf. Sokrates liebte ihn ungemein, und trug vor seinem Geiste hohe Achtung, wofür ihm Platon besonders bei dem unglücklichen Ausgang seines Lebens die innigste Dankbarkeit in Wort und That bewies. Er war es nämlich, der es wagte, während des Prozesses seines Lehrers den Richtern

in öffentlicher Rede die Ungerechtigkeit ihrer Handlungsweise auseinanderzusetzen, und die Unschuld des Weisen darzuthun. Bis zu dessen Ende blieb er in seiner Umgebung, und die Resultate der letzten Unterredungen der Sokratiker mit ihrem Lehrer hat er nachher auf eine so wundervolle Weise in seinem „Phaedon" verarbeitet. Nach Sokrates Tode floh er, wie die meisten Anhänger desselben, aus Athen nach Megara, wo er sich längere Zeit bei Euklides aufhielt, „in der Erinnerung an den gemeinschaftlichen Lehrer und im gegenseitigen Austausche philosophischer Ansichten." Von hier aus trat er dann seine wissenschaftlichen Reisen an, über deren Aufeinanderfolge aber die Alten uneinig sind, was indessen von keinem Belange ist. Er ging nach Großgriechenland (Unteritalien) und machte sich dort mit den Pythagoräern und dem Pythagoräismus bekannt, an dem er nicht nur die erhabenen Ideen, aus denen diese Lehre konstruirt war, sondern auch die Mäßigkeit und Keuschheit ihrer Gesinnung bewunderte. Von Großgriechenland aus reiste er hinüber nach Afrika, und machte in der blühenden Stadt Kyrene die Bekanntschaft des großen Mathematikers Theodoros, unter dessen Leitung er sich nun besonders den mathematischen Wissenschaften widmete, und den er in seinen Schriften nachmals oft als redende Person einführt. Dieses Studium der Mathematik war für Platon von den ersprießlichsten Folgen, und er brachte es in dieser Disziplin bald zu einer sehr großen Fertigkeit, wie ihm denn die Lösung manches sehr schwierigen Problems zugeschrieben wird. Von Kyrene nach Aegypten sich wendend, widmete er sich dort der Astronomie und Astrologie, und ward im Umgange mit den ägyptischen Priestern in ihre Geheimlehre eingeweiht. Er wollte von hier aus auch noch Syrien und Persien besuchen, aber ein ausbrechender Krieg verhinderte die Ausführung dieses Plans. Bemerkenswerth ist, daß vielfach behauptet worden ist, Platon sei auch in Palä-

stina gewesen, indem eine genaue Kenntniß des Mosaismus aus seinen Schriften unwiderlegbar hervorleuchte. Mit den mannigfachsten Kenntnissen ausgerüstet, und begeistert für alles Gute und Schöne, ging er nun nach der Insel Sizilien, und seine Weisheit erregte in der Stadt Syrakus, welche der Tyrann Dionysios I. damals beherrschte, bald großes Aufsehen. An dem Hofe des erwähnten Herrschers lebte ein Verwandter desselben, Dion, ein frischer, jugendkräftiger Jüngling, der ungeachtet seiner Verwandtschaft mit Dionysios für die Freiheit seines Vaterlandes begeistert war. Dion machte bald Platon's vertraute Bekanntschaft und führte diesen auch bei Dionysios I. ein, in der Hoffnung, der Weise werde im Stande sein, den tyrannischen Herrscher zur Annahme freisinnigerer Grundsätze zu bewegen. Diese Hoffnung des jungen Mannes schlug aber gänzlich fehl, und der Umgang Platon's mit Dionysios trug die erwarteten Früchte keineswegs, indem die unerschütterliche Freiheit und die Geistesüberlegenheit des Weisen denselben dem Tyrannen in Bälde verhaßt machte, und sich dieser Haß sogar dergestalt steigerte, daß, als Platon sich nach der Heimat einschiffte, der Tyrann die Schiffleute durch Drohung und Bestechung dahin brachte, daß sie ihm versprachen, den Philosophen zu ermorden, oder als Sklaven zu verkaufen. Das Letztere schien ihnen das Bessere, und so verkauften sie den Weisen auf der Insel Aegina. Indessen wurde das Loos der Sklaverei glücklicherweise von ihm abgewandt, indem ihn der edelgesinnte Kyrenaiker Annikeris alsbald wieder loskaufte, und frei in die Heimat entließ. Dionysios bat hernach in einem Briefe den Weisen flehentlich, dieser möchte den eigentlichen Hergang der Sache nicht kund werden lassen, um den Ruf des Königs zu schonen, worauf Platon erwiederte, er habe unter seinen philosophischen Arbeiten nicht Zeit, sich des Dionysios irgendwie zu erinnern. Der junge Dion aber hatte sich

die Lehren der Weisheit und Tugend, die er aus Platon's Mund vernommen, tief ins Gemüth gesenkt, und vergaß dieselben nicht wieder. — In seinem sechsunddreißigsten Jahre auf gemeldete Weise in seine Vaterstadt Athen zurückgekommen, trat Platon jetzt öffentlich als Lehrer der Philosophie auf. Er hielt seine Vorträge in einem Gymnasium der Vorstadt, welches dem Heros Akademos zu Ehren erbaut und nach ihm benannt worden war, aber Platon ist, wie ein großer Philosoph sagte, der wahre Heros der Akademie geworden, der die alte Bedeutung des Namens der Akademie verdrängt und den Heros verdunkelt hat, damit dieser unter Platon's Schutz, der sich an seine Stelle setzte, auf die Nachwelt komme. Von diesem Orte seiner Vorträge haben auch die Schüler Platon's die Bezeichnung „Akademiker" erhalten. — Im Jahre 368 entriß er sich seiner ruhigen Lebensart wieder. Dionysios I. war nämlich gestorben, und Dionysios II. ihm in der Regierung gefolgt. Dieser junge Herrscher hielt anfangs Vieles auf Rathschläge des redlichen Dion, und entsprach dem Rathe desselben, den Platon aus Athen kommen zu lassen, um sich dessen weiser Ideen bei den Staatseinrichtungen zu bedienen. Platon folgte der Einladung des Fürsten, und ging mit seinem Schwestersohn und Schüler Speusippos nach Syrakus, wo er mit Jubel und Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Anfänglich ging Alles gut, der Hof wurde reformirt, weise Mandate erschienen, in Allem herrschte Mäßigkeit und Ordnung. Aber dieses dauerte nicht lange an. Mißgunst und Neid wußten den König gegen Platon und seinen Freund Dion einzunehmen, gegen welchen Letztern der Tyrann offene feindselige Maßregeln unternahm, indem er ihn an der Küste Italien's aussetzen ließ, während er gegen Platon noch immer die freundschaftlichsten Gesinnungen heuchelte. Aber dieser fühlte gar bald das Drückende seiner Lage, und bei den fortwährenden Kabalen der

Höflinge am Ende sogar für sein Leben besorgt, wirkte er sich mit Mühe die Erlaubniß aus, nach Athen zurückkehren zu dürfen. Dort angelangt, traf er mit Dion zusammen, der sich ebenfalls nach Athen gewandt hatte, und nun suchte er auf brieflichem Wege um jeden Preis zwischen dem syrakusischen Hofe und seinem Freunde Dion den Frieden zu vermitteln, wozu er durch ein Versprechen berechtigt war, welches ihm Dionysios II. beim Abschiede gegeben, er werde nämlich ihn und den Dion sogleich nach Syrakus zurückrufen, wenn er den Krieg, in welchen er gerade verwickelt war, beendigt hätte. Während der Weise so einerseits versuchte, den Dionysios zur Aussöhnung mit Dion zu vermögen, wußte er diesem mit philosophischer Gelassenheit und philosophischen Gründen während ihres freundlichen Zusammenlebens in Athen seine Rachepläne gegen Dionysios auszureden. Seine Vermittlungsversuche scheiterten indessen an der Hartnäckigkeit des Hofes von Syrakus, und unwillig über dieses Mißlingen seiner wohlmeinenden Absicht, beachtete er die Bitten des Dionysios, an seinen Hof zurückzukehren, nicht im Geringsten. Da erschien aber ein eigenes Schiff aus Sizilien mit vielversprechenden Briefen des Fürsten und mit freundlich dringenden Freunden, um Platon abzuholen. Noch zögerte er, allein die Aussicht, an Ort und Stelle vortheilhafter für Dion wirken zu können, bestimmte ihn endlich, sich zum dritten Mal nach Syrakus zu begeben. Er erhielt daselbst bald wieder seinen gewichtigen Einfluß, und der Fürst erwies sich in mancher Beziehung den Rathschlägen des Weisen fügsam. Seinen Forderungen aber in Beziehung auf Dion suchte Dionysios auszuweichen, und als er endlich dringender darauf bestand, wurde dem Dion Einiges zugestanden und Vieles versprochen. Diese Versprechungen in Erfüllung zu bringen, wandte Platon Alles an, mußte aber bald sehen, daß man es eben bei Versprechungen bewenden

lassen wollte. Nun begehrte Platon mit unwilligen Worten seine Entlassung. Dieß aber erzürnte den Fürsten und seinen Hof dergestalt, daß sogar das Leben des Weisen in Gefahr schwebte. Endlich ward er durch die Vermittlung des berühmten Mathematiker Archytas entlassen, und verließ Sizilien, um es nie wieder zu betreten. Nach Griechenland zur Zeit der Feier der olympischen Spiele zurückgekehrt, genoß er in Olympia die erhebende Anerkennung und Bewunderung seiner Landsleute. Dann kehrte er mit Dion, den er unterwegs getroffen, nach Athen zurück. Man hat den Weisen seines erwähnten Verhältnisses zu den beiden Dionysen wegen in alter und neuer Zeit vielfachem Tadel unterworfen; man hat ihn der Habsucht, der Eitelkeit u. s. w. beschuldigt. Wie leer und ungereimt sind derartige Beschuldigungen? Allerdings hat das angedeutete Verhältniß auf den ersten Blick etwas Gehässiges an sich, aber diese Gehässigkeit verliert sich auf der Stelle, wenn man erfährt, daß Platon in dem schönen Irrthum befangen war, in Sizilien mit Hülfe der Dionysen sein Ideal von Staat und Staatsleben verwirklichen zu können. In dieser Hoffnung fand er sich freilich getäuscht, und scheint auch bald eingesehen zu haben, daß das Zeitalter, in welcher die Philosophen zugleich auch die Rolle der Gesetzgeber durchführten, vorüber sei, und diese Erkenntniß seines vormaligen Irrthums ging dann so weit, daß er es in der Folge mehreren Staaten abschlug, ihr Staatswesen und ihre Gesetzgebung zu ordnen, obgleich sie sich in dieser Absicht an ihn gewandt hatten. — Geliebt und verehrt von ganz Griechenland, widmete sich Platon nach seiner dritten Heimkehr in die Heimat ausschließlich dem Unterrichte seiner Schüler, der Erforschung der höchsten Wahrheit und der Ausarbeitung seiner Schriften. Unverheirateten Standes, mäßig in allen Genüssen, die Seelenruhe des wahren Weisen besitzend, durchlebte er ein heiteres Alter und brachte sein Leben bis auf

zweiundachtzig Jahre. Nach Cicero starb er schreibend, nach Diogenes Laertios überraschte ihn der Tod mitten in der Freudigkeit eines Hochzeitschmauses an seinem einundachtzigsten Geburtstag im Jahre 348 v. Chr. Er entschlummerte sanft. Im Keramikos ward er bestattet und eine Inschrift verkündete der Nachwelt die Verehrung und Liebe seiner Zeitgenossen. In der Akademie wurde seinem Gedächtniß eine Bildsäule und ein Altar errichtet, auch wurden Münzen mit seinem Bilde geschlagen, Dichter feierten seinen Ruhm *), und seine Schule versammelte sich alljährlich an dem Geburtstage des dahingegangenen Meisters zu einem festlichen Erinnerungsmahl.

Sprechen wir nun zunächst von den Schriften Platon's, die wir besitzen, und die in Bezug auf „Form und Inhalt von gleich anziehender Wichtigkeit" sind. Von seinen jugendlichen Versuchen als Schriftsteller im Gebiete der Poesie braucht hier

---

*) Von derartigen Gedichten nur die zwei folgenden:

Platon.

„Süßer, attischer Mund! Von allen Griechen die schönste
Rednerblume! Wie du, blüht keine schönere mehr.
Denn du erhobst, o Platon, den Blick zum Himmel und lehrtest
Gott uns, lehrtest uns Tugend und Sitten und Recht.
Mischtest samische Weisheit zum holden sokratischen Becher,
Gabst der erhabensten Muse die schönste Gestalt!

Aeskulap und Platon.

„Zween Aerzte verlieh den kranken Menschen Apollon,
Einen dem sterblichen Leib, Einen dem ewigen Geist:
Aeskulap und Platon. Du lebst, o Stifter des höchsten
Staates*) nun in ihm selbst, droben im Reiche des Zeus!"

---

*) Anspielung auf Platon's Schrift „über den Staat", in welcher er das Ideal des besten Staates aufzustellen suchte.

um so weniger noch Etwas gesagt zu werden, da dieselben verloren gegangen sind. Seine bedeutenden philosophischen Schriften sind in der Form des Dialogs abgefaßt. Der „von Platon's Geist durchdrungene" Uebersetzer seiner Werke, der große Theologe Schleiermacher, hat diese Werke in folgende Gattungen geschieden:

1) Die elementarischen Werke, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickelten von dem, was allem Folgenden zu Grunde liegt, die Ahnungen von der Dialektik (als Technik der Philosophie), und von den Ideen (als ihrem eigentlichen Gegenstande), also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens. Hieher gehören die Dialogen: Phädros, Lysis, Protagoras, Laches, Charonides, Euthiphron, Parmenides, so wie auch: die Vertheidigung des Sokrates, Kriton, Jon, der kleine Hippias, Hipparchos, Minos und Alkibiades II.

2) Die indirekten Werke, welche von der Anwendbarkeit jener Prinzipien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend handeln. Hieher sind zu rechnen die Dialoge: Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Politiker, das Gastmahl, Phädon, Philebos.

3) Die eigentlich konstruktiv darstellenden Werke, oder die objektiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Theoretisches und Praktisches in Eins verschmolzen sind. Hier kommen in Betracht die Dialoge: Timäos, Kritias, über den Staat, die Gesetze, Epinomis*).

*) Es muß hier bemerkt werden, daß eine strenge Kritik manchen dieser Dialoge als unecht ausgeschieden hat. Auch darf die mitgetheilte Son-

Schon die Form dieser Schriften widersteht einer Darstellung nach den Forderungen, welche strenge Wissenschaftlichkeit macht, und man darf also in Platon's Werken keine konsequent durchgeführte Gliederung eines philosophischen Systems suchen. Aber dessen ungeachtet lassen sich die Ideen Platon's aus seinen Schriften deutlich und klar erkennen, und es sind diese Schriften unstreitig eines der schönsten Geisteswerke, welche je hervorgebracht wurden. Ihre Form ist durchgehends die dramatische, dialogische. Der Weise legt seine Ansichten immer andern Personen in den Mund, die er sprechend und disputirend auftreten läßt, während sein eigenes Ich nie namentlich auftritt, und durch diese Darstellungsweise hat er seinen Schriften etwas unnachahmlich Absichtsloses, Bescheidenes und Liebenswürdiges gegeben. Die Hauptperson seiner Dialoge ist Sokrates, und um ihn gruppiren sich dann die übrigen, theils berühmte, theils minder bekannte Individuen. Durch die anmuthige Darstellung der Szenerie und die zwanglose Art sodann, mit welcher er die Sprechenden zusammenbringt, und von den Gegenständen des alltäglichen Lebens auf die Erörterung der wichtigsten Ideen führt, hat er über alle seine Erzeugnisse den erfrischenden, poetischen Schmelz hingehaucht, der uns allenthalben so einladend aus ihnen entgegenlächelt.

Zuerst die Ansichten Platon's über die Philosophie an und für sich. Es ist ihm nämlich, wie Hegel sagt, Philosophie das Wesen für den Menschen, sein höchstes Besitzthum. Jeder solle also darnach streben, in seinem Kreise ein Philosoph zu werden, welches Wort hier völlig gleichbedeutend mit „Weiser" genommen werden muß. Welche Menschen aber

---

derung derselben durchaus nicht als eine unfehlbare angesehen werden, indem andere namhafte Gelehrte sie wieder anders mitgetheilt haben. Wir verweisen in dieser Beziehung wißbegierige Leser besonders auf die trefflichen Schriften Stallbaum's und Ast's über Platon.

nannte Platon Philosophen? Diejenigen, welche die Wahrheit zu schauen begierig sind. Dieses Begierigsein auf das Schauen der Wahrheit, dieses Streben nach Erkenntniß forderte er von allen Menschen, und in einem berühmten Gleichniß*) hat er den Unterschied zwischen dem Besitz philosophischen Wissens und dem Mangel desselben glänzend beleuchtet. Stellt euch, spricht er, eine unterirdische, höhlenartige Wohnung vor, versehen mit einem langen Eingang, der sich gegen die Tageshelle öffnet, und durch den ein schwacher Lichtschimmer hereinfällt. Die Bewohner dieser Höhle sind angefesselt mit unbeweglichem Nacken, so daß sie nur den Hintergrund ihrer Wohnung zu schauen vermögen. In der Höhe, weit hinter ihrem Rücken, flammt eine Fackel, und in dem Zwischenraume zwischen ihnen und der Fackel steht eine niedrige Mauer, hinter welcher sich andere Menschen befinden. Diese ragen selbst nicht über die Mauer hervor, erheben aber über dieselbe mannigfache Bilder von Menschen und Thieren, bewegen dieselben bald so, bald anders, und sprechen jetzt dazu untereinander und schweigen jetzt. Die Schatten dieser Bilder fallen auf die gegenüberstehende Wand und werden also den Angeketteten sichtbar. Sie halten diese Schatten für wahre Wesen, und was Jene, welche die Puppen emporhalten, mit einander sprechen, halten sie für die Reden dieser Schatten. Gesetzt nun, es träte der Fall ein, daß einer der Gefesselten losgebunden und dem Lichte zugewendet würde, so daß er die Dinge in ihrer wahren Gestalt sähe, da würde er meinen, das, was er jetzt erschaue,

*) In seiner Schrift „über den Staat".

sei ein träumerischer Spuck, jene Schatten aber das Wirkliche. Und geschähe es, daß sie Jemand aus ihrem Kerker befreite und zur Tageshelle emporzöge, gewiß, sie würden den hassen, der sie aus ihrer Nacht befreit und ans Licht gezogen, sie würden ihn hassen als einen Menschen, der ihnen ihre Wahrheit genommen und ihnen dagegen nur Schmerzen und Schande zubereitet habe.

Dieses Gleichniß ist ebenso klar als schön, und bedarf deßwegen keines weitern Kommentars, nur darauf soll aufmerksam gemacht werden, welch' ein edler Stolz daraus hervorleuchtet.

Sehr wichtig ist, daß Platon bei seinen Untersuchungen über die Wissenschaft immer auf das praktische Leben reflektirt. In vielen seiner Dialoge, in denen einzelne Tugenden oder der Begriff der Tugend selbst bestimmt werden, ist es deutlich ausgesprochen, der Begriff der Tugend und der Wissenschaft seien so innig miteinander verbunden, daß sie schlechterdings nicht getrennt werden könnten. In der weitern Entwicklung dieser Ansicht kommt er dann zu der Lehre, „daß, wo Wissenschaft sei, da auch Sittlichkeit, da auch Einsicht in das Wahre gefunden werde," und „die wahre Wissenschaft sei nur die, in welcher das Thun zusammenfällt mit dem Wissen*)." Es kann nunmehr nicht befremden, daß Platon bei diesen Voraussetzungen dem Staat eine philosophische Einrichtung statuirte, und Niemand wird es Anmaßung nennen, wenn er forderte, die Lenker der Staatsgeschäfte sollen Philosophen sein, oder, was Eins und Dasselbe ist, die Lenkung der Staatsgeschäfte solle den Philosophen übertragen werden**). In seiner Schrift „über den

*) In seiner Schrift „über den Staat".

**) „Um diese Aeußerung Platon's zu beurtheilen, muß man wohl im Sinne haben, was unter Philosophie im platonischen Sinne, im Sinne der

Staat" hat sich Platon ausführlich über diese Forderung ausgesprochen, und dieselbe konsequent durch die innige Wechselwirkung zwischen Philosophie und Leben, welche er, wie schon gesagt, überall voraussetzt, begründet. Offen und ohne Scheu spricht er seine Ueberzeugung aus, daß, wenn entweder die Philosophen die Staaten regierten, oder aber die Könige und Regenten sich zur wahren Philoso-

---

damaligen Zeit verstanden, was zur Philosophie gerechnet wurde. Das Wort Philosophie hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen gehabt. Es gab eine Zeit, wo man einen Menschen, der nicht an Gespenster, nicht an den Teufel glaubte, einen Philosophen nannte. Wenn dergleichen Vorstellungen überhaupt vorbei sind, so fällt es keinem Menschen ein, Jemanden deßwegen einen Philosophen zu nennen. Die Engländer nennen das Philosophie, was wir experimentirende Physik, Chemie nennen; ein Philosoph ist da Jemand, der solche Versuche macht, theoretische Kenntniß der Chemie und des Maschinenwesens besitzt. Sprechen wir von platonischer Philosophie, und sehen, was darin gefaßt ist, so vermischt Philosophie sich hier mit dem Bewußtsein des Uebersinnlichen, das bei uns religiöses Bewußtsein; sie ist das Bewußtsein des an und für sich Wahrhaften und Rechten, das Bewußtsein und die Gültigkeit allgemeiner Zwecke im Staate. In der ganzen Geschichte von der Völkerwanderung an, wo die christliche Religion die allgemeine Religion wurde, hat es sich aber um nichts Anderes gehandelt, als das Bewußtsein des Uebersinnlichen, das übersinnliche Reich, was zunächst für sich gewesen ist, dieß an und für sich Allgemeine und Wahre auch in die Wirklichkeit einzubilden, die Wirklichkeit darnach zu bestimmen. Dieß ist das fernere Geschäft der Bildung überhaupt gewesen. Ein Staat, eine Regierung, eine Staatsverfassung moderner Zeit ist daher etwas ganz Anderes, hat eine ganz andere Grundlage, als ein Staat älterer Zeit, und besonders der Zeit, in welcher Platon lebte. Wir finden im Allgemeinen, daß damals die Griechen unzufrieden gewesen sind, und verdammt haben die demokratische Verfassung und den Zustand ihrer Zeit, der daraus hervorging, — ein Zustand, der dem Untergange dieser Verfassung vorherging. Alle Philosophen erklärten sich gegen die Demokratie der griechischen Staaten. Gerade in ihr müßte es sich am

phie erheben könnten, und so Herrschergewalt und Philosophie in Eins zusammenfiele, daß es dann für die Völker, ja für das menschliche Geschlecht überhaupt kein Uebel mehr geben würde. Im Verlauf dieser Untersuchungen kommt dann Platon auf die Differenz zwischen göttlicher und menschlicher Wissenschaft. Jene stellt er als ein Ideal auf, nach welchem der menschliche Geist zwar ringen könne und solle,

---

ehesten vom Besten des Staats handeln; es war aber zufällige Willkür, momentan korrigirt durch überwiegende Persönlichkeiten. Aristides, Themistokles, Mark-Aurel sind Virtuosen. Der Zweck des Staates, das allgemeine Beste ist ganz anders in unsern Staaten, als in älterer Zeit. Der gesetzliche Zustand, der Zustand der Gerichte, der Verfassung, des Geistes ist so fest in sich selbst, daß nur zu entscheiden bleibt für das Augenblickliche; es fragt sich, was und ob Etwas abhängig ist vom Individuum. Ein Beispiel, was ein Philosoph auf dem Throne bewirken konnte, wäre Mark-Aurel; es sind aber nur Privathandlungen von ihm anzuführen, das römische Reich ist dadurch nicht besser geworden. Friedrich II. (von Preußen) ist der philosophische König genannt worden. Er war König, und hat sich mit wolfischer Metaphysik und französischer Philosophie und Versen beschäftigt; er war so ein Philosoph nach seiner Zeit. Die Philosophie scheint eine besondere Privatsache seiner besondern Neigung gewesen zu sein, und davon unterschieden, daß er König war. Aber er ist auch ein philosophischer König in dem Sinne, daß er einen ganz allgemeinen Zweck, das Wohl, das Beste seines Staates sich selbst in seinen Handlungen und in allen Einrichtungen zum Prinzip gemacht hatte, gegen Traktate mit andern Staaten, gegen die partikularen Rechte in seinem Lande; diese hat er unterworfen dem an und für sich allgemeinen Zwecke. Wenn dann später so Etwas zur Sitte, zur Gewohnheit geworden ist: so heißen die folgenden Fürsten nicht mehr Philosophen, wenn auch dasselbe Prinzip vorhanden ist, und die Regierung, die Institutionen vornehmlich darauf gebaut sind. Das Resultat hiervon ist, daß, wenn Platon sagt, die Philosophen sollen regieren, er das Bestimmen des ganzen Zustandes durch allgemeine Prinzipe meinte." — Hegel, in der Gesch. d. Ph. Bd. II. S. 193.

das er aber nie vollkommen zu erreichen im Stande sei. Einzig und allein der Gottheit kommt Weisheit zu, den Menschen aber gehört die Philosophie.

Allen seinen Untersuchungen legte Platon das scharfe Hervorheben des Gegensatzes zwischen sinnlicher Wahrnehmung und reiner Erkenntniß zu Grunde. Sobald die Thätigkeit der Seele von der Thätigkeit und Stimmung der körperlichen Organe abhängig sei, vermögen wir nun und immer das wahre Wesen der Dinge aufzufassen. Als Beweis der Richtigkeit dieses Satzes stellte er den folgenden auf. Alles, was wir blos durch Vermittlung der Sinnesorgane erkennen oder vielmehr gewahren, ist in einer rastlosen Verwandlung, im unaufhörlichen Uebergang aus einem Zustand in einen andern begriffen, besitzt also nur wandelbare Eigenschaften, die uns über sein eigenthümliches Wesen keinen wirklichen Aufschluß zu geben im Stande sind. Unsere Seele aber, das reine, von der Mitwirkung der Sinnesorgane befreite und unabhängige, Nachdenken übend, ist im Stande, aus sich heraus Vorstellungen zu erschaffen, „in denen sie das unveränderliche, ungemischte, sich selbst ewig gleiche, übersinnliche Wesen des Wirklichen, das blos denkbar wahrhaft Seiende zu ihrer Anerkennung bringt*).“ Um daher das Wirkliche, Wahre, Göttliche zu erkennen, bedarf der Mensch blos seines Geistes. In ihm liegt schon alle Erkenntniß, er braucht sie blos zum Bewußtsein zu bringen. Hiernach läßt sich auch leicht begreifen, daß Platon behauptete, der Mensch könne nie etwas Neues lernen, denn Alles, was wir zu lernen glauben, sei nur eine Wiedererinnerung dessen, was wir schon längst wissen und besitzen. Das Denken ist nicht als eine Eigenschaft der Seele zu betrachten, die Seele selbst ist das Denkende.

*) E. Reinhold Lehrbuch d. Gesch. d. Ph. S. 110.

das Denken. Sie ist das ewig sich selbst Bewegende, und aus dieser ihrer Bestimmung folgt auch mit Nothwendigkeit ihre Unsterblichkeit. Das nämlich, was sich selbst bewegt, ist unvergänglich und unsterblich, während Alles, dessen Bewegung von einem andern Dinge herrührt, vergänglich und sterblich ist. Das sich selbst Bewegende hat seinen Anfang in sich selbst, und kann nie aufhören, sich zu bewegen, indem nur das sich zu bewegen aufhört, welches von einem Andern in Bewegung gesetzt wird. Aus dem Wesen des Denkens, aus seiner innern Freiheit folgert also Platon die Unsterblichkeit der Seele. Ihre Verbindung mit der Materie, mit der Körperlichkeit, schildert er uns in folgendem Mythos. Es gleicht die Seele, sagt er, der verbundenen Kraft eines Wagens und seines Lenkers. Die Rosse selbst und der Lenker sind gut und aus Gutem zusammengesetzt. Das uns beherrschende Wesen (der Lenker) leitet zuerst das Gespann. Nun ist eines der Pferde schön und gut, das andere aber von entgegengesetztem Wesen, wodurch die Lenkung sehr erschwert wird. Jede Seele bekümmert sich um Unbeseeltes, und wandert den ganzen Himmel durch, von einer Art in die andere übergehend. Wenn sie (die Seele) vollkommen und beschwingt ist, so denkt sie Erhabenes und ordnet die ganze Welt. Ihre Flügel aber sinken, sie senkt sich, bis sie etwas Festes erlangt hat. Also nimmt sie eine irdische Hülle an, die sich durch ihre Kraft bewegt, und das auf diese Weise verbundene Ganze heißt ein Lebendiges, eine Seele und ein Leib zusammengefügt, und dieß nennt man ein Sterbliches.

Unter Idee verstand Platon den allgemeinen Inhalt des Denkens.

Die Ideen sind von der Welt der Sinne durchaus getrennt, wirken aber bildend auf dieselbe ein. Es haben sich in Beziehung auf Platon's Ideenlehre viele beschränkte Vorstellungen verbreitet, welche dahin gehen, Platon habe unter Ideen

blos die idealen Begriffe des Guten, Schönen, Gerechten u. s. f. verstanden. Diese Auffassung ist eine durchaus unrichtige, indem Platon unabläßig sich bemühte, alle Weisen des wahren Seins in Begriffen d. h. in Ideen zu fixiren. Nicht nur das Vollkommenste, wie das Gute und Schöne, die Wissenschaft und die Gerechtigkeit, sondern auch das Unvollkommene, Böse und Ungerechte hat er als Ideen aufgefaßt. Ja sogar dem Sinnlichen und Werdenden vindizirt er die Idee. Es verhalten sich die Ideen zu den Erscheinungen der Sinnenwelt ganz wie Vorbilder sich zu Nachbildungen verhalten. Hier kommt nun wieder der Satz in Betrachtnahme: Alles Lernen ist ein bloßes Erinnern. Denn da uns die Auffassung der Gegenstände vermittelst der Sinnenwerkzeuge blos die Nachbildungen, nicht aber die ursprünglichen Vorbilder, die „urbildlichen Wesenheiten" erschauen läßt, so kann der menschliche Geist zur Erkenntniß jener ursprünglichen Wesenheiten nur durch Erinnerung gelangen. Ist er, auf die oben geschilderte Weise, aus seinem vormaligen vollkommenen Zustand heraus und mit dem Körper in Verbindung getreten, so befindet er sich anfangs in dem bewußtlosen Zustand der Kindheit, aus welchem er nach und nach zum Bewußtsein zu erwachen beginnt, indem vermittelst der Sinneswahrnehmungen die gleichartigen, ihm eingeborenen Vorstellungen der Ideen in ihm angeregt werden. Unterstützt er nun durch methodisches Nachdenken seine Erinnerungen, so gelangt er wieder zum Besitze seines ursprünglichen Eigenthums. Die einzelnen Ideen betrachtet nun Platon als Voraussetzungen, welche noch der Begründung und Rechtfertigung durch eine höhere Voraussetzung, oder, was dasselbe ist, durch eine höhere Idee bedürfen, bis der Geist, auf dem Wege der Forschung von einer Idee zur andern fortschreitend, zuletzt zu einer höchsten Idee gelange, welche er das Genugsame nennt, und die keiner Rechtfertigung durch eine höhere Voraussetzung oder Idee mehr bedarf.

Hiedurch werden wir zur Betrachtung der Idee der Gottheit geführt.

Die Ideen, diese Urgedanken, setzen einen lebendigen, geistigen Urquell voraus, welcher als der voraussetzungslose Grund aller Dinge die Welt der sinnlichen Erscheinungen bildet und ordnet, und vermittelst der Ideen den menschlichen Geist erleuchtet. Dieser Urquell, dieses Voraussetzungslose ist die göttliche Vernunft, die Gottheit. Platon definirt sie als das schlechthin Gute, aus welchem Wahrheit und Erkenntniß entspringen. Die Gottheit ist das Maß aller Dinge, umfaßt Anfang und Ende aller Dinge, und die Welt ist ein Bild, eine Aehnlichkeit Gottes, denn in der Idee der Gottheit ist die Gesammtheit der Ideen konzentrirt. Ueber die Beweise vom Dasein Gottes äußert Platon, daß sie völlig unnöthig wären, wenn in der Welt nicht allzu viele Vorurtheile herrschend wären. „Die Menschen," sagt er, „zieht eine Verwandtschaft zu den Göttern *), ein eingeborener Drang, an ihr Dasein zu glauben und sie zu verehren." Von diesem Standpunkt ausgehend, hielt er die Beweisführungen für das Dasein der Gottheit für unnütz, und begnügte sich damit, den wissenschaftlichen Atheismus in seiner Blöße zu zeigen und zu widerlegen. Die Gottheit offenbart sich 1) durch die Wahrheit und Wirklichkeit der Ideen, 2) durch die Ordnung und Schönheit der den Ideen gemäß geordneten und sichtbar gestalteten Welt, 3) durch das Walten einer weisen, gerechten und gütigen Vorsehung über alle Begebenheiten der

---

*) Man darf sich nicht irre machen lassen, wenn Platon von „Göttern" spricht, anstatt von „Gott." Er gebraucht, wie Sokrates, jenen Ausdruck einzig und allein der populären Haltung seiner Untersuchungen wegen.

Natur und über alle Angelegenheiten der Menschen*). Gott wird also nicht unmittelbar, sondern mittelbar in den Wirkungen seines Wesens erkannt, und in diesen Wirkungen wird er erkannt als der unbedingte, vollkommene und unvergleichliche Urheber und Beherrscher des Weltalls. Indem Platon die Gottheit als Gesammtheit der Ideen faßt, nennt er sie auch das Muster, dem ähnlich zu werden alles Menschliche streben soll. In dieser Beziehung stellt er die Gottheit sehr oft in den engverbundenen Begriffen des Guten und Schönen dar, welche zu erreichen er als das Ideal alles menschlichen Strebens bezeichnet. Dieses Streben nach dem, was gut und schön ist, verbindet die menschliche Natur mit der Gottheit; das ist die Liebe **). Es gibt aber zwei Arten der Liebe. Die

---

*) E. Reinhold, Lehrb. d. Gesch. d. Ph. S. 117.

**) Unter Platonischer Liebe ist demnach eigentlich das Streben nach dem Höhern, Reinen und Guten zu verstehen, welches Platon von jedem Menschen fordert, um dann, vermittelst dieses Strebens, wie seine Bestimmung verlangt, wahrhaft sittlich zu leben und zu wirken. Man nennt Platonische Liebe aber auch eine solche, welche zwei Personen beiderlei Geschlechts ohne sinnliche Vermischung durch das innigste Seelenband vereinigt. Wie innig und schön Platon über die Liebe dachte, hat er in folgendem Mythos ausgesprochen:

In der Urzeit lebten die beiden Geschlechter, die nun als Mann und Weib hinieden getrennt sind, im innigsten Seelenbund in einer gemeinschaftlichen Hülle als Zwitter, und erst später wurden sie als getrennte Geschlechter auf die Erde versetzt. Von ihrem vormaligen glücklichen Zustand blieb ihnen Nichts, als eine dunkle Erinnerung an die Seele, mit welcher sie einst im traulichsten Bunde einen Körper bewohnte. Unablässig sind sie nun bemüht, diese Seele hier auf Erden zu finden, um sich mit ihr wieder zu vereinigen. Sind nun die Seelen so glücklich, sich wiederzufinden, oder zu wähnen, sich wiedergefunden zu haben, dann erwacht in ihnen die heftigste Leidenschaft, die unnennbarste Sehnsucht, sich wieder mit einander zu vereinigen. Und das nennt man Liebe.

eine geht aus von dem Unähnlichen auf das Entgegengesetzte, von dem, was ein Bedürfniß fühlt, auf das, was dieses Bedürfniß befriedigen soll; hier bringt die Erfüllung des Begehrens die sinnliche Lust mit sich. Die andere Liebe aber geht aus von dem Aehnlichen auf das Aehnliche, und ist gerichtet auf das Gute und Göttliche, das wahre Maß aller Dinge. Die erstere Art der Liebe nennt Platon die linke; sie ist nur sinnliches Begehren, will nur die Lust des Liebenden, ist nicht die wahre Liebe. Die andere Art aber strebt nur dahin, das Gute und Schöne in der Seele des Liebenden zu erschaffen, und dadurch in Wahrheit Unsterblichkeit im Sterblichen zu erzeugen. Diese Liebe führt uns zur Gottähnlichkeit, sie ist die Liebe des Guten, und das Gute ist Gott. — Aus dem Streite Platon's gegen dichterische Vorstellungen von der Gottheit, gegen die Zersplitterung ihres Wesens in Vielgötterei, ging seine Verneinung aller sinnlichen Bestimmungen, alles Räumlichen und Zeitlichen in Beziehung auf die Gottheit hervor. Strenge verwarf er das Bestreben Homer's und der übrigen Dichter, der Gottheit menschliche Gesinnung und Handlungsweise beizulegen, und hauptsächlich deßwegen forderte er die Verbannung derartiger Poeten aus einem vollkommen eingerichteten Staat. Er stellte die Gottheit dar als gut, unbestechlich durch die Bitten und Opfer der Ungerechten, an dem Bösen nicht theilnehmend und durchaus das Böse nicht verursachend. Einsichtsvoll ist Gott in Allem, auf das Kleinste Bedacht nehmend, wie auf das Größte, Alles berücksichtigend aus gleicher Vorsorge.

Gott ist der unbedingte, vollkommene und unvergleichliche Urheber und Beherrscher des Weltalls, hieß es oben. Dieß führt uns zu Platon's Bestimmungen über Schöpfung und Einrichtung des Universums.

Ueber die ganze Natur, d. h. über die Nothwendigkeit und Aufeinanderfolge der physischen Ur-

sachen herrscht die Gesammtheit der Ideen d. i. die Gottheit mit vernünftiger Absichtlichkeit. Die Welt ist sichtbar und körperlich, ihr Dasein gehört also nicht in das Gebiet des Ewigen, Unveränderlichen. Sie ist entstanden, und daraus folgt, daß eine Ursache ihrer Entstehung vorhanden sein muß, indem alles Entstehende aus einer Ursache entspringen muß. Diese Ursache ist dem Platon nicht die selbstständige, instinktmäßige Wirksamkeit der Natur, diese Ursache ist ihm die Gottheit, welche „mit Vernunft alle Werke in der Natur vollbringt." Und weil Gott das Vollkommenste ist, so ist auch seine Schöpfung, die Welt, von allem Entstandenen das Vollkommenste. Damit sie die größtmögliche Aehnlichkeit mit ihrem Urbilde erhalte, wurde nur eine Welt hervorgebracht, und um sie auf den möglich höchsten Grad der Vollkommenheit zu erheben, stattete der Schöpfer den Körper der Welt mit einer vernünftigen Seele aus. Dieses ist die Weltseele. Denn damit die Welt, ihrem guten Urheber ähnlich, ebenfalls gut werde, mußte ihr Gott eine vernünftige Seele geben. Die Welt ist demnach ein lebendiges, vernunftbesitzendes, beseeltes Wesen durch Gottes Vorsorge. Ueber die Gestalt der Welt ist zu sagen, daß sie die kugelförmige ist, denn diese ist die vollkommenste. Ihre Bewegung ist die Kreisbewegung, denn diese weder vorwärts noch rückwärts schreitende, sich immer gleichbleibende, und dennoch nie stillstehende Art der Bewegung ist die vortrefflichste. Es umfaßt die Welt in ihrer Einheit die Gesammtheit alles dessen, was nach dem Vorbilde der ewigen Ideen von Gott erschaffen wurde. Sie enthält vier Gattungen lebendiger Wesen: 1) Das Geschlecht der himmlischen Gestirne*),

*) Sie werden von Platon göttliche Wesen und ein himmliches Geschlecht der Götter oder, um sie von dem ewigen Gott zu unterscheiden, sichtbare und gewordene Götter genannt. Ihre Körper läßt er meisten-

2) das Geschlecht der beschwingten, in der Luft lebenden, 3) das Geschlecht der im Wasser ihr Leben zubringenden, 4) das Geschlecht der auf dem festen Lande sich aufhaltenden Geschöpfe. Als etwas Entstandenem konnte Gott der Welt die Ewigkeit nicht mittheilen. Um sie aber ihrem Vorbilde möglichst ähnlich zu machen, erschuf er die Zeit, als ein Abbild der Ewigkeit. Sie ist eingetheilt in Tage und Nächte, Monate und Jahre, entstand zugleich mit dem Universum und wird zugleich mit demselben wieder aufgehoben werden. Diesen Untergang der Schöpfung stellt aber Platon als zweifelhaft hin, indem er in seinen Dialog Timäos dem Schöpfer die Aeußerung in den Mund legt, die Gestirne seien zwar als gewordene Wesen nicht unbedingt unsterblich, aber er werde sie, vermöge der Kraft seines Willens, niemals zerstören lassen, indem das im Universum so schön Zusammenstimmende nun und immer aufgelöst werden solle.

Merkwürdig sind die Vorstellungen und Bestimmungen unseres Weisen in Beziehung auf die Schöpfung und Organisation der lebendigen Einzelwesen.

Den himmlischen Gestirnen, als den von ihr selbst geschaffenen, sichtbaren Göttern, übertrug die Gottheit das Geschäft, die „Bildner und Ernährer" der drei übrigen Gattungen lebendiger Wesen zu werden, wobei sie die allbelebende Wirksamkeit des Weltschöpfers nachahmen sollten. Um diese Aufgabe zu Stande zu bringen, übergab er ihnen die vernunftbegabten, aus dem nämlichen, aber minder vollkommenen Stoffe, wie die Weltseele, gebildeten Menschenseelen. Als Hauptvermögen derselben nennt Pla-

---

theils aus Feuer sich bilden, damit sie so glänzend und schön, als möglich, zu schauen, und runde Gestalt legt er ihnen bei, der Gestalt des All vergleichbar. Ritter's Gesch. d. Ph. Bd. II, S. 365.

ton folgende drei: 1) Das Denkvermögen (τὸ λογιστικόν, τὸ θεῖον, τὸ ἀθάνατον τῆς ψυχῆς), 2) Muth und Zorn (ὁ θυμός καὶ τὸ θυμοειδές), 3) das sinnliche Begehrungsvermögen, (τὸ ἐπιθυμητικόν). Das erste hat seinen Sitz im Kopfe, das zweite zwischen dem Hals und dem Zwerchfell, das dritte zwischen dem Zwerchfell und dem Nabel. Die sichtbaren Götter bildeten unter der Leitung Gottes den sterblichen Leib und hauchten ihm eine Seele ein, welche der Sitz der Empfindungen, Affekte und Leidenschaften ist. Nun wird aber eine erste und zweite Geburt unterschieden. Bei der ersten Geburt wurde blos das männliche Individuum des menschlichen Geschlechts, als die vollkommenste Form der Einzelwesen überhaupt, jedoch geschlechtslos, geschaffen. Bei der zweiten Geburt werden sodann diejenigen Seelen, welche sich durch Vergehungen ein verschlimmertes Loos zugezogen, theils in menschlich weibliche Wesen, theils in Wasser- und Landthiere oder Vögel verwandelt. Mit dieser zweiten Geburt erhält der männliche Körper erst die Zeugungskraft und die zur Zeugung nöthige Organisation. Die Zahl der ursprünglich von der Gottheit geschaffenen Seelen vermehrt oder vermindert sich nie. Welcher Zustand aber tritt ein für die Seele nach erfolgtem Tode ihrer irdischen Hülle? Jede, noch mit Gebrechen behaftete Seele, spricht Platon, wird dann so lange durch Thierformen hindurchwandern müssen, bis sie zur Vernunfterkenntniß und Reinigkeit gelangt sein wird, wo sie dann in ihren uranfänglichen Zustand zurückkehrt. Uebrigens hat Platon von dem Loos der abgeschiedenen Seelen mancherlei Vorstellungen. An einigen Orten geht er in die hiehergehörenden Ideen der griechischen Mythologie ein, und erzählt von den Belohnungen der Guten und den Strafen der Bösen in der Unterwelt, an andern, der Seele, welche hienieden gerecht gelebt, werde ein glückseliges Loos in der Woh-

nung des ihr verwandten Gestirnes zu Theil werden. Endlich aber verheißt er den Seelen, welche auf Erden der wahren Erkenntniß sich zugewandt*), und darnach gestrebt haben, sich immer mehr und mehr von den Fesseln des Leibes zu befreien, ein körperloses Leben bei Gott, wo sie das Wahre schauen werden. Und in Beziehung auf diejenigen Seelen, welche die Erkenntniß haßten und verachteten, spricht er die Drohung aus, sie werden, auch nach dem Tode noch das Geistige fliehend, nach der Rückkehr in ihren abgestorbenen Körper strebend, als Schatten ihre Grüfte umschweben.

In seinen Betrachtungen über Welt und Mensch kommt Platon auch auf das Uebel, das Böse zu sprechen. Hier bemüht er sich sehr, die Meinung zu widerlegen, als sei das Böse auch auf Gott als den Urheber alles Seienden zurückzuführen. Er bestreitet aber die Meinung nicht, daß die geschaffenen Götter die Urheber des Uebels seien. Allein sie seien die Urheber des Bösen nur insofern, als es dem Guten ersprießlich sei, wo denn zwei Fälle angenommen werden können: Entweder gereicht nämlich das Böse dem Gerechten zum Guten, weil er der Gottheit wohlgefällig ist, und was ihm auch immer begegnen mag, zu seinem Heile dient, oder aber es ist eine Strafe, welche die Bösen bessern soll, und auch in diesem Fall hat es einen guten Zweck. Jedenfalls betrachtet Platon das Böse nur als eine Folge körperlicher Einwirkungen auf die Seele.

Wir gehen nun über auf die ethischen**) Grundsätze unseres Philosophen.

---

*) „Wahrhaft philosophirt haben," sagt er.

**) Ethisch (vom griechischen Wort ἔθος herkommend) ist, was sich auf Tugend- und Sittenlehre bezieht.

Geleitet von sokratischem Geiste, bestimmt Platon als das höchste Ziel des philosophischen Strebens die wahre, mit Vernünftigkeit verbundene Tugend oder die Erkenntniß und ihre Bethätigung im praktischen Leben. Auch nimmt er, wie Sokrates, an, die Unredlichkeit oder Unsittlichkeit werde immer verursacht durch Mangel an Erkenntniß. Ferner bestimmt er als das höchste Gut des Menschenlebens die Harmonie der Tugend mit dem durch sie erworbenen Wohlbefinden. Tugend ist ihm jener gesunde Zustand der Seele, welcher auf dem vollkommenen Einklang der drei Hauptvermögen der Seele beruht. Dem Denkvermögen (Vernunft) kommt es schlechthin zu, unser Inneres zu leiten, und als Werkzeug sollen ihm die Affekte des Muthes und Zornes dienen. Das sinnliche Begehrungsvermögen aber ist der Gegenstand, an dessen Beherrschung die beiden vorgenannten Seelenvermögen ihre Kraft üben, und es soll ihm nur so viel Thätigkeit erlaubt werden, als die Vernunft zur Fortdauer der körperlichen Existenz für nothwendig erkennt. Der menschliche Wille aber ist frei, setzt Platon ohne weitere Untersuchung über die Willensfreiheit voraus, es steht also bei ihm, die Vernunft oder das sinnliche Begehrungsvermögen in seinem Innern vorherrschen zu lassen. Ist das Letztere der Fall, so erfolgt eine Zerrüttung des Seelenlebens, die Kräfte der Seele stehen zu einander im ungesetzlichen, umgekehrten Verhältniß, und daraus geht Schlechtigkeit, moralisches Verderben hervor. Hier läßt sich Platon's Ansicht über die wahre Lust einschalten. Die Lust, sagt er, ist nicht blos ein Aufgehobensein der Unlust, als welches sie mehrere Philosophen definirten, sondern sie ist das Gefühl der Harmonie, welche in der Zusammensetzung unseres Lebens Statt findet. Platon unterscheidet zwischen unreiner und reiner Lust. Zu ersterer rechnet er die Befriedigung aller

körperlichen Begehrungen, und leitet ihre Unreinheit schon daraus ab, daß sie nur bei Befriedigung eines Bedürfnisses Lust gewähren. In diesen Lüsten ist keine wahre Lust, denn sie können je nach der zufälligen Stimmung des Körpers oder der Seele geradezu auch Unlust erregen. Wahre Lust dagegen gewähren die reinen Lüste, welche die Seele erfüllen, wenn sie sich einheimisch macht im Reiche der Einsicht und Tugend. — Nachdem Platon den Begriff der Tugend, wie oben gezeigt wurde, bestimmt hat, giebt er vier Hauptrichtungen derselben an. 1) die Weisheit (σοφία), 2) die Mäßigkeit (σωφροσύνη), 3) die Tapferkeit (ἀνδρία)*), 4) die Rechtlichkeit oder Gerechtigkeit (δικαιοσύνη). Die letztere ist das Ergebniß der drei vorhergenannten Gattungen der Tugend, und Platon gebraucht den Ausdruck „Gerechtigkeit" oft für Tugend überhaupt, indem keine Handlung tugendhaft sein könne, wenn sie nicht gerecht sei. Der Lebenszweck des Menschen ist das wahrhaft Gute, und demnach ist es für den sittlichen Menschen schlechthin nothwendig, das Wesen des Guten zu kennen. Das ist die Tugend der Weisheit. Diese lehrt uns die, von der Gottheit als Ideale der Vollkommenheit geoffenbarten, ewigen Ideen des Guten, Gerechten und Schönen erkennen. Diese Ideen sind uns aufgestellt als Musterbilder, welchen nachzueifern der Vorwurf unseres Lebens sein soll. Daraus ergibt sich, daß es die Bestimmung des Menschen ist, die Aehnlichkeit mit der Gottheit zu erstreben, denn Gott ist das Gute, und die nähere Annäherung an das Gute macht uns ihm ähnlich.

Jetzt zu Platon's Politik.

Die Alten vermochten die Gränzscheide, welche das Reich der Sittlichkeit von dem der philosophischen Rechtslehre trennt,

*) Daß die „Tapferkeit" nicht allein in militärischem Sinne verstanden werden darf, ist leicht einzusehen.

nicht zu erkennen. Deßwegen spricht auch Platon den Grundsatz aus, daß sich die Sittlichkeit eines Volkes nur im Staate vollkommen auszuprägen vermöge, ja er geht sogar so weit, zu sagen, nie werde der Mensch, möge er sich auch durch die Philosophie rein erhalten haben von jeder Ungerechtigkeit, zu dem Größten gelangen, wenn er nicht in einem gut eingerichteten Staate lebe, indem er blos dadurch theils seine eigene Ausbildung vollenden, theils seinen Mitbürgern nützlich werden könne. Es ist demnach Platon die Politik, d. i. Staatsverfassungs- und Gesetzgebungslehre ein integrirender Theil der Sittenlehre. Er hat in dieser Beziehung die zwei umfassendsten seiner Werke, „den Staat" (ἡ πολιτεία) und „die Gesetze" (οἱ νόμοι) geschrieben, worin er sich in ausführlicher Weise über die Einrichtung und Verwaltung eines vernünftigen Staates ausspricht. Als Ursache der Entstehung des Staates gibt er an das Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung und Hülfeleistung, als Zweck des Staates die Verwirklichung und Bethätigung der Gerechtigkeit und der aus ihr entspringenden wahren Glückseligkeit. — Die Grundlage der Einrichtung eines guten Staats ist die Scheidung seiner Bewohner in Klassen oder Stände. Es sei aber dabei sogleich bemerkt, daß Platon diese Scheidung der Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft nicht etwa in ägyptischem Sinne verlangt hat. In Aegypten war kein Uebergang aus einer Klasse in die andere möglich, Platon hingegen will, die Kinder sollen stets in den ihren Anlagen angemessenen Stand eintreten. Platon theilt nun die Bewohner eines vernünftigen Staates in drei Stände, welche den drei Hauptvermögen der Seele analog sind. Der erste Stand ist der der Herrscher, d. h. derer, welche die Funktionen der Gesetzgebung und Berathung handhaben, und denen die Wahrung

der Intereſſen des Ganzen zukommt; dieſem Stand entſpricht das Denkvermögen der Seele den zweiten Stand bilden die Krieger oder Wächter, denen die Vertheidigung des Gemeinweſens gegen äußere Feinde zukommt; es repräſentirt dieſer Stand die muthvollen Affekte der Seele. Dem dritten Stand, der gewerbtreibenden Klaſſe, liegt die Sorge für die phyſiſchen Bedürfniſſe ob, die Bebauung der Ländereien, Errichtung der Häuſer, Verfertigung der Kleider und Geräthe; dieſer dritte Stand verwirklicht im Staatsleben das ſinnliche Begehrungsvermögen der Seele. Sehr ſchön entwickelt Platon die Anſicht, daß, wenn jeder der drei Stände den ihm zugemeſſenen Beruf vollkommen erfülle, die Weisheit, die Tapferkeit, die Mäßigkeit und darum auch die Gerechtigkeit im Staate verwirklicht werde, und daß alſo der Staat gleichſam nur ein ſittliches Individuum ſei, durch welches die Idee des Guten, ſo weit als möglich, im wirklichen Leben zur Erſcheinung gebracht werde. — Ein Hauptmoment im platoniſchen Staat bildet das gänzliche Verwerfen des Prinzips der ſubjektiven Freiheit. Die Perſönlichkeit der Einzelnen, behauptet er, müſſe aufgehen in der Geſammtheit des Staates, und dieſe Behauptung führt er weiter aus, wie folgt. Die Wahl des Standes einer Perſon hängt nicht von deren willkürlichen Neigung ab, ſondern die Regenten weiſen Jedem nach ſorgfältiger Prüfung ſeiner Anlagen und Eigenſchaften ſeinen Beruf an, was unſerem Begriffe von perſönlicher Freiheit völlig entgegengeſetzt iſt. Hier mag eine gedrängte Andeutung der Grundſätze Platon's über den wichtigen Gegenſtand der Erziehung eingeſchaltet werden. Die in dem volkommenen Staate geborenen Kinder ſind Allen gemeinſam. Sie werden alſo ſogleich nach der Geburt in das Säugehaus gebracht, wohin die Mütter von

den, vom Staate aufgestellten, Kinderwärterinnen zu bestimmten Tageszeiten geführt werden, um die Kleinen zu stillen*). Sonst solle zwischen Müttern und Kindern keine Gemeinschaft geduldet werden. Bis zum dritten Jahre wird einzig und allein darauf gesehen, durch geeignete Spiele die körperliche Entwicklung zu befördern. Vom dritten Jahre an wird auch auf die Weckung und Anbauung der geistigen Anlagen Rücksicht genommen. Es sind für die Kinder gemeinschaftliche Versammlungsorte bestimmt, wo sie von Wärterinnen genau beaufsichtigt werden. Diese Wärterinnen stehen wieder unter der Kontrole solcher Frauen, die sich durch Frömmigkeit und Rechtschaffenheit auszeichnen. Die geistige Bildung vor dem sechsten Jahre besteht vornehmlich in Einprägung von Sentenzen und Erzählungen von Mährchen, wobei besonders darauf zu achten ist, daß das kindliche Gemüth nicht angefüllt werde mit falschen Vorstellungen über das Wesen der Gottheit, weßwegen auch die mythologischen Dichtungen Homer's und Hesiod's hiebei zu verwerfen sind. Körperliche Züchtigungen sind nur in äußersten Fällen zulässig, dagegen suche man das Gefühl der Ehre und Schaam frühe zu wecken. Im sechsten Jahre werden die beiden Geschlechter getrennt. Die Mädchen werden sodann zunächst zur Führung des Hauswesens erzogen; da aber, nach Platon's Bestimmung, auch die Frauen mit für das öffentliche Wohl zu sorgen haben, so sollen auch sie in männlichen Dingen, in Gymnastik, im Reiten, Schleudern, Ringen, im Gebrauche der Waffen und in der Musik unterrichtet werden. Für die Erziehung der männlichen Jugend werden von Platon mehrere Perioden festgesetzt. Die erste geht vom siebenten bis zum zehnten Jahre. In diesem Zeitraum soll besonders die

*) Wobei jedoch sorgfältig darauf geachtet werden solle, daß keine Mutter ihr Kind erkenne.

Gymnastik, welche in die Ringkunst und die Tanzkunst zerfällt, geübt werden. Vom elften bis zum dreizehnten Jahre wird besonders auf die Bildung durch Musik, worunter Platon hier die sittliche und ästhetische Vervollkommnung versteht, Rücksicht genommen. Sodann werden die Knaben auch im Lesen und Schreiben unterrichtet und mit gesetzlich erlaubten Dichtungen bekannt gemacht. Vom vierzehnten bis sechszehnten Jahre soll Musik in eigentlicher Bedeutung des Wortes der Hauptgegenstand der männlichen Studien sein. Vom sechszehnten Jahre wird Mathematik (Arithmetik, Geometrie, Astronomie) geübt. Und nun scheiden sich die Jünglinge, deren Anlagen sie fähig machen, dem ersten Stand im Staate, dem der Regenten, sich anzureihen, von den übrigen, minder fähigen, um in das Heiligthum der Philosophie eingeführt zu werden, deren Lehren sie würdig machen sollen, den Staat einst zu berathen und zu verwalten*). — Die Persönlichkeit des Einzelnen muß aufgehen in der Gesammtheit des Staates. Daraus folgt, daß Platon, wie das Prinzip der persönlichen Freiheit überhaupt, so auch das Prinzip des persönlichen Eigenthums aufgehoben hat. Keiner soll Privateigenthum besitzen. Alles gehört dem Staate, an dem Alle Antheil haben. Indem auf diese Weise Platon den Privatbesitz überhaupt unzulässig findet, statuirt er auch die Aufhebung der Ehe. Durch die Ehe verbindet sich nämlich eine Person mit der andern, als gegenseitiges, bleibendes Eigenthum. Dieß soll aber nicht sein. Durch die Ehe entsteht das Familienleben, die Familie

*) Wer sich über Platon's pädagogische Grundsätze ausführlich und gründlich belehren will, dem empfehlen wir die Lektüre der Darstellung der platonischen Pädagogik in dem trefflichen Werke: Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume von Friedrich Kramer. Elberfeld, 1832.

nichts Anderes, als erweiterte Persönlichkeit, und diese würde sich dann als Ganzes im Ganzen, als Staat im Staate geltend machen, was durchaus nicht zulässig ist. Daher sollen die Frauen vertheilt werden, in der Weise, wie die Kinder gemeinsam erzogen werden. Die auf gegenseitige Neigung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes fußende Verbindung von Mann und Weib verwirft demnach Platon völlig, und es ist leicht einzusehen, daß er durch die Aufhebung der Ehe das Wesen der weiblichen Natur gänzlich verkennt, und dem Weibe seine eigentliche Bestimmung, das Familien- und Mutterleben entzieht. Ueberhaupt hat sich Platon bei seiner Aufstellung des Ideals eines vollkommenen Staats großer Einseitigkeit und Härte schuldig gemacht. Er beachtet den naturgemäßen Zusammenhang des Privatlebens mit dem öffentlichen allzu wenig, und dann sind seine Vorschriften oft geradezu allem menschlichen Gefühle entgegengesetzt. Wer wird ihm z. B. beistimmen, wenn er verlangt, daß krüppelhaft geborene oder kranke Kinder ohne Weiteres ausgesetzt werden sollen? Ferner, wer wird es billigen, wenn er behauptet, die Verpflegung und Ernährung eines Kranken dürfe nicht gestattet werden, weil derselbe nicht im Stande sei, weder für sich, noch für Andere etwas Nützliches zu vollbringen? Auch ist jedenfalls seine Meinung zu verwerfen, bei der Einrichtung eines Staates dürfen Lügen und Täuschungen, wofern sie nöthig, gleichsam als Arzneimittel angewandt werden. Endlich zeugt es von naturwidriger Strenge, wenn er gebietet, der Mann solle blos vom 25.—35. Jahre Kinder zeugen, das Weib blos vom 16.—20. Jahre Kinder gebären, und hinzufügt, daß derjenige, welcher älter oder jünger Kinder zeuge, etwas Ungerechtes und Abscheuliches begehe*). — Was nun die Form betrifft, in welcher Platon

*) Platon giebt diese Bestimmung in der Schrift „über die Gesetze"; in seiner Schrift „über den Staat", ändert er sie insofern, daß er die

seinen Staat regiert sein lassen will, so glaubt er, daß die beste Regierungsform die aristokratische (im edelsten Sinne des Wortes) sei. Damit meint er eine Aristokratie*) der Weisen, der wahrhaft Philosophirenden, und diese kann entweder ins Leben treten als Monarchie oder als Aristokratie im engern Sinne. Ersterer, der Monarchie (*βασιλεία*) gibt er aber den Vorzug, wobei der in seinem Zeitalter gerade herrschend gewordene Ueberdruß der Griechen in Beziehung auf republikanische Formen nicht ohne Einfluß auf seine Ansicht geblieben ist. Das Königthum verlangt er deßwegen, weil immer nur wenige Menschen der höchsten Weisheit theilhaftig sind, und weil ein wahrhaft Weiser den Staat recht gut zu lenken weiß, ohne daß ihn Andere unterstützen. Es ist leicht einzusehen, daß sich Platon unter seinem König einen Menschen denkt, der mehr als Mensch ist. Aus der Monarchie entsteht auf dem Wege der Verschlechterung der Staatsverfassung die Aristokratie, aus dieser die Timokratie (*τιμοκρατία*), aus dieser die Oligarchie (*ὀλιγαρχία*), aus dieser die Volksherrschaft (*δημοκρατία*), und aus der Volksherrschaft endlich geht die Tyrannei (*τυραννὶς*) hervor, welche letztere die verabscheuungswürdigste aller Staatsformen ist. Platon zeigt uns hier unverholen eine streng aristokratische Gesinnung, die sich besonders in der scharfbegränzten Sonderung der Stände seines Staates ausspricht, welcher Sonderung zufolge der dritte Stand gänzlich von der Theilnahme der Staatsverwaltung ausgeschlossen bleibt**). Aber übersehe

---

Zeit der Zeugung beim Manne vom 30.—55. Jahre, beim Weibe vom 20.—40. festsetzt.

*) *ἀριστοκράτεια* bedeutet wörtlich „Herrschaft der Besten".

**) Hier ist noch insbesondere zu bemerken, daß Platon die Erziehung der Kinder des dritten Standes ganz dem Zufall überläßt, während die

man hier ja den wichtigen Punkt nicht, daß Platon nicht eine Aristokratie der Geburt, noch weniger eine Aristokratie des Geldes, sondern eine Aristokratie der Weisheit und Einsicht statuirt. Als Schlußstein seiner Bestimmungen über Staat und Gesetze ist die Ansicht zu betrachten, daß die göttliche Vernunft, wie für den einzelnen Menschen, so auch für den Staat die höchste gesetzgebende Gewalt sei, und daß der Zweck des Staates darin bestehe, das Reich der Tugend zu befördern und zu erweitern. —

Und so hätten wir denn die Grundzüge der Philosophie Platon's dargestellt. Es wird dem Leser bei Betrachtung der Leistungen dieses Weisen nicht entgehen, wie wohlverdient das Lob ist, womit wir den Abschnitt über den herrlichen Mann eröffnet. Wol ist seine Philosophie nicht frei von Mängeln, aber diese werden weit überwogen durch die glänzenden Vorzüge derselben. Mit inniger Verehrung und Liebe scheiden wir von einem Mann, der, erhaben über sein Zeitalter, seinen Forschungen die großartige Idee zu Grunde gelegt hat: Die Gottheit ist das ewige und unveränderliche Gute, die Welt ist das im Werden begriffene Gute, und die menschliche Seele ist es, durch welche und in welcher das Gute in der Welt verwirklicht werden soll.

Platon's Schule heißt die ältere Akademie, und erhielt, wie wir bereits oben angedeutet, diesen Namen, von dem Gebäude, in welchem ihr Stifter seine Lehren vorgetragen hatte.

Erziehung der Kinder der beiden obern Stände sorgfältig vom Staat besorgt wird.

Es treten zwar unter den Akademikern Männer von scharfem Verstande, tüchtiger Bildung und gediegener Einsicht hervor, allein sie begründeten keinen eigenthümlichen Fortschritt des philosophischen Wissens, weßwegen wir, da uns zudem nur unzulängliche, unsichere Fragmente ihrer Schriften gerettet worden sind, nur kurze Andeutungen über sie geben werden, wenn wir gleich nicht leugnen, daß sie sich durch Systematisirung und Ordnung der Lehren ihres Meisters ein unbestreitbares Verdienst erworben haben.

Nach Platon's Tod übernahm der Sohn seiner Schwester Potone,

Speusippos, das Lehramt in der Akademie. Von früher Jugend an von seinem Oheim unterrichtet und geleitet, verband er mit trefflichen Anlagen einen unermüdlichen Fleiß. Von seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit geben mehre Autoren des Alterthums rühmliches Zeugniß, und zwei derselben*) erzählen, Aristoteles habe seine Schriften um einen hohen Preis erkauft. Mit Speusippos begann die griechische Philosophie sich mit mehr Gelehrsamkeit zu umgeben, als bisher der Fall gewesen war, und die Art, in der von jetzt an das Lehramt in der Akademie verwaltet wurde, berechtigt uns zu dem Glauben, daß dieselbe jetzt als eine förmliche Bildungsanstalt für höhere Wissenschaft betrachtet wurde. Bemerkenswerth ist, daß Speusippos zuerst das Gemeinschaftliche in allen Wissenschaften nachgewiesen haben soll. Acht Jahre lang verwaltete er sein Lehramt. Ihm folgte

Xenokrates von Chalkedon. Geboren im Jahr 397 v. Chr. genoß er lange Zeit hindurch Platon's Unterricht, nachdem er Anfangs den Sokratiker Aeschines gehört hatte. Schnelle Fassungskraft und Anmuth des Geistes ging ihm ab, dagegen

*) Diog. Laertius, lib. IV, 5. Aul. Gellius noct. Attic. lib. III, 17.

erwähnen die Alten mit dem größten Lobe seine Anhänglichkeit an Platon (mit welchem er auch nach Sizilien reis'te), seinen hingebenden Eifer für die Philosophie, seinen unabläßigen Fleiß und die Strenge Beharrlichkeit und Sittlichkeit seines Charakters. Letztere zu besiegen, erzählt Diogenes Laertios, bot die berühmte Buhlerin Phryne einst alle ihre Reize auf. Aber Xenokrates blieb unerschütterlich, und Phryne ging verdrießlich von ihm mit der Aeußerung, er sei kein Mensch, sondern eine Bildsäule. Ebenso anerkannt war seine Rechtlichkeit. Einmal wurde er als Zeuge vor Gericht gefordert, und die Richter verlangten von ihm nicht den gebräuchlichen Eid, sondern erklärten sein Wort als hinlänglich gültig. Alexander der Große sandte ihm ein ansehnliches Geldgeschenk. Xenokrates nahm nur einen sehr unbedeutenden Theil an, um den König durch gänzliche Verwerfung des Geschenkes nicht zu beleidigen. Fünfundzwanzig Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, stand er der Akademie vor. Als Eigenthümlichkeit in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen ist zu erwähnen, daß er die platonische Lehre in mathematische Formen zu fassen suchte, wodurch er sich dem Pythagoräismus näherte. Die Seele nannte er eine sich selbst bewegende Zahl. Aus diesem seinem Versuche, philosophische Begriffe durch mathematische Formeln zu veranschaulichen, geht hervor, daß er dahin trachtete, Platon's Lehre von den Ideen mehr mit der sinnlichen Erkenntniß zu verbinden. Ihm folgte

Polemon von Athen. Er brachte seine Jugend in Lüsten und Ueppigkeit hin. Die Art seiner Besserung, den Moment der Umwandlung, erzählt uns ein römischer Schriftsteller*) folgendermassen. Polemon, ein in Schwelgerei versunkener athenienſischer Jüngling, erhob sich einst nicht nach Sonnenuntergang, sondern nach

*) Val. Maximus lib. VI, c. 9.

Sonnenaufgang vom Gelage, um nach Hause zurückzukehren. Im Vorbeigehen sah er die Thüre des Philosophen Xenokrates offen, und trat, wie er war, von Salben duftend, das Haupt bekränzt, das Gewand nachlässig und unordentlich umgeworfen, ohne Weiteres in die Wohnung des Weisen, um den bereits eine Schaar ernster und lernbegieriger Schüler versammelt war, und setzte sich mit leichtsinniger und spöttischer Miene nieder. Durch die ganze Versammlung ging ein Gemurmel des Unwillens ob solcher Unverschämtheit; Xenokrates aber behielt seine ruhige Fassung, ließ den Gegenstand, welchen er gerade behandelte, fallen, und fing an über die Bescheidenheit und Mäßigkeit zu sprechen. Polemon richtete, gleichsam unwillkürlich und gegen seinen Willen, seine Aufmerksamkeit auf den Vortrag des Weisen. Und so ward er davon ergriffen, daß er zuerst den Zecherkranz vom Haupte nahm, hernach seinen Körper anständig verhüllte und zuletzt die liederliche Schlemmermiene ablegte und eine ernste Haltung annahm. So gewaltig wirkte eine einzige Rede des Xenokrates auf ihn, ein so heilsames Arzneimittel war sie für ihn, daß er aus einem berüchtigten Schwelger ein großer Philosoph wurde. Nach Xenokrates Tode lehrte er in der Akademie, indem er hauptsächlich auf die Sittenlehre seine Bestrebungen richtete. Er sprach den Grundsatz aus: Man müsse der Natur gemäß leben, was freilich dem platonischen Lehrbegriff wesentlich entgegengesetzt war. Seiner Schriften wird von mehreren alten Schriftstellern*) rühmlichst erwähnt, sie sind aber verloren gegangen. Ihm folgte im Lehramt

Krates, der wie

Krantor, weniger selbstständigen Forschungen oblag, als vielmehr seine wissenschaftliche Thätigkeit der Auslegung und

*) Diog. Laertius, Suidas, Clemens Alexandrinus.

Dogmatisirung der Schriften Platon's widmete. Krantor's Ansehen war im Alterthume fest begründet, und besonders scheint er bei den Römern als Sittenlehrer in Ansehen gestanden zu haben*).

Mit Arkesilaos schlugen die Akademiker eine eigenthümlichere Art der wissenschaftlichen Forschung ein, deren Resultate wir später zu erwähnen Gelegenheit haben werden.

Zehntes Kapitel.

Aristoteles und seine Schule.

Aristoteles, „eines der reichsten und umfassendsten wissenschaftlichen Genie's, die je erschienen sind," wurde geboren im Jahre 384 vor Chr. zu Stageira, einer griechischen Kolonialstadt am strymonischen Meerbusen in Thrakien **). Von dem Namen seiner Geburtsstadt erhielt er die Bezeichnung Stageirit. Obgleich außerhalb Griechenlands geboren, ist er dennoch ein Grieche, weil, wie schon gesagt, Stageira eine griechische Kolonie war. Sein Vater hieß Nikomachos, seine Mutter Phästia. Ersterer führte seine Abkunft auf den Asklepias, den Gott der Arzneikunst, zurück, und Aristoteles erzählt, daß diesem Ursprunge seiner Familie gemäß Arzneikunde und physikalische Kenntnisse stets in derselben einheimisch gewesen seien. Nikomachos war Leibarzt des makedonischen Königs Amyntas, dessen Sohn, der kluge Philippos, der Vernichter der Freiheit Griechenlands. Noch als Knabe verlor Aristoteles beide Eltern. Proxenos, ein Verwandter des Verwaisten, nahm sich seiner an und ließ ihm eine wissen-

*) Cicero, quaest. Tuscul. lib. III. c. b. Horatius, eptstol. lib. t, epist. 2, v. 3 — 4.

**) Unter Thrakien verstand man damals den Landstrich im Norden von Makedonien, welcher östlich vom schwarzen, südlich vom ägäischen Meer und nördlich vom Hämus- (jetzt Balkan-) Gebirge begränzt wurde.

schaftliche Erziehung angedeihen. Aristoteles widmete ihm dafür sein ganzes Leben hindurch die innigste Dankbarkeit, ehrte sein Andenken durch Errichtung von Bildsäulen, und vergalt später seines Erziehers Wohlthaten in thatkräftiger Weise dadurch, daß er dessen Sohn Nikanor an Kindes Statt annahm, ihn sorgfältig auferzog und zuletzt zu seinem Erben einsetzte. Eine wenig beachtenswerthe Sage erzählt, Aristoteles habe in seiner Jugend nicht sehr ordentlich gelebt, sei nach Verschwendung des väterlichen Vermögens in den Krieg gezogen, und als ihm hier kein Glück erblühte, habe er einen Trödelhandel mit Arzneimitteln angefangen. Es ist dieß um so weniger glaublich, als er schon in seinem siebenzehnten Jahre nach Athen kam, um sich der Philosophie zu widmen. Diesen seinen Vorsatz führte er mit aller Energie eines starken Charakters aus. Sein Lehrer ward Platon, und zwanzig Jahre lang genoß er den Unterricht desselben, hatte also die beste Gelegenheit, die platonische Philosophie von Grund aus kennen zu lernen. Sein umfassender Genius aber duldete es nicht, daß er sich einzig und allein dem Studium Platon's widmete. Seine genaue Kenntniß der Naturwissenschaften, die er in seinen Schriften darlegt, berechtigt uns vollkommen zu der Annahme, daß er sich viel und ernstlich mit Physik beschäftigt habe. Auch ist die Muthmaßung gestattet, daß er die Wissenschaft der Medizin nicht unberücksichtigt gelassen, wenn gleich die Meinung, er habe sich in Athen auch mit medizinischer Praxis abgegeben, auf sehr unsicherm Grunde beruht. Sein unverwüstlicher Eifer, sich die Denkmale der ältern Philosophie und die Schätze der griechischen Nationalliteratur überhaupt zu eigen zu machen, geht deutlich daraus hervor, daß ihn Platon „den Leser" nannte. Was nun sein Verhältniß zu diesem betrifft, so sind darüber verschiedene vage Gerüchte schon im Alterthume im Umlauf gewesen und bis auf unsere Zeit gekommen. Es soll zwischen Lehrer und Schüler, besonders in den letzten Lebensjahren Platon's, eine

feindliche Spannung eingetreten sein, worüber viele, sich meist widersprechende, Anekdoten besonders durch Diogenes Laertios erzählt werden. Platon habe den Aristoteles nicht geliebt des Umstandes wegen, daß dieser die Unansehnlichkeit seines Aeußern durch allerlei Schmuck zu verschönern gesucht habe, was der streng philosophischen Denkungsart Platon's mißfällig gewesen sei. Auch sei ihm die Neigung seines Schülers zum Sarkasmus anstößig gewesen, und er habe ihn aus diesen Gründen von seinem vertrauten Umgang ausgeschlossen. Darüber ungehalten, habe Aristoteles seinerseits bei altershalber geschwächten Geistesgaben seines Lehrers diesen durch streitsüchtiges Wesen dahingebracht, daß er sich aus der Akademie zurückzog, bei welcher Gelegenheit er den Aristoteles mit einem Füllen verglichen habe, welches gegen seine Mutter ausschlage. Sodann glaubt man in den Schriften des Aristoteles selbst Beweise von Undankbarkeit gegen seinen Lehrer finden zu können, indem er denselben um vieler seiner Ansichten willen mit herber Strenge tadelt. Hiebei vergißt man aber, daß dieses völlig auf Rechnung der Verschiedenheit platonischer und aristotelischer Philosophie gesetzt werden muß. Auch darin glaubte man einen Beweis von der Entzweiung Platon's und Aristoteles gefunden zu haben, daß nicht dieser, sondern Speusippos, der Nachfolger Platon's, auf dem Lehrstuhl der Akademie wurde. Allein auch hiebei übersieht man, daß Aristoteles bei der selbständigen Weise seiner Forschungen nicht wohl geeignet war, die platonische Philosophie in der Akademie zu repräsentiren, und daß hiezu Speusippos bei seinem beharrlichen Festhalten der Denkweise seines Oheims weitaus geeigneter war. Indessen soll dennoch Aristoteles, aus Verdruß darüber, das Lehramt in der Akademie nicht zu erhalten, nach Platon's Tod Athen verlassen haben. Er hatte als Mitschüler den Hermeias, Beherrscher von Atarnea und Assos in Mysien, kennen und lieben lernen. Zu diesem begab er sich, und lebte drei Jahre hindurch mit dem

philosophirenden Fürsten in vertrauter Freundschaft. Da wurden aber die Besitzungen des Hermeias von den Persern weggenommen, der Fürst selbst gefangen, und an den Perserkönig Artarerxes gesandt, der ihn sofort kreuzigen ließ. Aristoteles befürchtete ein ähnliches Geschick, und entfloh deßhalb mit der Schwester seines unglücklichen Freundes nach Mitylene, wo er das schutzlose Weib heiratete. Sie gebar ihm eine Tochter. Dem Hermeias aber errichtete er nachmals zu Delphi eine Denksäule. Indessen blieb er nicht lange in Mitylene, denn bald erhielt er von dem König Philippos von Makedonien einen Ruf als Erzieher seines Sohnes Alexanders, der später das makedonische Weltreich gründete. Daß Aristoteles schon damals eines ausgebreiteten wissenschaftlichen Rufes genossen habe, bezeugt der Brief, welchen Philippos in dieser Angelegenheit an ihn sandte, und welcher also lautet: „König Philippos von Makedonien entbietet dem Aristoteles seinen Gruß. Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden, und ich danke den Göttern, nicht so fast deßwegen, weil sie ihn mir gegeben, als vielmehr deßwegen, weil sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, du wirst einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und die Makedonier zu beherrschen.“ Aristoteles folgte dem Rufe, und gewann sich in kurzer Zeit die Gunst des makedonischen Königs, der auch auf seine Bitte die Wiedererbauung seiner zerstörten Vaterstadt Stageira bewilligte. Daß er seiner Pflicht als Erzieher vollkommen Genüge geleistet, beweist aufs glänzendste das ruhmvolle Betragen seines Zöglings in den ersten Jahren seiner Regierung, als ihn Schmeichelei und Uebermuth noch nicht verdorben hatten. Einen Beweis, wie tief Aristoteles seinen königlichen Zögling in die Geheimnisse der höhern Wissenschaft eingeweiht, liefert ein späterer Brief des Letztern, worin er seinen ehemaligen Lehrer tadelt, „daß er die Wissenschaften, die sie beide zusammen getrieben, dem gemeinen Haufen bekannt gemacht habe.“ Einer

der alten Biographen des Aristoteles, Ammonios nämlich, berichtet, daß der Weise seinem Zögling auf einem Theil seiner Eroberungszüge gefolgt sei, und hievon die beträchtlichste Ausbeute in naturhistorischen Schätzen nach Athen zurückgebracht habe. Diese Angabe ist indessen allzuwenig beglaubigt, um als wahr angenommen zu werden. Besser begründet sind folgende Angaben des Römers Plinius und anderer Autoren, welche uns berichten, Alexander habe sich auf seinem Eroberungszuge in Asien unablässig auch auf die Wissenschaft Rücksicht genommen, indem er die Veranstaltung getroffen, daß seinem vormaligen Erzieher Alles, was aus dem Thier- und Pflanzenreich in Asien Neues vorgefunden wurde, entweder in Natur oder in getreuer Abbildung zugesandt wurde. In dieser Beziehung habe Alexander besonders den Aufsehern der Thiergärten, Vogelhäuser und Fischteiche der königlichen Anlagen des eroberten Perserreiches anbefohlen, alle merkwürdigen Gegenstände aus diesen Bereichen dem Aristoteles zu übermachen. Dadurch sei der letztere sodann in den Stand gesetzt worden, der Vater der Naturgeschichte zu werden. — Nach Alexanders Thronbesteigung verweilte Aristoteles noch an seinem Hofe, bis der König hinüberzog nach Asien, worauf er nach Athen zurückkehrte. Hier eröffnete er nun eine philosophische Schule im Lykeion (Lyceum) während die Platoniker in der Akademie, die Kyniker im Kynosarges lehrten. Die aristotelische Schule erhielt den Namen der peripatetischen, entweder von den Spaziergängen *(περίπατοι)* in der Umgebung des Lykeion, oder von dem Umstande, daß Aristoteles im Hin- und Herwandeln *(περιπατεῖν)* mit seinen Schülern zu philosophiren pflegte. Die Zahl dieser Schüler ward bald eine sehr bedeutende, und wir können aus dem Umstande, daß sich die geistreichsten Männer darunter befanden, schließen, daß die Schule des Aristoteles den ersten Rang unter den Philosophenschulen seiner Zeit behauptet habe. In den Kreis seiner Betrachtungen zog Aristoteles, außer der

Philosophie, auch die Gegenstände allgemeiner Bildung, und unter diesen vornehmlich die Redekunst. Er soll unter seinen Schülern zwei Klassen unterschieden haben. Die erstere weihte er Morgens in die tiefern philosophischen Wissenschaften ein, welche als die akroamatischen oder esoterischen, d. h. streng-wissenschaftlichen Studien bezeichnet wurden, vor der zweiten hielt er Abends gemeinfaßliche Vorträge, welche exoterische (äußerliche) Untersuchungen genannt wurden, und mehr das praktische Leben zu ihrem Vorwurfe hatten. In dieser Weise lehrend, und aller Wahrscheinlichkeit nach im nämlichen Zeitraum auch den größten Theil seiner Werke verfassend, lebte Aristoteles dreizehn Jahre lang zu Athen, während welcher Zeit er fortwährend durch Alexander von Asien aus wissenschaftliche und pekuniäre *) Hülfsmittel bezog. Gegen das Ende der Lebenszeit des großen Königs sei aber sein Erzieher bei ihm in Ungnade gefallen, weil Kallisthenes, der vertraute Schüler des Weisen, welchen dieser dem König zum Begleiter mitgegeben hatte, ohne Scheu die nachtheilige Umwandlung der Sitten Alexanders getadelt habe. Indessen war Alexander doch immer noch ein großer Schutz für Aristoteles gegen seine Gegner in Athen, deren er, wie jeder große Genius, natürlich mehr als genug hatte. Diese seine Gegner traten auch sogleich nach Alexander's Tode offen mit ihrer feindseligen Gesinnung hervor. Die Athener hofften nämlich nach des großen Eroberers Hingang ihre Freiheit wieder erlangen und das makedonische Joch abschütteln zu können. Hiebei wußten es die Gegner des Aristoteles schlau einzurichten, daß der Philosoph, als Freund des Königs Philippos und als Erzieher Alexander's, den Athenienfern verdächtig wurde. Doch führte diese Verdächtigung noch nicht zur thatsächlichen Verfolgung gegen den Weisen. Deß-

*) Er soll von Alexander 800 Talente als Belohnung seiner Verdienste erhalten haben. Ein attisches Talent betrug 2060 Gulden.

wegen traten seine Gegner sofort gegen ihn auf mit der Anklage des Atheismus. Aristoteles entfloh dem ausbrechenden Sturme, indem er, auf den Ausgang des Sokrates anspielend, äußerte, er wolle den Athenienfern ein zweites Verbrechen an der Philosophie ersparen. Er ging, von den meisten seiner Schüler begleitet, nach Chalkis auf der Insel Euböa (jetzt Negroponte), wo er mütterlicherseits Verwandte besaß. Dort starb er bald darauf, im Jahr 322 v. Chr., und zwar, wie Einige wollen, an Gift, das er genommen, als er von dem Aeropag der erwähnten Anklage wegen nach Athen gefordert worden war. Ein wohl glaubhafterer Schriftsteller des Alterthums, Apollodoros, läßt ihn eines natürlichen Todes sterben. Er hinterließ zwei Kinder, eine Tochter Pythias, von seiner ersten Gattin, einen Sohn, Nikomachos, von seiner zweiten.

Dieß ist die Lebensgeschichte „eines Philosophen von so großem Ruhme, wie er beinahe keinem zu Theil geworden ist*)." Ueber seinen Charakter wurden viele nachtheilige Gerüchte verbreitet, allein es sind dieß eben Gerüchte, welche keinen hinreichenden Grund an die Hand geben, ihn, wie Ritter sagt, einer niedrigen Denkungsart zu beschuldigen, wenn schon nicht geleugnet werden kann, daß er einen allzu hohen Grad von Ehrgeiz besessen, und mehrmals sein Benehmen der Geradheit ermangelte. Als Philosoph gibt er sich durchgehends als einen „ruhigen, nüchternen" Erforscher der Wahrheit. In seinem ganzen Wesen zeigt sich eine unbegränzte Liebe zu den Wissenschaften, und in seine rein wissenschaftlichen Bestrebungen vertieft, beachtete er auch das politische Leben weniger aufmerksam als z. B. Platon gethan.

---

*) Philosophi ad tantam famam elati, quantam consecutus et fere nemo. *Bruckerus*, hist. crit. phil. tom. I, pag. 793.

Was seine Schriften betrifft, so ist darüber etwa Folgendes zu sagen. Aristoteles, soll, wie die Alten erzählen, bei seinen Lebzeiten keines, oder doch nur wenige, seiner Werke, bekannt gemacht haben. Er hinterließ sie nebst seiner Bibliothek seinem Schüler Theophrastos. Dieser vermachte sie dem Neleus, und die Erben des Letztern vergruben diese literarischen Schätze um sie vor den Händen der Könige von Pergamus, welche kein Mittel verschmähten, ihre reiche Bibliothek zu vermehren, in einem Keller, wo sie hundert und dreißig Jahre lang vergessen lagen, und sehr durch Würmer und Feuchtigkeit litten. Nach vielen Nachforschungen wurden sie von den Nachkommen des Theophrastos wieder aufgefunden, und an einen gewissen Apellikon aus Teos verkauft, der das, was an ihnen verdorben war, wieder herstellte, so gut es gehen mochte. Nach Apellikon's Tode eroberten die Römer, unter Sulla's Führung, Athen, und unter der weggeführten Beute befanden sich auch die aristotelischen Manuskripte, welche man damals in Rom noch nicht zu schätzen wußte. Endlich wurden sie durch einen Griechen, Tyrannion, bekannt gemacht, hatten aber dann das unglückliche Schicksal, von den römischen Buchhändlern unwissenden Abschreibern*) in die Hände gegeben zu werden, wodurch sich eine Menge von Korruptionen in den Text einschlich. Daher schreibt es sich, daß viele Werke des Aristoteles so lückenhaft und unvollständig sind. Indessen darf man annehmen, daß uns mehrere seiner Hauptwerke unverletzt erhalten worden sind. Sehr zu beklagen ist der Verlust seiner „Politien", in welchen er 158 Staats- und Gesetzverfassungen des Alterthums abgehandelt hat. Es zerfallen die aristotelischen Werke in Schriften über: Logik, Metaphysik, Psychologie, Physiognomik, Rhe-

*) Damals ließen die Buchhändler ihre Verlagswerke abschreiben, wie jetzt drucken.

torik, Poesie, Ethik, Politik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Oekonomik und Geschichte, woraus leicht zu ersehen ist, wie vielseitig und umfassend der Genius dieses Mannes gewesen. Im Drucke erschienen die aristotelischen Werke zuerst zu Venedig im Jahre 1493, besorgt durch Aldinus. Seitdem wurden sie vielfach gedruckt und kommentirt. Eine treffliche Ausgabe veranstaltete in neuester Zeit die Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Wie wir den Platon bei Darstellung seines Systems zuerst über das Wesen der Philosophie an und für sich haben sprechen lassen, so wollen wir auch hier den Anfang machen mit den Bestimmungen des Aristoteles über die Philosophie. Philosophie, sagt er, ist das Wissen der Wahrheit. Ohne Untersuchung der Ursachen der Dinge, vermögen wir aber die Wahrheit nicht zu erkennen, daher ist die Philosophie die Wissenschaft der Prinzipien und Ursachen aller Dinge. Ueber die Würde und den Werth der Philosophie äußert er sich folgendermaßen: Man hat zu philosphiren angefangen, um der Unwissenheit zu entfliehen, und Erkenntniß zu erlangen, keineswegs um des Nutzens oder des Gebrauchs willen, was sich sogar aus dem äußerlichen Gange der Philosophie beweisen läßt. Erst dann nämlich, als man sich mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten, die zum Leben gehören, versehen hatte, fing man an, nach wissenschaftlicher Erkenntniß zu streben, und daraus folgt, daß die Erkenntniß um der Erkenntniß willen gesucht wurde. Und wie wir einen Mann, der lediglich um seiner selbst willen, nicht um eines Andern willen ist, einen freien Mann nennen, so dürfen wir auch die Philosophie die einzig freie Wissenschaft nennen, weil

sie nicht um anderer Wissenschaften willen, sondern um ihrer selbst willen ist. Weil aber die menschliche Natur in vielfacher Beziehung unfrei, die Philosophie aber frei ist, so kann sie nicht im Besitz des Menschen sein, sondern sie ist Eigenthum der Gottheit. Denn Gott wird gehalten für die Ursache aller Dinge, und darum besitzt er auch die höchste Wissenschaft einzig und allein, oder doch am Vollkommensten. Dadurch aber soll sich der Mensch nicht abschrecken lassen, nach den ihm verliehenen Kräften nach Erlangung dieses höchsten Gutes zu streben. Beizufügen ist noch, daß Aristoteles geäußert, für nothwendiger, als die Philosophie, könne man wol andere Wissenschaften halten, keine aber für vortrefflicher.

Die zerstreuten Aeußerungen des Aristoteles über die Eintheilung der Philosophie lassen erkennen, daß er einerseits einen Gegensatz zwischen theoretischem und praktischem Wissen annimmt, andererseits die, seitdem im Alterthum gebräuchliche, Eintheilung der Philosophie in Logik, Physik und Ethik beliebt hat. Letzterer Eintheilung werden auch wir folgen.

Unter Logik verstand Aristoteles durchaus nicht blos die Lehre von den Denk- und Sprechformen, sondern auch die Metaphysik oder die Lehre von dem Seienden als Seienden. Er nennt diese Lehre anderwärts auch Theologie, weil Gott das schlechthin Seiende, das Absolute ist. Diesem Theil der Logik läßt er indessen die analytischen Untersuchungen seines sogenannten Organon vorgehen, welche sich mehr dem jetzt gäng und geben Begriffe der Logik nähern. — Aristoteles vindizirt der Sphäre der Sinnlichkeit drei verschiedene Weisen der Wahrnehmung, indem er die den einzelnen Sinnen eigenthümlichen und die allen

Sinnen gemeinschaftlichen, sodann die unmittelbaren und die mittelbaren Wahrnehmungen unterscheidet. Als gemeinschaftliche Wahrnehmungen der Sinne bezeichnet er die der Figur, Größe, Zahl, Bewegung und Ruhe. In seinem unmittelbaren Wirkungskreise ist keiner der Sinne irgend einer Täuschung, oder doch höchstens einer sehr unbedeutenden unterworfen, aber dadurch entstehen grobe Sinnestäuschungen, daß wir oft etwas mittelbar wahrzunehmen glauben, was sich den Sinnen durchaus nicht unmittelbar zeigt. Dem Anschauungsvermögen schließt sich die Einbildungskraft enge an, und es ist die letztere die Fähigkeit, die Vorstellungen der Gegenstände, die uns durch sinnliche Anschauung oder Empfindung bekannt worden sind, festzuhalten und sie nach Willkühr vor die Seele zu rufen, auch dann, wenn diese Gegenstände nicht gerade auf die Sinne einwirken. Man kann die Thätigkeit der Einbildungskraft allerdings als ein Erinnern bezeichnen, indem das unserer Seele durch sie vergegenwärtigte Bild früher durch die Sinnesorgane uns bekannt geworden ist. Dieses Erinnern vermag uns aber nur das sinnlich Wahrnehmbare unmittelbar zu vergegenwärtigen, das Denkbare aber, d. h. das vermittelst des Begriffes Erkennbare, blos mittelbar. Die denkbaren Formen der Dinge sind die Begriffe (τὰ νοήματα). Wenn sich diese auf der einen Seite von sinnlich wahrnehmbaren Formen sehr unterscheiden, so stehen sie auf der andern wieder mit denselben in engem Zusammenhang, denn wir vermögen ohne anschauliche Bilder nicht zu denken, und nur die sinnlichen Wahrnehmungen begründen unsere geistige Auffassung und Erkenntniß. Es tritt hier und im fernern Verlaufe dieser Untersuchungen Aristoteles in einen schroffen Gegensatz zu der Ideenlehre Platon's. Er vergleicht die menschliche Seele, bevor sie im Denken sich bethätigt hat, und also noch keine Begriffe

sondern blos die Kraft besitzt, sich dieselben zu verschaffen, mit einer unbeschriebenen Tafel. Keineswegs wohnen ihr die Begriffe ursprünglich inne. Ihre Anlage dieselben aufzunehmen, wird angeregt durch den unwandelbaren absoluten Verstand, und dieser ist der göttliche. Indem wir nun unsere, durch den göttlichen Verstand angeregte, Seelenvermögen methodisch gebrauchen, erheben wir uns aus der bloßen empirischen (Erfahrungs=) Erkenntniß zur wissenschaftlichen. Diese lehrt uns aus dem Besondern das Allgemeine erkennen und das Wirkliche und das Nothwendige an den Dingen von dem Nichtwirklichen und Zufälligen unterscheiden. Hier ist nun die Schlußlehre (Syllogistik) des Aristoteles zu erwähnen. Die wissenschaftliche Erkenntniß wird nämlich hervorgebracht durch den Gebrauch des Schlusses oder der mittelbaren Folgerung. Hiebei kann man ein doppeltes Verfahren beobachten, indem man entweder das Allgemeine aus dem Besondern, oder in dem andern Falle das Besondere aus dem Allgemeinen ableitet. Das erste Verfahren ist der Schluß durch Induktion, das zweite der Schluß durch Deduktion, und wir gehen bei unsern Schlüssen einestheils von unmittelbar gewissen, schlechthin wahren Sätzen, anderntheils von solchen Behauptungen aus, die entweder allen Menschen oder doch den einsichtvollsten wahr zu sein scheinen. — Den höchsten Rang unter allen Gebieten der Wissenschaft behauptet die thoretische Philosophie, denn sie ist es, welche sich mit dem Urzusammenhang aller Dinge beschäftigt. Sie würde aber um dieser ihrer Aufgabe willen, mit den Untersuchungen, welche der Physik zukommen, Eins und dasselbe sein, im Falle es außer der körperlichen Wesenheiten nicht eine höhere Wesenheit gäbe, welche über die sinnliche Wahrnehmung erhaben ist. Mit dieser beschäftigt sich die Lehre von dem Seienden als Seienden, welche, wie wir oben gesehen, Aristo=

teles auch mit dem Namen Theologie (θεολογικὴ φιλοσοφία) bezeichnet*). Von hohem wissenschaftlichen Interesse ist seine Behandlung dieses Problems, ihre ausführlichere Auseinandersetzung würde sich aber mit unserer vorliegenden Aufgabe nicht wohl vertragen, und für unsern Zweck genügt es, zu sagen, daß Aristoteles vermittelst seiner Untersuchungen über den Kausalzusammenhang der Dinge zu folgenden Resultaten gelangte: Es muß nothwendigerweise eine oberste und einzige Grundursache aller Dinge geben. In der Aufeinanderfolge der Ursachen der Dinge ist nämlich eine jede von einer höhern abhängig, es würde also, ohne die Existenz einer Grundursache, blos Mittelursachen, d. h. keine wahren Ursachen geben. Auch würde, wenn es nach oben hin keine Grundursache gäbe, die Reihenfolge des einander Bedingenden nach unten hin bis ins Unendliche fortgehen. Diese Grundursache nun ist die unwandelbare, uebersinnliche und ewige Wahrheit, der wirkende Urgrund aller Veränderungen des Seins, der in reiner Wirklichkeit und Thätigkeit ist, das schlechthin Nothwendige, von welchem der Himmel und die Natur abhängt und ohne welchen das Gute nicht existiren kann — die Gottheit. Sie besitzt die vollkommenste Glückseligkeit, welche wiederum in einer ewig vernünftigen Wirksamkeit besteht. Und diese Wirksamkeit ist das vollkommenste ewige Leben, oder — Gott ist die Wirksamkeit und das ewige Leben.

---

*) Die Lehre von dem Seienden als solchem, die theoretische Philosophie, erhielt in späterer Zeit den Namen Metaphysik, zufolge dem Titel der Schrift des Aristoteles τὰ μετὰ τὰ φυσικά (das über dem Sinnlichen), in welcher er diese Untersuchungen niedergelegt hat. Siehe E. Reinholds Gesch. d. Phil. S. 151, welchem Werke wir hier hauptsächlich folgen.

Die Physik hat es, nach Aristoteles Bestimmung, nicht mit einem ewigen und unveränderlichen Gegenstand zu thun, sondern mit dem, was möglicher Weise im Werden und in der Veränderung ist. Daher gehört sie, wie er sagt, mehr der unsichern Meinung, als der Wissenschaft an. Seine Untersuchungen über Physik (Naturphilosophie) hat er in einer Reihe von Werken niedergelegt. Es hat diese Wissenschaft die Körper und Größen, ihre Beschaffenheit, wie auch die Weise ihrer Entstehung, zu ihrem Vorwurf. Den Unterschied zwischen den Werken der Natur und den Werken der Kunst bestimmt er dahin, daß die erstere den Keim und den Trieb ihrer Veränderungen in sich selbst tragen, während die letztern ihre Entstehung sowol, als ihre Veränderungen lediglich einer Einwirkung von Außen her verdanken. Daraus ergibt sich der Begriff der Natur als einer Wesenheit desjenigen, was den Keim seiner Veränderungen an und für sich in sich selbst hat. Sind aber demnach Natur und Kunst in einer Weise verschieden, so sind sie sich in einer andern auch wieder ähnlich, weil auch beim ursachlichen Verlauf der Natur, wie in der Kunst, der Zweck die oberste Leitung übernimmt. In der Natur herrscht also vor Allem Zweckmäßigkeit und die Nothwendigkeit steht zu derselben in einem untergeordneten Verhältniß; die Nothwendigkeit liegt in dem Stoff, der Zweck in der Form. Auf die Bestimmung dieser beiden Begriffe, auf den des Zweckes und den der Nothwendigkeit, kommt es in der Idee der Natur vorzüglich an. Als Ergebnisse der weitern Forschungen des Aristoteles über Physik, lassen sich folgende bezeichnen. Es gibt drei Arten von Wesenheiten 1) beweglich-vergängliche, wie die Thiere, 2) beweglich-ewige, wie der Himmel, 3) unbeweglich-ewige. Diese letztern Wesenheiten bestimmt Aristoteles als die Quelle aller Bewegung in der Natur. Ueber sie herrscht ein

ewig gleiches Wesen, in reinster Intelligenz, welches zu seiner Wirksamkeit der Beihülfe einer andern Wesenheit nicht bedarf. Dieß ist die Gottheit. Unmittelbar erstreckt sich ihre Thätigkeit blos auf den Himmel, welcher von vollkommnerer und göttlicherer Art ist, als die übrigen Körper. Ihm ähnlich an höherer Vollkommenheit sind die Sterne, verdanken aber ihre Bewegung ebenfalls der obersten Wesenheit. Im Mittelpunkte des Himmelsgewölbes befindet sich die Erde, welche rund und unbeweglich ist. Die dem Himmel untergeordneten Sphären der Natur werden von untergeordneten Wesenheiten bewegt, welchen der Volksglaube eine körperliche Gestalt andichtet und Götter nennt. — Ueber das Wesen des menschlichen Organismus sind besonders noch die folgenden Ansichten zu erwähnen. Die Seele, als herrschendes und wirkendes Prinzip, steht mit dem Körper in engster Verbindung. Hauptvermögen der Seele sind: Das Erzeugungsvermögen, das Ernährungsvermögen, das Empfindungsvermögen und der Verstand, welchen er auch Denkkraft nennt. Hier unterscheidet aber Aristoteles zwischen Verstand und Verstand. Der leidende nämlich, welcher die durch das Gefühl oder die Einbildungskraft gewonnenen Vorstellungen in sich aufnimmt, ist unzertrennlich vom Körper; der thätige Verstand aber, welcher schließt, urtheilt und sich selbst denkt, ist über das Körperliche erhaben, vom Körpergetreu nt und von Außen her hineingekommen, hat deßhalb auch Nichts mit dem Körperlichen gemein, ist unsterblich und ewig. Der Verstand kann auch noch bestimmt werden einerseits als theoretischer, andererseits als praktischer. Als letztern äußert er sich durch den Willen und die Begierde. Die Zustände des Erinnerns und Nachdenkens, die Gefühle des Liebens und Hassens hören mit unserm Leben auf, denn sie gehören nicht dem höhern, unsterblichen Theile unseres Geistes an.

In seiner Ethik hat Aristoteles die praktischen Grundsätze seiner Philosophie niedergelegt. Indem er hier von vorneherein die Ansicht aufstellt, daß das Gute vorzüglich in Beziehung auf den Staat zu erlangen und zu behaupten sei, will er die ethischen Lehren insgesammt unter der Beziehung Politik zusammengefaßt wissen. Dann aber die Wahrheit berücksichtigend, daß der Mensch erst ein sittlich gutes Individuum sein muß, ehe er ein guter Staatsbürger sein kann, nennt er die Ethik als solche an und für sich den ersten Theil der Politik, den als zweiter die Politik im engern Sinne ergänzt. Folgen wir ihm in diese Betrachtungen. — Allen Menschen schwebt bei all' ihrem Thun und Lassen ein höchster und letzter Zweck vor, den sie zu erreichen trachten, als das Beste und Höchste ihres Lebens. Beinahe einstimmig wird als dieser Zweck angesehen die wahre Glückseligkeit (εὐδαιμονία). Ueber den Begriff der Glückseligkeit herrschen dann die verschiedenartigsten Meinungen, um ihn aber genau bestimmen zu können, muß die eigenthümliche Lebensaufgabe (τὸ ἴδιον ἔργον) des Menschen berücksichtigt werden.

Diese Lebensaufgabe ist weder in dem vegetativen Leben des Menschen, welches er mit den Pflanzen, noch in dem sinnlichen, welches er mit den Thieren gemein hat, zu suchen, sondern einzig und allein in der Bethätigung seiner vernünftigen Anlagen. Diese fordern eine, ihnen entsprechende Handlungsweise, und eine solche ist Tugend. Als das höchste Gut ist demnach zu bestimmen die der vollkommensten Tugend gemäße Seelenthätigkeit, dieß ist die wahre Glückseligkeit. Was aber ist die Tugend? Sie ist eine absichtliche, durch vernünftiges Nachdenken geleitete Fertigkeit, zwischen den beiden Uebeln des Uebermaßes und des Mangels die richtigen Mitte zu halten. Bemerkenswerth ist in dieser Definition das Moment der Absichtlich-

keit. Es steht demnach ganz bei uns, tugendhaft zu sein, und, was nothwendig daraus folgt, wenn wir lasterhaft sind, so sind wir es mit nicht minderer Absichtlichkeit, als tugendhaft. Gänzlich zu verwerfen ist also der Satz: Niemand sei freiwillig lasterhaft. Den Uebergang der Sittenlehre des Aristoteles zu seinen Abhandlungen über den Staat, bilden seine Ansichten über die Familie und die Einrichtung des Hauswesens. Die Familie besteht in der Gemeinschaft zwischen Mann und Weib und Kindern. Männliches und Weibliches können nicht ohne einander sein, und darum ist die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib eine naturgemäße. Sie werden zusammengeführt durch den natürlichen Trieb, ein ihnen Gleiches zu hinterlassen und dieser Trieb ist der nämliche, wie bei andern lebendigen Geschöpfen. Aber er äußert sich bei den Menschen in edlerer Weise, denn seine Vermischung ist nicht eine blos zufällige und in Beziehung auf den Gegenstand gleichgültige, sondern er schließt die Ehe, welche nicht allein die Kindererzeugung, sondern auch gegenseitige Liebe und Hülfeleistung beabsichtigt. Den häuslichen Besitz betreffend, ist Aristoteles der Meinung, man solle nach dem besten Besitzthum streben. Welches ist dieses? Der Mensch, und darum ist ein nothwendiger Bestandtheil des Hauswesens der Sklave*).

*) Aristoteles motivirt dieß folgendermaßen. Die Sklaverei ist eine Einrichtung der Natur (was auch Platon behauptet), denn es hat diese Alles, was sie hervorgebracht, zu einem Zwecke bestimmt, und deßwegen auch die Menschen entweder zum Herrschen oder zum Dienen. Dem Einen gab sie das Vermögen, das Zweckdienliche vorauszusehen und anzuordnen und ein solcher Mensch ist zum Herrscher bestimmt; dem Andern aber körperliche Kräfte, um dies Zweckdienliche auszuführen, und dieser ist Sklave. Für diesen ist es besser beherrscht zu werden, als selbst zu herrschen, denn er besitzt nur so viel Vernunft, als er braucht, die Anordnungen eines höheren Verstandes in Ausführung zu bringen.

In den Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Herrn und Sklaven gibt Aristoteles milde Vorschriften. Auch der Sklave solle zur Tugend gewöhnt und als Lohn treuer Dienste ihm die Freiheit gegeben werden. Ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen Herrn und Sklaven, findet auch zwischen Vater und Kindern Statt, bis diese mannbar geworden sind. Jedoch sind hier genauere Bestimmungen gegeben, daß der Vater seine Gewalt über die Kinder einzig zu ihrer Wohlfahrt gebrauchen solle. Die Kinder ihrerseits sind ihm unbedingten Gehorsam und unbegränzte Dankbarkeit schuldig. In minder abhängigen Verhältnissen steht das Weib zum Mann. Der Mann soll zwar das Weib regieren, weil er stärker und muthiger ist, aber das Weib ist nicht seine Sklavin. Im häuslichen Leben kommt die Erwerbung von Außen dem Manne, die Bewahrung nach Innen dem Weibe zu. Die wohlgeordnete Familie ist ganz gleich der wohl geordneten Monarchie. Aus der Familie heraus bildet sich die Gemeinde, als eine Gemeinschaft mehrerer Familien, welche die allgemeinen Interessen wahrt. Aus einer Mehrzahl von Gemeinden entsteht der Staat. Der Staat ist der Inbegriff der bereits erwähnten natürlichen Verbindungen der Menschen, zu welchem Inbegriff diese Verbindungen hinführen, als zu ihrer naturgemäßen Vollendung, indem, wie Aristoteles sich ausdrückt, der Mensch von Natur ein politisches Thier ist (ὅτι ἄνθρωπος φύσει πολιτικὸν ζῷον). Der Zweck des Staates ist die Begründung eines vollkommenen und sich selbst genügenden, und deßhalb edlen und glückseligen Lebens der Familien und Gemeinden. Demnach ist in praktischer Beziehung der Staat das Höchste, und wer einer solchen politischen Verbindung unfähig wäre oder derselben aus Selbstständigkeit nicht bedürfte, wäre, wie Aristoteles bemerkt, entweder ein wildes Thier oder ein Gott. Die höchste

Gewalt im Staate befindet sich in der Hand Eines, oder Mehrerer, oder der Menge. Auf diese Weise ergeben sich drei Arten der Staatsverfassung: das Königthum, die Aristokratie und die Volksherrschaft. Wie Platon, gab auch Aristoteles der ersten den Vorzug, jedoch können alle drei gut sein und den Zweck des Staates erfüllen, wenn sie sich vor Ausartungen bewahren. Diese finden Statt, wenn der Einzelne, oder die Wenigen, oder die Menge, wem eben gerade die Regierung in Händen liegt, bei der Verwaltung des Staates, nur das eigene, nicht aber das allgemeine Interesse berücksichtigt. In diesem Falle geht dann das Königthum in Tyrannei, die Aristokratie in Oligarchie, die Volksherrschaft in Pöbelherrschaft über. Bei der Wahl einer Verfassung soll insbesondere auf die klimatische Lage des Landes und auf die Denkart und Beschäftigungsweise der Einwohner desselben Rücksicht genommen werden. Sehr gut ist es, wenn weder die Reichen, noch die Armen die oberste Gewalt besitzen, sondern der Mittelstand. In Beziehung auf die Erziehung der Staatsbürger stimmt Aristoteles in vielen Stücken mit Platon überein. Bis zum siebenten Jahre sollen die Kinder zu Hause erzogen werden, von da an aber solle die Erziehung dem Staat anheim fallen, und diese Erziehung dahin trachten, die Jugend heranzubilden zu Staatsbürgern, welche fähig sind zu den Geschäften des Kriegs und des Friedens, welche das Nützliche und Nothwendige verstehen und das Gute und Schöne vollbringen.

Hiemit verlassen wir Aristoteles. Seine Lehre hat, abgesehen von ihrem Inhalte, schon durch ihre wissenschaftliche Form die unbestreitbarsten Verdienste, und wenn sie auch auf die weitere Entwicklung der griechischen Philosophie keinen so großen Einfluß geübt hat, als man vielleicht erwarten könnte, so ist sie doch in späterer Zeit „viele Jahrhunderte hin-

durch der Träger der Bildung des Denkens gewesen." Als nämlich die Beschäftigung mit seiner Philosophie beim Beginn des Mittelalters im Abendlande zugleich mit der Bildung überhaupt verschwand, standen seine Untersuchungen im Morgenlande in desto größerm Ansehen, und wurden von diesem dann durch die Araber jenem wieder überliefert. Das Wesen der aristotelischen Forschungen hat ein Gelehrter unserer Tage*) in folgenden Worten charakterisirt, die hier eine passende Stelle finden mögen. „Aristoteles ist nämlich ein Mann, der alles Höhere und Höchste, das wahre Ideal des Göttlichen wohl anzuerkennen geneigt ist. Er hatte es schon beim Platon kennen gelernt, und so preist er denn, wie dieser, den höchsten Gott, die Vernunft, welche Alles bewegt, welche selbst in unsere Seele herabsteigt, um hier der Wahrheit, der Wissenschaft, der wahren Tugend eine Stätte zu bereiten. Allein mit kaltem Scharfblick den Lauf der Natur, das Schwankende unserer Sitten beobachtend, findet er doch, daß für uns dieses Ideal nicht paßt, das nur wie ein Fremdling das Göttliche zu uns gelangt und in der beständigen Bewegung unseres Seins und Lebens kaum sich festhalten läßt. Darum ist ihm die Wissenschaft selbst etwas Vergängliches, die Tugend zwar bleibender, ihre Uebung aber dem wechselnden Spiel des bewegten Lebens unterworfen, und die Glückseligkeit hängt ihm von den Zufällen des Glückes ab. Der Wirklichkeit unserer Welt ist dieses Ideal versagt. Und doch ist die Wirklichkeit die Wahrheit. Bei der Beobachtung dieser traurigen Wahrheiten verzweifelt er nun nicht, sondern auch dieß gehört zu seinen Tugenden, daß er sich in die Wirklichkeit zu finden weiß und ihr so Viel, als möglich ist, abzugewinnen sucht. Er meint zwar, der Mensch sei ein gar geringes und dürftiges Wesen, aber er findet sein Leben noch immer lebenswerth und dahin ist sein Streben gerichtet, daß er es wahrhaft lebe, nicht

*) H. Ritter, Gesch. d. Ph. Bd. III, S. 382.

nach eiteln Idealen vergebens sich abmühend, sondern die Wirklichkeit mit regster Thätigkeit ergreifend."

Es wird uns berichtet, daß der sterbende Aristoteles den Theophrastos, von Eresos auf der Insel Lesbos, als den Würdigsten bezeichnet habe, seine Schule fortzuführen. Als ihn nämlich seine Schüler fragten, wer nach ihm der Schule vorstehen sollte, habe er eine zeitlang in der Wahl zwischen Theophrastos von Lesbos und Eudemos von Rhodos geschwankt. Dann aber habe er einen Becher lesbischen und einen Becher rhodischen Wein gefordert, und nachdem er beide gekostet, geäußert, es seien zwar in der That beide gut, allein der lesbische munde ihm doch besser. Dieser Andeutung zufolge erkannten nach dem Tode ihres großen Meisters die Peripatetiker den

Theophrastos als das Haupt ihrer Schule an. Geboren im Jahr 390 v. Chr., hieß er eigentlich Tyrtamos, erhielt aber später der Schönheit seiner Sprache wegen den Namen Theophrastos *). Nachdem er den Grund zu seiner Bildung in seiner Heimat gelegt, wurde er von seinem Vater nach Athen gesandt, wo er erst den Platon hörte, hernach aber ein unzertrennlicher Schüler und Freund des Aristoteles wurde, und in der Philosophie und Beredsamkeit die bedeutendsten Fortschritte machte. Nachdem er die Vorsteherwürde der peripatetischen Schule erlangt, trachtete er besonders auch darnach, ihr nach Außen mehr Festigkeit zu geben, was ihm auch gelang. Ueberhaupt stand unter seiner Leitung die peripatetische Schule im größten Ansehen, und gegen zweitausend Schüler nahmen an seinem Unterrichte Theil. Er genoß die Achtung der Athenienser

---

*) Der göttlich Redende.

im höchsten Grade, und als er nach einigen in seinem fünfundachtzigsten, nach Andern im hundertundfünften Jahre seines Lebens starb, begleitete ihn das ganze Volk trauernd zu Grabe. Diogenes Laertios führt eine große Anzahl von Büchern an, die Theophrastos geschrieben habe; sie sind aber bis auf wenige verloren gegangen. Von den uns erhaltenen sind besonders zu erwähnen: die Naturgeschichte der Gewächse (übersetzt von K. Sprengel, Altona 1822) und die Charaktere, eine Reihe von Sittengemälden aus dem griechischen Leben, meist komisch gehalten und geistreich durchgeführt (trefflich übersetzt von Hottinger, München 1810). Wir verdanken zwar dem Theophrastos manche Erweiterung der aristotelischen Lehre in einzelnen Punkten, dürfen aber nicht verschweigen, daß seine Lebensansicht oft eine engherzige und kleinliche war. So behauptete er z. B., das Leben des Menschen werde gänzlich vom Glücke beherrscht, nicht von der Vernunft oder Weisheit. Und auf das Leben im Jenseits nur mit einer Art Bangigkeit hinblickend, klagte er darüber, daß die Natur dem Menschen ein so kurzes Leben verliehen habe. — Nach Theophrastos werden uns unter den Schülern des Aristoteles als ausgezeichnete Gelehrte noch genannt

Eudemos, welchen wir bereits erwähnt, Dikäarchos, aus Messene, Aristorenos aus Tarent. Als Nachfolger des Theophrastos im peripatetischen Lehramte ist zu erwähnen Straton aus Lampsakos, welcher den Beinamen der „Physiker" erhielt. Und dieser Name bezeichnet charakteristisch die Richtung seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen. Neben ihm philosophirte auch Demetrios Phalereus, und hernach hatten den Lehrstuhl inne: Lykon aus Troas, Ariston aus Keos, Kritolaos aus Phaselis und Diodoros aus Tyros. Die nächsten Nachfolger der Genannten kennen wir nicht einmal mehr dem Namen nach, und erst in späterer Zeit, in den Tagen Cicero's

traten wieder namhafte Peripatetiker auf, unter denen sich Andronikos aus Rhodos und Kratippos aus Mitylene auszeichnen.

Der Charakter der peripatetischen Schule ist vorzüglich Gelehrsamkeit. Alle ihre Mitglieder, von ihrem großen Stifter ausgehend, zeigen sich im Besitze einer großen Masse gelehrter Kenntnisse, und wenn sie sich dadurch einerseits von frühern Philosophen mannigfach auszeichnen, so wurde doch, Aristoteles selbst natürlich ausgenommen, von den meisten Peripatetikern der Wissenschaft in gewisser Beziehung schon eine allzu gelehrte, ja oft pedantische Färbung gegeben. Die Philosophie wurde allmälig aus einer freien Forschung zu einem abgeschlossenen, strengbegränzten Eigenthume Weniger, welches zu erwerben so große Voraussetzungen forderte, daß nur einer kleinen Anzahl die Beschäftigung mit philosophischen Studien erfreulich sein und werden konnte. Die Peripatetiker würden bei diesem Stand der Sache vielleicht höchst nachtheilig und lähmend auf die Wissenschaft eingewirkt haben, wenn sich der Produktionsgeist der Griechen nicht noch immer fruchtbar erwiesen und frische philosophische Ansichten und Schulen ins Leben gerufen hätte. Diese zu betrachten, ist die Aufgabe der drei nächsten Abschnitte.

Elftes Kapitel.

Die stoische Schule.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die politischen und gesellschaftlichen Zustände eines Landes auch auf Wissenschaft und Literatur den bedeutendsten Einfluß üben. Griechische Kunst und Wissenschaft standen im höchsten Flor unmittelbar nach den großartigen Kämpfen der Hellenen gegen die Perser, und wenn schon der politische Glanz Griechenlands zur Zeit seiner großen Weisen, Sokrates, Platon und Aristoteles zu erbleichen begann und rasch dem Untergange zueilte, so lebten diese Männer doch noch zu einer Zeit, welche der höchsten Blüthe ihres Vaterlands zu nahe lag, um schon auf Wissenschaft und Kunst einen nachtheiligen Einfluß üben zu können. Aber Griechenland erfuhr nun durch den Verlust seiner Selbständigkeit eine traurige Verwandlung, und dem Untergang seiner Freiheit folgte der gänzliche Verfall seiner Sitten auf dem Fuße nach, was leicht zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß diese Sitten hauptsächlich im Staatsleben ihre Wurzeln gehabt hatten. Als die Tugend aus dem öffentlichen Leben verschwunden war, verschwand sie auch aus dem Leben der Familien und der einzelnen Individuen. Die Griechen vermischten sich in ihrer Abhängigkeit von den Makedoniern einestheils mit den rohen Barbaren des Nordens, anderntheils mit den üppigen Völkern des Ostens. Die allgemeine Verwilderung nahm reißend überhand, und die hieraus sich ergebende Unsicherheit des Besitzes führte das Trachten nach möglichst raffinirtem Genuß der Güter des Lebens mit sich, so lange man sich dieser noch erfreuen konnte. Es ist dieß eine Zeit der tiefsten Schmach in der Geschichte des einst so hochherrlichen Griechenlands. Zwar hatten die Athenienser nach

Alexanders des Großen Tod noch einen Versuch gemacht, ihre Selbständigkeit wieder zu gewinnen, aber dieser Versuch endigte auf die traurigste Weise. Es wurde eine makedonische Besatzung nach Athen verlegt, welche alle Gewalt in Händen hatte, alle ärmeren Bürger, über die Hälfte der Einwohnerschaft, vertrieb und eine jämmerliche, wenn auch gewaltthätige Aristokratie einführte. Nach dem Tode des makedonischen Königs Antipatros verwandelte sich diese Aristokratie, nach Heimkehr der von ihr vertriebenen Bürger, in eine scheinbare Demokratie, an deren Spitze der peripatetische Philosoph Demetrios Phalareus stand. Dieser traf zwar manche für die Stadt wohlthätige Einrichtungen, gestattete aber die völlige Untergrabung aller Sittlichkeit, verschwendete in üppigen Gelagen große Summen, und ließ der schamlosesten Wollust freien Lauf. Nach der Vertreibung dieses Mannes beherrschte ein anderer Demetrios, Poliorketes (der Städteeroberer) zubenannt, eine Zeit lang die verworrene Stadt. Man huldigte ihm wie einem Gotte, sang ihm das gotteslästerliche Lied entgegen: „Die übrigen Götter sind fern oder haben keine Ohren, oder existiren gar nicht oder bekümmern sich Nichts um uns; dich aber sehen wir als einen gegenwärtigen, nicht als einen hölzernen oder steinernen, sondern als einen wirklichen Gott!“ und wand sich nicht nur vor ihm, sondern sogar vor seinen Buhlerinnen, in dem Koth der niedrigsten Schmeichelei. Man errichtete ihm und seinen Hetären Tempel und Altäre, und während seines Aufenthaltes wurde das Heiligthum der keuschen Athene durch viehische Wollüste entweiht. Die Wissenschaft wurde auf schandbare Weise mißbraucht und entwürdigt, welchem Beginnen besonders die neuere attische Komödie Vorschub leistete, indem sie, statt, wie die ältere, politische Zeitfragen und soziale Verirrungen zum Vorwurfe ihres strafenden Witzes zu nehmen, unanständige Liebeleien und andere Thorheiten dem Publikum vorführte. Die Philosophen wurden

beurtheilt je nach dem höhern oder geringern Grade ihrer Beredtsamkeit, und die wissenschaftlichen Probleme behandelt von öffentlichen Buhldirnen. Dieß mag genug sein, um den damaligen Zustand Athen's, des ehemaligen geweihten Sitzes der Musen, zu veranschaulichen. In diese erschlaffte, verdorbene Zeit nun traten die Stoiker mit ihrer ernsten Lehre, als Männer, die, wie Ritter sagt, noch Muth genug in sich fanden, auf die Fortwirkung früherer geistiger Bildung gestützt, dem Verderben sich entgegenzusetzen, und wenn auch das Leben des ganzen Volkes unheilbar schien, doch in der Brust des einzelnen Menschen wahre Weisheit, Wissenschaft und Tugend zu säen bemüht waren. Der Stifter dieser Schule, welche sich eine so edle Aufgabe stellte, ist

Zenon aus Kittion *), einer kleinen, von den Phöniziern erbauten, durch Griechen bevölkerten Stadt auf der Insel Kypros. Als seine Lebenszeit lassen sich ungefähr die Jahre 340 bis 260 v. Chr. bestimmen, obgleich diese Angabe keine ganz verbürgte genannt werden kann. Sein Vater Mnaseos oder Demeos war Kaufmann, leitete aber den Sohn, als er dessen hohe Begabung erkannt hatte, selbst zu den philosophischen Studien hin, indem er ihm von Athen aus oftmals die Schriften verschiedener Philosophen mitbrachte. Jedoch scheint er sich nebenbei auch dem Geschäfte seines Vaters gewidmet zu haben, denn in kaufmännischen Angelegenheiten kam er in seinem dreißigsten Jahre nach Athen, litt aber im Angesichte der Stadt Schiffbruch, verlor heibei sein Vermögen, und warf sich nun ganz der Philosophie in die Arme. Es wird berichtet, daß er, kaum in Athen angekommen, in dem Portikus eines Bücher-

*) Nicht zu verwechseln mit Zenon aus Elea, den wir im fünften Kapitel besprochen.

verkäufers eine Schrift Xenophon's in die Hände bekommen, und von dem Inhalte derselben entzückt, den Bücherverkäufer gefragt habe: Wo sind die Männer, die Solches schreiben? Da sei gerade der Kyniker Krates vorübergegangen, und der Bücherverkäufer habe mit dem Finger auf ihn hingewiesen und zu Zenon gesagt: diesem folge! was Zenon auch sogleich gethan, und auf diese Weise sei er ein Schüler des Krates geworden. Indessen vermochte dieser Lehrer Zenon's wißbegierigen Geist nicht zu befriedigen, er hörte daher auch die Megariker und ging von diesen zu den Akademikern über. Mit sicherem Takte wußte er aus diesen verschiedenen Disziplinen das Beste herauszufinden und für seine Zwecke zu verarbeiten. Zwanzig Jahre widmete er ununterbrochen seiner Ausbildung, und dann errichtete er eine eigene Schule. Der Versammlungsplatz derselben war die sogenannte bunte Stoa (Säulenhalle), von welcher die Schule hernach den Namen der stoischen erhalten hat, und die Mitglieder derselben Stoiker genannt wurden. Die Zahl derselben wird als eine bedeutende angegeben, und wenn die Schule von der vornehmen Gemeinheit als eine Zuflucht der Armen bewitzelt wurde *), so erkannten in ihr dagegen auch reiche und hochgestellte Männer ein treffliches Gegenmittel gegen das Verderbniß der Zeit. Besonders hoch schätzte ihren Stifter der König Antigonos Gonatas von Makedonien. Acht und fünfzig Jahre lang lehrte er in der Stoa, und soll dann in hohem Alter sein Leben freiwillig geendet haben, welchem Beispiele später mehrere Stoiker folgten. Sittenstrenge und Enthaltsamkeit machten die Grundzüge seines Charakters

*) Bei Clèmens Alex. findet sich ein derartiger Witz, welcher sich etwa folgendermaßen deutsch geben läßt:

Ei, wie der Zenon kurios doch philosophirt,
Er gewinnt sich Schüler, indem er die Kunst zu hungern dozirt.

aus, und sein gediegener Werth fand sogar bei den erschlafften Athenienſern eine so vollkommene Anerkennung, daß sie ihm die Schlüſſel zu ihren Festungen anvertrauten, und ihm nach seinem Tode ein Denkmal errichteten mit der ehrenden Inschrift: Sein Leben war seiner Philosophie gleich! — Von Zenon's Schriften sind nur dürftige Fragmente auf unsere Zeit gekommen, und er scheint überhaupt nicht gar Viel geschrieben zu haben. Zwar hat er laut glaubwürdigen Berichten die Grundzüge des stoischen Systems mit Vollständigkeit entworfen, allein es hat seine vollkommene Gliederung erst durch seine Nachfolger erhalten. Um daher das Ganze der Stoa nicht zu zerstückeln, wollen wir erst noch einen Blick auf diese Nachfolger richten, und sodann erst die Grundsätze der stoischen Lehre betrachten. — Auf Zenon folgte in der Leitung seiner Schule unmittelbar

Kleanthes von Assos in Troas. Von niederer Herkunft und großer Armuth, fristete er in seiner Jugend sein Dasein als Faustkämpfer. Später kam er nach Athen, hörte zuerst den Krates, und widmete sich sodann unter Zenon's Leitung der Philosophie. Er ist einer von jenen prächtigen Menschen, die um der Wissenschaft willen Alles zu thun, Alles zu ertragen im Stande sind. Um nämlich den Tag über Zenon's Unterricht genieſsen zu können, verrichtete er die Nacht hindurch die Dienste eines Taglöhners, wodurch er seinen kärglichen Unterhalt gewann. Den Mangel schneller Auffassungskraft wuſste er durch einen eisernen Fleiſs zu ersetzen, und lernte er auch langsam, so wuſste er das Gelernte desto besser zu behalten, und wenn er die Lehre seines Meisters nicht sehr zu erweitern verstand, so vermochte er sie vermittelst seiner Charakterfestigkeit doch vor fremden Einflüssen zu bewahren. Unter seinen Schriften werden auch poetische genannt, die er bruchstückweise den prosaischen beimischte. In hohem Alter soll auch e r

wie Zenon, eines freiwilligen Todes gestorben sein. Nach seinem Ende übernahm die Leitung der Schule

Chrysippos aus Soloi in Kilikien. Er soll zuerst den Künsten der Rennbahn sich gewidmet haben, bis er sein Vermögen verlor und sich nun zur Philosophie wandte. Ob er noch den Zenon gehört, ist nicht gewiß, dagegen unleugbar, daß er ein Schüler des Kleanthes gewesen. Sein Scharfsinn und die außerordentliche Thätigkeit seines Geistes werden bei den Alten an verschiedenen Orten aufs rühmlichste erwähnt. Er wurde eine Hauptstütze der Stoa, und man pflegte zu sagen: wenn Chrysippos nicht wäre, so würde die Stoa nicht sein. Jedenfalls verdankt ihm die stoische Lehre ihre mehr wissenschaftliche Begründung, und daß Chrysippos den Mangel einer solchen wohl gefühlt habe, läßt sich daraus abnehmen, daß er, wie Diogenes Laertios erzählt, einst zum Kleanthes sagte: Ich wünsche von dir nur die Lehrsätze zu lernen, die Beweise werde ich schon selbst finden. Seine Fruchtbarkeit als Schriftsteller war eine außerordentliche. Er soll mehr als siebenhundert und fünf Abhandlungen geschrieben haben, wobei ihm freilich Weitschweifigkeit, ein schlechter Styl und Vermischung heterogener Stoffe vorgeworfen wird. Er rügte diese Fehler seiner Schreibart selbst zuweilen mit freimüthigen Spotte, und es ist jedenfalls zu bedauern, daß uns keines seiner Werke erhalten worden ist, sondern wir nur einzelne Bruchstücke derselben bei andern Autoren finden. Dreiundsiebzig Jahre alt soll er ungefähr 208 vor Christus gestorben sein. — Von den übrigen sind noch zu erwähnen

Ariston, Herillos, Antipatros, Panatios, Diogenes, Posidonios. Es erlitt unter ihnen das stoische System mancherlei Modifikationen, und die beiden Erstgenannten

wichen in sehr bedeutenden Sätzen von Zenon's und der ältern Stoiker Ansichten ab. Betrachten wir nun diese.

Auch hier treten uns zuerst die Bestimmungen über das Wesen der Philosophie entgegen. Ganz beim Sinne des Wortes beharrend, definirten die Stoiker die Philosophie als das Streben nach Weisheit, die Weisheit aber als die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, und ihre Anwendung im Leben als Tugend. Letzteres, die Einheit der Tugend mit der Weisheit ist mit größter Bestimmtheit ausgesprochen, und mit Bezugnahme auf den Begriff der erstern theilten sie die Philosophie ein in: Logik, Physik und Ethik, indem sie für das Streben nach Weisheit drei Richtungen statuirten: 1) die Richtung auf die Mittel und Weisen, vermittelst welcher Erkenntniß erlangt wird (Logik), 2) die Richtung auf die natürliche Beschaffenheit der Dinge (Physik), 3) die Richtung auf die naturgemäße Handlungsweise der Menschen (Ethik). Indessen schadet diese Sonderung der Philosophie in drei Gebiete ihrer innern Einheit durchaus nicht, was die Stoiker darzuthun suchten durch folgende zwei Gleichnisse. Die Philosophie ist ähnlich einem Ei, die Logik entspricht der Schale, die Ethik dem Weißen, die Physik dem Gelben; oder, die Philosophie gleicht einem Thiere, die Logik entspricht seinen Knochen und Sehnen, die Ethik seinen fleischigen Theilen, die Physik seiner Seele.

Die Logik galt den Stoikern für das Kriterium der Wahrheit, der Wahrscheinlichkeit und der Falschheit in den menschlichen Vorstellungen, sie war ihnen überhaupt das Hülfsmittel zur Erlangung der richtigen, wissenschaftlichen Erkenntniß. Mit der Denklehre vereinigten aber die Stoiker, und vornehmlich Chrysippos, auch die Grammatik und Rhetorik, und so gewann das Gebiet der Logik einen bedeutenden Umfang. In Beziehung

auf die Lehre von den Vorstellungen schlossen sich die Stoiker an Aristoteles an, indem sie, gleich ihm, das von Platon statuirte Angeborensein der Vorstellungen negirten, und, wie der erstere Philosoph, die Seele unmittelbar nach ihrer Geburt eine leere, zum Beschreiben zubereitete, Tafel nannten. Auf diese Tafel werden zuerst durch sinnliche Wahrnehmung Vorstellungen verzeichnet, diese werden im Gedächtnisse festgehalten, und aus mehreren derartigen Erinnerungen entsteht die Erfahrung. Indem nun die auf diese Art gewonnenen Vorstellungen in unserer Seele auf mannigfaltige Weise umgebildet und fortgebildet werden, entspringt aus ihnen die sinnliche Erkenntniß. Dieser steht die auf dem Wege der Vernunftthätigkeit gewonnene Erkenntniß entgegen, und nur diese ist die Quelle der Erkenntniß des Wahren. Das, was der Vernunft gemäß ist, ist das Wahre und Gute, und der Vernunft gemäß sein, heißt nichts Anderes, als gedacht oder begriffen sein. Diese begriffenen Vorstellungen geben den Maßstab und den Beurtheilungsgrund aller Wahrheit. Sodann unterscheiden sich unsere Begriffe auch noch als natürliche, d. h. dem nichtwissenschaftlichen Denken angehörige, und als künstliche, welche wir nur durch methodische, wissenschaftliche Untersuchung gewinnen. Das Empfundene und Gedachte ist aber erst wahr durch seine Beziehung auf ihm entsprechende, wirklich vorhandene Gegenstände, d. h. das Denken ist nur insofern Prinzip, als es einen wirklichen Inhalt hat. Die begriffenen Vorstellungen sind schlechthin klar und bestimmt, ferne von jeder leeren Einbildung und phantastischer Täuschung. Halten wir an ihnen fest, und unterstützen wir sie mit hinlänglichen Gründen, so werden sie zur wissenschaftlichen Einsicht. Die Stoiker haben sich, indem sie das Denken zum Prinzip machten, auch mit Ausbildung der Logik in formeller Hinsicht beschäftigt, und in dieser Beziehung mehrere Arten von

Schlüssen aufgestellt, welche aber kein höheres Interesse darbieten, und aus gewöhnlichen, wohlbekannten Denkformen bestehen.

Gehen wir zur Physik der Stoiker über, so tritt uns hier zuerst der allgemeine Grundsatz entgegen: Die Physik hat, indem sie es sich zur Aufgabe macht, die Ursachen dessen, was in der Natur ist und geschieht, zu erklären, nur die Erkenntniß der Körper zu ihrem Vorwurfe; denn nichts vermag als Ursache wirksam zu sein, was nicht ein Körper ist. Aus diesem Satz ergibt es sich von selbst, daß die Stoiker die Unkörperlichkeit der Grundursache, welche Platon und Aristoteles behaupteten, verwarfen. Als unkörperlich ließen sie blos gelten den leeren Raum, die Zeit, den Ort und das Ausfagbare. Unter den vier Elementen im Universum behauptet der Aether oder der Feuerstoff die oberste Stelle. Er durchdringt alles Einzelne, erfüllt Alles mit Kraft, ordnet, belebt und leitet Alles. Aber der Feuerstoff ist aus andern Elementen hervorgegangen und geht wieder in andere über, er ist also, wie sie, etwas Entstehendes und wieder Vergängliches, und das Weltall, welches aus lauter vergänglichen Theilen besteht, kann deßhalb nicht unentstanden oder ewigdauernd sein. Daraus folgt, daß es eine unentstandene und ewige Grundursache geben muß, die von den Elementen verschieden und unabhängig ist, aus welcher alle Dinge im periodischen Wechsel entspringen und in welcher sie sich wieder auflösen. Diese Grundursache ist die Gottheit. Ueber die Weltbildung Folgendes:

„Es geschieht Nichts auf der Erde ohne dich, o Dämon (Gottheit)," singt Kleanthes, der Schüler Zenon's, in seinem berühmten Hymnus, „weder auf der Erde, noch in dem ätherischen Pol, noch auf den Wassern des Meeres, außer was die Bösgesinnten aus eigenem

Unverstande thun. Du weißt das Ungerade gerade zu machen, aus dem Ordnungslosen machst du ein Geordnetes, das Feindliche wird dir freundlich. Denn Alles hast du vereinigt in Eins, das Gute mit dem Bösen verbunden, so daß in Allem nur Eins ist, welches immer ist, und welches die fliehen, die unter den Menschen die Lasterhaften sind. Die Unglücklichen, welche, wenn auch das Gute ersehnend, der Gottheit allgemeines Gesetz dennoch nicht einsehen, dessen vernünftige Befolgung ihnen ein herrliches Leben gewährte." Dieses poetische Fragment enthält die Idee der Stoiker über die Weltseele, den Logos *(λόγος)*, die vernünftig thätige Wesenheit, welche den leidenden, eigenschaftslosen Urstoff des Universums bildet und beherrscht. Bei der Weltbildung scheidet die bildende Urkraft den bestimmbaren Urstoff in die vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft, Erde. Sodann verbindet sie dieselben zu dem Weltganzen, in welchem das Feuer oder der Aether die erste, herrschende Stelle einnimmt, als „unmittelbares Organ der göttlichen Lebenskraft und Vernunft *)." Die Erde, zum Wohnplatze des Menschengeschlechtes bestimmt, befindet sich als fester Punkt in der Mitte des Universums. Die verschiedenen Gattungen der unbelebten Körper, so wie die der belebten Wesen, gehen aus der Mischung der Elemente hervor. Der Mensch besitzt eine Seele, die aus feinen Aethertheilen besteht, Vernunftthätigkeit besitzt und ihm Anspruch auf Aehnlichkeit mit der Gottheit gibt. Einen höheren Anspruch auf Gottähnlichkeit, als die Menschen, besitzen die Gestirne, welche aus den reinsten Aethertheilen bestehen, belebte und selbstbewußte Wesen sind und sich von den

*) E. Reinhold, Handbuch der Geschichte der Philosophie. S. 210.

Ausdünstungen des Meeres und der Erde ernähren. Die Welt hat Kugelform, dreht sich rastlos um ihre eigene Achse und aller Raum in ihr ist von den Elementen erfüllt. Es muß aber im Verlaufe ihres Lebens dahin kommen, daß die Wechselwirkung zwischen dem Warmen und Feuchten, welches zu ihrer Fortdauer schlechterdings nothwendig ist, aufhört, indem das Feuer ein allgewaltiges Uebergewicht bekommt. Dann erfolgt die Weltverbrennung, d. h. das Universum löst sich wieder in seine Grundursache auf. Aber bald entsteht ein neues, denn die göttliche Grundursache kann nicht ruhen, und läßt aus dem leidenden Stoffe wieder in gleicher Weise abermals ein geordnetes Weltall hervorgehen. — Ueber das Verhältniß zwischen Gott und Welt ist zu bemerken, daß sie sich unter beiden Namen den gleichen Begriff vorstellten, was sie, wie leicht einzusehen ist, als Pantheisten erscheinen läßt. Gott ist die Welt und die Welt ist Gott. Deßhalb nannten sie Gott ebenso oft die Welt selbst, als sie ihn als den Vater der Welt bezeichneten. Auch muß darauf sehr geachtet werden, daß, wenn die Stoiker von einer Nothwendigkeit, einem Verhängniß sprechen, der oder dem zufolge Alles in der Welt geschähe, sie darunter nichts Anderes verstehen, als eben die göttliche Vernunft, welcher gemäß in vernünftiger Folge alles Geschehene geschehen ist, alles Geschehende geschieht, alles Künftige geschehen wird. — Das Universum ist auf das Zweckmäßigste eingerichtet, und alle in ihm seienden Dinge sind um eines bestimmten Zweckes willen vorhanden, wie z. B. die Früchte der Thiere, die Thiere der Menschen wegen. Diese, die Menschen, haben die Betrachtung und Nachahmung der Welt zu ihrem Zwecke, die Welt aber, als das schlechthin Vollkommene, ist um ihrer selbst willen da. Das Vorhandensein mannigfaltiger Uebel thut dieser Vollkommenheit durchaus keinen Eintrag, denn ohne das Böse wäre auch dessen

Gegensatz, das Gute, nicht möglich. — Woraus sich die Stoiker die Seele zusammengesetzt dachten, ist bereits angedeutet worden. Dem herrschenden Theil der Seele, der Vernunft, wiesen sie seinen Sitz im Herzen an, und nennen noch als untergeordnete Seelenkräfte die fünf Sinnesorgane, das Sprachvermögen und das Zeugungsvermögen. Was die Fortdauer der Seele betrifft, so waren die Stoiker hierüber nicht einig, indem einige, wie Kleanthes, annahmen, alle Seelen dauern bis zur Weltverbrennung fort, wo sie dann, als Ausflüsse der Weltseele in diese zurückgehen, andere, wie Chrysippos, dieses nur von den Seelen der Weisen oder Guten gelten ließen.

Die Ethik der Stoiker ist aufs engste mit der stoischen Physik verknüpft, indem sie das höchste Gesetz, welches unsere Handlungen bestimmen soll, aus der vermittelst der Physik erkannten Ordnung des Universums ableitet. Sie stellten also als oberstes Prinzip ihrer Moral den Satz auf: Die Quelle des Sittengesetzes ist die Gottheit oder (was eins und dasselbe ist) die Natur, und dieses Sittengesetz fordert vom Menschen schlechterdings, daß er nach Aehnlichkeit mit der göttlichen Vollkommenheit strebe. Dieses Streben allein vermag im Menschen eine Harmonie mit sich selbst zu Stande zu bringen, und diese Harmonie ist die einzige und wahre Glückseligkeit. Diesem Grundsatz zufolge gaben sie dann auch die praktischen Lebensregeln: Lebe stets nach den Vorschriften der mit sich selbst übereinstimmenden Vernunft! oder: Stimme mit dir selbst überein; lebe, wie die Natur es verlangt; folge der Natur! Sie begründeten diese ihre Ansicht durch die Annahme des von Geburt an in uns wirkenden Triebes, den Gesetzen der Natur gemäß zu leben, wobei sie natürlich in der gäng und gäben Meinung, nur die Begierde

nach Lust und der Haß der Unlust sei von Natur in uns vorhanden, vielfachen Widerstand finden mußten. Sie beseitigten diesen auf eine genügende Weise, indem sie behaupteten, der natürlichste Trieb jedes lebendigen Wesens sei der Selbsterhaltungstrieb, und aus diesem gehe die Vorliebe für Alles hervor, was der Erhaltung seines Lebens als dienlich erscheine, und seine Abneigung gegen Alles, was den Fortgang des Lebens gefährde. Aus dem Selbsterhaltungstrieb geht sodann beim Menschen der Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit und die Abneigung gegen den Irrthum hervor. Zu diesem dunkeln Triebe tritt später die Thätigkeit der Vernunft hinzu, vermöge derer wir die Gottheit und deren Walten sowie das allgemeine Gesetz der Welteinrichtung erkennen und uns angetrieben fühlen, seinen Vorschriften gemäß unser Thun und Lassen einzurichten. Dadurch gelangen wir zur Harmonie mit uns selbst, mit Gott und Welt, und dann besitzen wir die wahre Glückseligkeit. — In der Handlungsweise des Menschen gibt es drei Abstufungen; vollkommen gut sind seine Handlungen, wenn sie auf Forderungen seiner vernünftigen Natur sich stützen, erlaubt sind sie, wenn sie nur in relativer Weise zuläßig sind, sündhaft aber, wenn sie der vernünftigen Natur widersprechen. Die Tugend ist das höchste Gut, das Laster das einzige Uebel. Die Tugend zeigt vorzüglich den Charakter der Entbehrung und Aufopferung, sie verschafft vollkommene Herrschaft über sinnliche Lust und Unlust, den höchsten Grad innerer Ruhe und Erhabenheit über alle Leiden, und macht den, der sie besitzt, nicht gefühllos, aber unverwundbar, und unterwirft seinen Körper so sehr dem Geiste, daß ihn dieser, wenn er es für gut findet, von sich streifen kann, wie ein abgenutztes Kleid *).

*) Von dieser moralischen Strenge der Stoiker, der von ihnen geforderten Beherrschung aller Sinnlichkeit, aller Leidenschaft, schreiben sich die Be-

Die Tugend ist schlechthin um ihrer selbst willen zu wählen, und äußert sich in vier Hauptrichtungen, in vernünftiger Einsicht, in Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, denen die vier Hauptrichtungen des Lasters, Thorheit, Feigheit, Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit gegenüber stehen. — Noch sind mit einigen Worten die politischen Grundsätze der Stoiker zu erwähnen. Zenon hatte eine eigene Schrift über den Staat geschrieben, welche im Alterthum in hohem Ansehen stand. Das Prinzip der stoischen Politik besteht in in dem Satz, daß Recht sei in der Natur gegründet, aus der Natur hervorgegangen, und also nicht willkürlichen Bestimmungen von Seite einzelner Individuen oder Staaten entsprungen. Aus diesem Prinzip ergeben sich die kosmopolitischen Ansichten der Stoiker. Alle Menschen, behaupteten sie, seien von Natur Mitbürger, und sollten deßhalb nicht durch einzelne Staatsverfassungen regiert werden oder als abgesonderte Völkerschaften leben. Als praktische politische Regeln hielten sie fest, daß der wahrhaft Weise nicht für sich, sondern für die ganze Menschheit leben solle. Er möge heiraten, an der Staatsverwaltung theilnehmen, wenn anders diese der Idee eines guten Staates sich annähert. Seine Grundsätze werden aber auch hier strenge sein, und nie wird er sich dem Gesetz zuwider zur Nachsicht, zur Billigkeit oder zum Mitleide bewegen lassen.

---

zeichnungen: stoische Denkungsart, stoischer Charakter u. s. w. her.

Zwölftes Kapitel.

Die epikuräische Schule.

Eine noch größere Verbreitung fand die Philosophie der epikuräischen Schule, welche zu gleicher Zeit mit der stoischen, oder, wenn man will, einige Zeit früher, zu blühen begann. Man kann ihren Charakter kurz dahin bestimmen, daß sie eine wissenschaftliche Vereinigung der kynischen und kyrenaischen Grundsätze war. Ihr Stifter, von welchem sie auch den Namen trägt, ist

Epikuros, geboren in dem athenienſischen Flecken Gargettos im Jahre 342 v. Chr. Seine Eltern waren arm., der Vater, Neokles, ernährte sich als Dorfschulmeister, seine Mutter, Chärestrata, als Wahrsagerin. Beiden soll er in der Ausübung ihres Berufs an die Hand gegangen sein. Seine frühzeitig erwachte Lernbegierde trieb ihn in seinem zwölften Jahre nach Athen, wo er die Vorträge des Grammatikers Pamphilios hörte. Dieser zitirte einst einen Vers aus Hesiodos, in welchem das Chaos als das erste aller geschaffenen Dinge angegeben wird. Sogleich unterbrach Epikuros den Vortrag mit der Frage: Wer aber hat denn das Chaos geschaffen? Pamphilios wußte dem Knaben nichts Genügendes zu erwiedern, und wies ihn an die Philosophen. Epikuros befolgte die Weisung, und beschäftigte sich fortan aufs angelegentlichste mit den Schriften verschiedener Philosophen, besonders mit denen des Demokritos, welche auf seine Denkart nachher einen großen Eindruck übten. Es wird auch erwähnt, daß er später mit Xenokrates, Theophrast und andern bedeutenden Männern Umgang gehabt, und überhaupt seine Bildung in jeder Weise gefördert habe. Als Lehrer einer eigenen Philosophie trat er zuerst in Kleinasien, besonders in Lampsakos, auf, scheint aber mit seiner Lehre anfangs kein

großes Glück gemacht und sich unstät im Lande umhergetrieben zu haben. In seinem sechsunddreißigsten Jahre kehrte er nach Athen zurück, und eröffnete daselbst eine philosophische Schule, wobei er sich mit vieler Lebensklugheit benahm. Er gab sich nämlich im Anfang das Ansehen, als wolle er kein eigenes System lehren oder sich von den bestehenden Philosophenschulen absondern, und nannte sich bescheiden einen Anhänger des Demokritos. Als aber sein Ruf ausgebreiteter, seine Schüler zahlreicher und sein Ansehen fester begründet waren, sagte er sich öffentlich von den übrigen Philosophen los, uud lehrte, da kein Gymnasium mehr frei war, in einem Landhause, das er nebst einem Garten in der Nähe von Athen sich erworben hatte. Hier lebte er mit seinen Schülern und Freunden ein trauliches Leben, welches sowol wissenschaftliche Forschungen, als heitern Lebensgenuß sich zur Aufgabe machte, und in vielen Stücken ein Seitenstück zu dem Bunde der Pythagoräer genannt werden kann. Vielfach ist die treue Freundschaft der Epikuräer gerühmt worden. Sie hielten fest an einander in jeder Noth und Bedrängniß, und wollten einmal sogar all' ihr Besitzthum in eine gemeinschaftliche Kasse zusammenthun, was aber ihr Meister nicht gestattete, weil dieses, wie er sagte, ein Mißtrauen voraussetze, das unter Freunden nicht gefunden werden solle. Man hat zwar von Seite der Gegner der Epikuräer sich viele Mühe gegeben, das ganze Treiben der Letztern als ein sittenloses, weichliches und üppiges zu schildern, und allerdings mag ein Theil derartiger Vorwürfe der Wahrheit getreu sein, indem es bekannt ist, daß sinnliches Vergnügen in dem Kreise der Epikuräer Viel galt, und daß eine bedeutende Anzahl von Hetären an ihren philosophischen und geselligen Unterhaltungen Theil nahm *),

*) Eine derselben, die Leontion, hat, nach Cicero's Zeugniß, sogar philosophische Werke geschrieben.

allein es ist denn doch unstreitig zu weit gegangen, wenn man in Beziehung auf die Epikuräer von einer „schweinischen Heerde" spricht. Daß Mancher derselben, durch den politischen Ruin des Vaterlandes entmuthigt und rein auf das gesellige Leben beschränkt, die Vergnügungen desselben zu weit getrieben habe, mag sein, was aber Epikuros selbst betrifft, so stimmen die gewichtigsten Zeugnisse darin überein, daß er ein durchaus regelmäßiges, höchst frugales Leben geführt, und mit nie erkaltendem Eifer den Wissenschaften obgelegen habe. Diogenes Laertios hebt vornehmlich die Milde seiner Gesinnung, die Verehrung seiner Eltern, die Freigebigkeit gegen seine Brüder, seine Leutseligkeit gegen Jedermann hervor, und ein großer Römer sagt, daß er ein guter, menschenfreundlicher und liebevoller Mann gewesen sei. Er erreichte ein Alter von einundsiebenzig Jahren. Als er seinen Tod herannahen fühlte, ließ er sich ins Bad bringen, empfahl seinen Schülern, seiner und seiner Lehren eingedenk zu sein, trank einen Becher Wein, und entschlummerte. Sein Gedächtniß ward von seinen Anhängern sehr in Ehren gehalten. Monatlich feierten sie seinetwegen ein Erinnerungsmahl, trugen seinen Namen auf Ringen und Pokalen eingegraben, und hegten vor seinen Lehren eine solche Ehrfurcht, daß sie nie Etwas daran änderten. Epikuros war ein sehr fleißiger Schriftsteller, der an Fruchtbarkeit nur dem Chrysippos nachstand. Seine Schrift „über die Natur" bestand nach Diogenes Laertios aus siebenunddreißig Büchern. Sie ist bis auf wenige Fragmente verloren gegangen. Er verfertigte von seinen größern Schriften Auszüge für seine Schüler, damit sie dieselben leichter dem Gedächtniß einzuprägen vermöchten. Seine Philosophie lernen wir genugsam kennen aus den Bruchstücken seiner Schriften, die sich bei Diogenes Laertios, Cicero, Sextos Empirikos, Seneca und Andere finden, und besonders auch aus dem Lehrgedichte des römischen Poeten Lukretius.

Die große Verschiedenheit der epikuräischen Ansichten mit der in den vorigen Abschnitten abgehandelten Systemen leuchtet klar hervor aus den Bestimmungen Epikuros über die Philosophie an und für sich. Er definirt sie als eine Thätigkeit, welche vermittelst Begriffen und Beweisen ein glückseliges Leben zu verschaffen im Stande sei. Es läßt sich daraus leicht abnehmen, daß er die Philosophie nicht um ihrer selbst willen kultivirt wissen wollte, sondern daß er sie bloß als Mittel zur Erreichung eines höheren Zweckes betrachtete. Er verachtete die genauern und speziellern wissenschaftlichen Untersuchungen, indem diese zu einem glückseligen Leben Nichts beitrügen. Die Eintheilung seiner Philosophie ergibt sich aus dem so eben angedeuteten Begriff derselben. Zuvörderst ist es nothwendig, daß man richtig zu erkennen im Stande sei, was man bei dem Streben nach Glückseligkeit zu thun oder zu lassen habe; diese Erkenntniß verschafft die Ethik. Diese ist aber begründet in der Physik, welche die Aufgabe hat, uns von allen falschen Vorstellungen über die Ursachen und die Folgen der Natureignisse zu befreien. Endlich ist uns zur richtigen Auffassung der Lehren der Physik noch nöthig die Logik, welche die Erkenntnißgründe der letztern enthält.

Die Logik, von den Epikuräern auch Kanonik genant, beschränkte Epikuros auf die Lehre von den Kennzeichen der Wahrheit. Sie ist die Grundlage aller unserer Erkenntnisse. Diese Erkenntnisse wurzeln in der Sinneswahrnehmung, und das Geschäft der Sinne besteht darin, das Gegenwärtige aufzufassen. Die Sinne können nicht irren, denn sie urtheilen nicht, sie fassen die Gegenstände gerade so auf, wie sie sich ihnen, ihren natürlichen Bedingungen gemäß, darstellen. Die sinnliche Empfindung ist das untrüglichste Kennzeichen alles Wahren und Falschen, und selbst die Empfindungen eines Träumenden oder Wahnsinnigen haben insofern Wahrheit, als sie

von allem Urtheilen unabhängige Vorstellungen sind. Sowol Erinnerung, als Nachdenken ausschließend, ist die Sinneswahrnehmung in uns vorhanden, und es ist unmöglich, daß sie verfälscht werde, denn sie entsteht weder, noch verändert sie sich durch sich selbst. Und auch die Vernunftthätigkeit ist nicht im Stande, einen Ausspruch der Sinneswahrnehmung Lügen zu strafen, denn die Vernunftthätigkeit schöpft ja ihren Stoff einzig und allein theils unmittelbar, theils mittelbar aus derselben. Dem Bisherigen zufolge entspringen unsere Irrthümer also nicht aus den sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen, sondern einzig und allein aus unsern Urtheilen, welche uns zu irrigen, vorgefaßten Meinungen verleiten. Wahr sind unsere Behauptungen dann, wenn sie durch unsere Sinne entweder gerechtfertigt oder nicht widerlegt, falsch aber sind sie dann, wenn sie durch die Sinne entweder nicht bekräftigt oder widerlegt und entkräftet werden.

Die Physik betreffend gereicht es dem Epikuros zu gegründetem Vorwurfe, daß er dieselbe nicht enger mit seiner Ethik verbunden hat, und es vermöge eines gewissen „wissenschaftlichen Leichtsinns“ geschehen ließ, daß ihre Grundlagen oft weit von einander abweichen, sowie sich auch seine logischen und physikalischen Grundsätze oft widersprechen. Er folgt in seiner Physik meistens der Atomenlehre des Demokritos. Durch das unumstößliche Zeugniß der Sinne erfahren wir, daß es Körper und einen leeren Raum gebe, ein Drittes ist nicht denkbar. Die Körper zerfallen in zwei Klassen, in die zusammengesetzten und in die einfachen. Diese, die Atome, sind der Sinneswahrnehmung nicht zugänglich*), unentstanden,

*) Wie sehr dieses den logischen Grundsätzen Epikuros widerspricht, ist klar. Wir erkennen nach ihm Alles nur vermittelst der Sinne, die

untheilbar, vollkommen dicht, unveränderlich und unvergänglich. Aus den Atomen sind alle sinnenfälligen Dinge geworden und zusammengesetzt. Aus dem senkrechten, zu unbestimmten Zeiten und an unbestimmten Orten von der geraden Linie abweichenden, Fall der Atome im leeren Raume sind die einzelnen Welten entstanden*). Was die Entstehung der lebendigen Wesen auf der Erde betrifft, so scheint Epikuros darüber gar Nichts, oder doch nur sehr Unbedeutendes gelehrt zu haben. Die Seele bestimmt er als etwas Körperliches, denn nur das ist unkörperlich, dem weder Leiden noch Thun zukommt, und sie besteht aus den feinsten, glattesten und rundesten Atomen. Man unterscheidet in ihr einen vernunftlosen und einen vernünftigen Theil; der erstere ist durch den ganzen Körper verbreitet, der letztere hat seinen Sitz in der Brust. Er scheidet die Thätigkeit der Seele in vier Weisen; sie verursacht die Bewegung, die Ruhe, die Wärme des Körpers und die Empfindung. Vergleichen läßt sie sich mit einem Hauche, der eine warme Beimischung besitzt. Nach dem Tode des Leibes, den sie bewohnt, lös't sich die Seele in die Atome auf, aus welchen sie zusammengesetzt ist. — Auch in der Erklärung solcher Sinneswahrnehmungen, die nicht durch die unmittelbare Berührung unseres Körpers mit dem wahrzunehmenden Gegenstand in uns entstehen, stimmt Epikuros mit Demokritos überein. Hiernach nahm er an, daß von den Gegenständen feine Theilchen ausgehen, welche durch die Sinnesorgane hindurch in unsere Seele dringen. So erklärt er den

---

Atome aber sind der sinnlichen Wahrnehmung unzulänglich; auf welche Weise sollen wir sie nun erkennen?

*) Wir haben die Lehre von den Atomen bereits im dritten Kapitel erörtert, weßwegen wir uns hier eine wiederholte Darstellung ersparen.

Schall, den Geruch und auch die Gesichtsanschauungen. Das Denken ist ebenfalls nichts Anderes, als ein Anschauen körperlicher Bilder, welche mit unendlicher Geschwindigkeit durch die Poren des Leibes hindurch zur Seele gelangen, und wir sind (sogar im Traume) jederzeit von den verschiedenartigsten Denkbildern umgeben, die auf unsere Seele eindringen, die wir aber erst dann beachten, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf sie richten. — Anzuführen ist noch, was Epikuros über die Götter lehrt. Diese führen, nach seiner Ansicht, in menschlicher Gestalt, aber ohne menschliche Bedürfnisse und ohne einen festen Körper, in den leeren Räumen zwischen den einzelnen Welten ein höchst glückseliges Leben. Das Wesen der Götter ist unveränderlich und selig. Aus ihrer Seligkeit ergibt sich, daß sie mit den menschlichen Angelegenheiten Nichts zu thun haben, denn die Seligkeit besteht in der Ruhe. Diese Götter Epikur's sind freilich seltsame Wesen. Wo kommen sie her, was sollen sie? Es ist diese ganze Göttergeschichte so unhaltbar und so wenig in dem System Epikur's begründet, daß man vielleicht nicht mit Unrecht glaubt, er habe sie nur in der Absicht hingestellt, etwaigen Anklagen wegen Atheismus zu entgehen.

In der Ethik stellte Epikuros den Grundsatz auf, daß das höchste Gut in der Glückseligkeit bestehe, wie wir diesem Grundsatz schon bei mehreren Philosophen seiner Zeit begegnet sind. Aber in was setzte er die Glückseligkeit? In die Lust, welche er deßhalb auch schlechthin als das höchste Gut bezeichnet. Er sucht die Wahrheit dieser Bestimmung zu beweisen durch den Satz, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere, von der Natur angetrieben würden, die Lust zu erstreben, die Unlust oder den

Schmerz zu fliehen. Demnach ist jede Lust an und für sich ein Gut, und nur in relativer Weise kann sie zu einem Uebel werden. Obgleich aber jede Lust an sich ein Gut ist, so darf dennoch nicht jede genossen, und obgleich jede Unlust an und für sich ein Uebel ist, so darf dennoch nicht jede geflohen werden. Aus mancher Lust entspringt nämlich eine sie weit überwiegende Unlust, deßhalb ist sie zu verwerfen; aus mancher Unlust dagegen eine sie weit überwiegende Lust, und deßhalb muß die erstere gesucht werden. Es ist hiebei vor Allem nothwendig, das gegenseitige Verhältniß zwischen den einzelnen Vergnügen und Leiden auszumitteln. Die Lüste der Seele sind den Lüsten des Körpers weit vorzuziehen, denn die Seele vermag nicht nur in dem Bewußtsein gegenwärtiger, sondern auch in der Erinnerung vergangener und in der Erwartung zukünftiger Genüsse zu schwelgen, während die körperliche Lust an den Augenblick gekettet ist. Aus dem gleichem Grunde sind im umgekehrten Falle die Seelenleiden größere Uebel, als die körperlichen. Dieß ist unstreitig ein schöner Punkt in der Moral des Epikuros, allein man kann ihm sogleich einen schroffen Gegensatz entgegenhalten in seinem Ausspruch: ich kann mir Nichts denken, was ich das Gute nennen möchte, außer den Lüsten, welche aus dem Geschmack oder aus dem Genuß sinnlicher Liebe fließen, oder uns durch das Gehör und den Anblick schöner Gestalten verschafft werden *). Es läßt sich freilich dieser Satz mit dem obigen, worin die Lüste der Seele über die des Körpers gestellt werden, einigermaßen in Uebereinstimmung bringen durch Epikur's Ansicht, alle Lust der Seele ent-

*) Metrodoros, Epikur's Freund, schämte sich nicht, zu gestehen, daß die Lehre, welche an die Natur sich halte, alle Sorgfalt auf den Bauch wende. Ritter's Gesch. d. Ph. Bd. III. S. 455.

springe nur daraus, daß zuerst der Körper Lust genossen habe. Nach dem bisher Gesagten wird es nicht befremden, daß Epikuros glaubte, die Tugend sei nicht um ihrer selbst willen, sondern nur um der aus ihr entspringenden Lust zu erstreben; gerade wie die Heilkunde um der Gesundheit willen. Unsere Begierden scheiden sich in natürliche und nothwendige, und in natürliche und nicht nothwendige, wozu dann noch weder natürliche noch nothwendige kommen, die auf ein nichtiges Vorurtheil über den Werth der Dinge gegründet sind. Die natürlichen und nothwendigen werden befriedigt durch die Entfernung schmerzlicher Empfindungen, die Befriedigung der natürlichen und nicht nothwendigen erhöht nur das Vergnügen und gibt ihm Wechsel und Mannigfaltigkeit. Als der Inbegriff aller Lust ist zu betrachten: die Schmerzlosigkeit des Körpers und die Sorgenlosigkeit der Seele*). Erreichen wir diesen Zustand vermittelst der Befriedigung der unserem Leibe und unserer Seele von Natur zukommenden Begehrungen, so besitzen wir die Glückseligkeit. Zu ihrem Besitze verhilft uns der praktische Verstand, aus dem alle Tugenden entspringen, und der uns befähigt, das Richtige zu wählen, das Schädliche zu vermeiden. Ohne vernünftig und edel zu sein, kann man nicht glückselig leben, und umgekehrt können wir, ohne die Lust zu besitzen, auch nicht rechtschaffen leben. Die Tugenden stehen mit der Lust in der engsten Verbindung, und ein glückseliges Leben ist nothwendig mit ihnen vereinigt. Als einen Weisen bezeichnet Epikuros einen

---

*) Es wird dem Leser nicht entgehen, daß die Glückseligkeitslehre des Epikuros in vielen Punkten mit der der Kyrenaiker (siehe das achte Kapitel) übereinstimmt. Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht aber darin, daß die Kyrenaiker die Lust in die Gemüthsbewegung, Epikuräer in die Gemüthsruhe setzen.

Solchen, der stets alles Unangenehme zu vermeiden, sich von Sorgen und Arbeiten zu befreien und an Nichts Interesse zu nehmen weiß, was er verlieren könnte. Die Weisheit ist vornehmlich auch deßwegen ein großes Gut, weil sie uns die Furcht vor dem Tode benimmt, und diesen als etwas Gleichgültiges betrachten läßt, um welches wir uns gar nicht zu bekümmern brauchen, denn so lange wir sind, ist der Tod nicht da, und ist der Tod da, so sind wir nicht mehr. Der Tod ist weder Lust noch Unlust, sondern blos ein Aufhören aller Empfindung, und deßwegen weder ein Gut, noch ein Uebel. Als das für den Weisen wichtigste Mittel zur Erreichung der Glückseligkeit bezeichnet Epikuros die Freundschaft, welche jeden Genuß zu verschönern und auszuschmücken versteht.

Wir ersehen aus dieser Darstellung, daß zwar die Vorstellung von Epikur's Lehre, als empfehle dieselbe ein unausgesetztes Schwelgen in sinnlicher Lust, eine falsche sei, können aber auf der andern Seite nicht leugnen, daß in ihr eigentlich doch nur das Streben nach Sinnenlust empfohlen sei, denn unter Seelenlust versteht er am Ende doch weiter Nichts, „als die Wiederholung oder Erwartung der sinnlichen Lust im Geiste." Den schwer zu treffenden Takt des Genusses hat zwar er für seine Person allen Nachrichten zufolge getroffen, allein dieß war bei seinen sehr zahlreichen Anhängern nur allzuoft nicht der Fall. Eine Fortbildung hat seine Lehre nicht erfahren, und zwar hauptsächlich aus dem schon oben angedeuteten Grunde, weil seine Schüler eine zu große Verehrung vor den Ansichten ihres Meisters hegten, um je eine Veränderung oder Erweiterung derselben zu versuchen. Ihr wissenschaftlicher Gehalt ist ein geringer. Epikuräer aber hat es durch alle Jahrhunderte herab seit Epikuros gegeben, und gibt es jetzt noch. Man versteht heut zu Tage, freilich oft

oberflächlich genug, unter einem Epikuräer einen Menschen, der seinen Lebenszweck darein setzt, dem Sinnengenuß, besonders dem raffinirtern, zu huldigen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Skeptizismus und die neuere Akademie.

Die philosophische Erscheinung des Skeptizismus oder der Skepsis wurde begründet durch

Pyrrhon aus Elis im Peloponnesos (jetzt Morea), der um das Jahr 340 vor Chr. lebte. Von armen Eltern herstammend, beschäftigte er sich in seiner Jugend mit der Malerei. Theils durch eigenes Nachdenken, theils durch das Studium der Schriften Demokrit's wurde er zur Philosophie geleitet. Als seine Lehrer werden Bryson oder Dryson und Anararchos genannt. In der Gesellschaft des Letztern soll er Alexander den Großen auf seinem Zuge nach Indien begleitet und dort die Weisheit der Bramanen, Gymnosophisten und Magier kennen gelernt haben. Nach Griechenland zurückgekehrt, nahm er die Lebensart eines Philosophen an, und beschäftigte sich eifrigst mit der Wissenschaft. Im Verlaufe seiner Studien kam er allmälig auf den Punkt, allen Wissenschaften zu mißtrauen, ja endlich alles Wissen für unnütz zu halten und

*) Skeptizismus, Skepsis, Skeptiker werden hergeleitet von dem griechischen Zeitwort σκέπτεσθαι, welches bedeutet: mit vorgehaltener Hand in die Ferne sehen, dann auch: forschen, nachdenken, sich besinnen, untersuchen; σκεπτικός, zum Betrachten, Untersuchen gehörend; σκέψις, das Betrachten, Bedenken, Untersuchen.

nur der Tugend einen Werth beizulegen. Er brachte sein Leben meistens in Einsamkeit zu, und suchte durch strenge Mäßigkeit und Selbstbeherrschung zu einer höchstmöglichen Seelenruhe zu gelangen. Berühmt war sein Scharfsinn und die Klarheit seiner Rede. Eine unwandelbare Ruhe schien ihm der eigentliche Zweck der Philosophie zu sein, und aus seiner Ansicht, daß diese Ruhe durch Nichts so sehr gestört werde, wie durch die verschiedenen Meinungen der Menschen, ging dann seine philosophische Lebensansicht, der Skeptizismus, hervor, welcher, nach seinem Begründer benannt, auch Pyrrhonismus heißt. Die Mitbürger Pyrrhon's scheinen ihn sehr hochgeschätzt zu haben, denn es wird erzählt, sie hätten ihn zum Oberpriester ernannt, und ihm zu Ehren ein Gesetz erlassen, kraft dessen alle Philosophen von den öffentlichen Abgaben befreit wurden. Er starb im neunzigsten Lebensjahre, und die Athenienser errichteten ihm eine Statue. Schriften hat er keine hinterlassen, und die Grundsätze der Skepsis wurden erst durch Pyrrhon's Freund und Schüler, Timon, schriftlich verarbeitet.

Dieser Timon war in seiner Jugend Chortänzer auf dem Theater. Später wandte er sich zur Philosophie, welche er zuerst bei Stilpon in Megara, nachmals bei Pyrrhon in Elis hörte. Nebenbei trieb er auch Arzneikunst. Später erwarb er sich in Chalkedon ein anständiges Vermögen durch die Lehrweise der Sophisten, und ging dann nach Athen, wo er sich aber von allen philosophischen Studien zurückzog, dagegen viel mit der Poesie beschäftigte. Als Früchte dieser Beschäftigung werden uns mehrere dichterische Werke genannt, die Timon hinterlassen hat, worunter Tragödien und Komödien, und besonders satyrische Gedichte in Hexametern, Sillen genannt, in welchen er die Lehren älterer und neuerer Zeit in skeptischer Weise durchhechelte und zu widerlegen suchte. Daneben führte

er ein vergnügtes Leben und erreichte ein hohes Alter. Nach seinem Tode werden zwar noch mehrere Skeptiker erwähnt, es scheint aber, daß eine eigentliche Schule der Skepsis nie existirt habe. Wahrscheinlich wirkte die neuere Akademie dem Skeptizismus zu kräftig entgegen, als daß er sich lange hätte halten können. Später werden wir noch einmal kurz auf den Skeptizismus zu sprechen kommen.

Der Zweck, den die Skeptiker, namentlich Timon, der Philosophie bestimmten, ist wesentlich ein praktischer. Die Philosophie soll uns zur Glückseligkeit führen; besitzen wir diese, so besitzen wir auch die Tugend, denn diese ist mit der Glückseligkeit Eins. Wie gelangen wir aber zur Glückseligkeit? Dadurch, daß wir folgende drei Punkte zum Vorwurf unserer vernünftigen Betrachtungen machen: 1) Wie die Gegenstände unseres Wahrnehmens und Vorstellens beschaffen seien, 2) wie wir uns zu denselben zu verhalten hätten, 3) welcher Gewinn uns daraus entspringe, wenn wir uns so, und nicht anders, zu ihnen verhalten.

In Beziehung auf den ersten Punkt behauptet die Skepsis, daß uns weder die Sinne, noch unsere Meinungen über das wahre Wesen der Dinge Aufschluß zu geben vermöchten, denn zu jeder Aussage, zu jeder Meinung lasse sich wieder das Gegentheil setzen. Die Skeptiker gewannen aus ihren derartigen Untersuchungen das Resultat, daß alle Dinge von Natur weder gut noch böse, weder wahr noch falsch, sondern ungewiß und unserem Urtheile nicht unterworfen seien. Es gebe also in Wahrheit weder etwas Schönes noch etwas Häßliches, weder etwas Gerechtes, noch etwas Ungerechtes, sondern Alles werde erst dazu durch die Gewohnheiten und Bestimmungen der Menschen.

Daraus, daß wir eigentlich Nichts von den Dingen wis-

sen, ergibt sich mit Leichtigkeit die Antwort auf den zweiten Punkt, rücksichtlich unsers Verhaltens zu den Gegenständen unseres Wahrnehmens und unserer Vorstellungen. Wir müssen uns gänzlich jedes bestimmten Urtheils enthalten, jeder bestimmten Behauptung in Beziehung auf den Werth oder die Beschaffenheit der Gegenstände ausweichen. Unsere Aussprüche müssen sich also lediglich als subjektive Empfindungen oder Vorstellungen geben. Diesen Grundsatz festhaltend und befolgend, hüteten sich die Skeptiker sehr, irgend eine bestimmte Antwort über Etwas zu geben, nnd um diese stets vermeiden zu können, bedienten sie sich gewisser Kunstgriffe, wobei sie eine Menge spitzfindiger Wendungen und ausweichender Redeformen erfanden.

Wenn wir nun in Beziehung auf den ersten Punkt die Vorschriften des zweiten befolgen, was gewinnen wir dadurch? Wir gewinnen dadurch die unerschütterlichste Gemüthsruhe; das ist das letzte Ziel des skeptischen Verfahrens und die Glückseligkeit. Der skeptische Weise ist frei von allen Leidenschaften, welche die übrigen Menschen beunruhigen und unglücklich machen, er lebt in beständiger Ruhe, die ein nothwendiges Resultat des Aufgebens aller Theilnahme an dem Für und Wider der Gegenstände ist, er wandelt dahin völlig sorglos, entscheidet über Nichts und hält Nichts für gut oder böse. Auf diese Weise ist eine gänzliche Apathie, eine völlige Indifferenz in Beziehung auf Alles, was uns zustößt, die natürliche Frucht der Skepsis, und wenn wir erfahren, daß Pyrrhon lehrte, zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Leben und Tod, existire nur ein eingebildeter Unterschied, so geht daraus deutlich hervor, daß er den Menschen aus seinem Wesen ganz und gar heraustreiben, seines Wesens völlig entkleiden wollte. Es würde demnach die Philosophie in einem ganz feindseligen Verhältniß zum Leben stehen, wenn nicht die

Skeptiker versucht hätten, diesen schroffen Gegensatz einigermaßen zu vermitteln, indem sie lehrten, daß der Mensch, da er nun einmal den Menschen nicht ganz auszuziehen im Stande sei, wenigstens unablässig sich bestreben solle, seine Leidenschaften und Begierden zu bezähmen und zu mäßigen, und es dahin zu bringen, daß alle seine Seelenstimmungen sich in Sanftmuth und Mäßigung auflösen.

Länger wollen wir uns hier nicht aufhalten, denn der Leser wird leicht einsehen, das der Skeptizismus, diese Philosophie des Zweifels, gewiß eher ein Zeichen des Verfalls, als eines neuen Aufschwungs der griechischen Philosophie gewesen ist.

Zur nämlichen Zeit, als Zenon und Epikuros ihre Schulen stifteten, bildete sich die neuere Akademie, welche von der ältern, durch Platon gestifteten und bereits oben abgehandelten, wohl zu unterscheiden ist. Das Haupt der neuern Akademie ist

Arkesilaos aus Pitane in Aeolien, der im Jahre 316 v. Chr. geboren wurde, also ein Zeitgenosse des Zenon und Epikuros war. Besitzer ansehnlicher Lebensgüter widmete er sich als Jüngling den edeln Geistesübungen, die in Griechenland gewöhnlich waren, und beschäftigte sich besonders viel mit der Beredtsamkeit. Später ging er zur Philosophie über, indem er sich von ihr, als er nach Athen gekommen war, mehr als von allem Andern angezogen fühlte. Unter seinen Lehrern finden wir Theophrastos, Krantor, Polemon und auch Pyrrhon erwähnt. Er suchte sich mit ältern und neuern Philosophemen möglichst vertraut zu machen. Nach dem Tode des Krates überließ ihm ein gewisser Sokratides den Lehrstuhl in der Aka-

demie, und es wird erzählt, er habe die ältere sokratische Methode zu philosophiren in derselben wieder hergestellt. Mit dem Antritte seines Amtes begann die neuere Akademie*), welche gegen die Epikuräer und Stoiker, besonders gegen die Letztern, einen Gegensatz bildete. Er stand seinem Amte mit Ruhm und Beifall bis an seinen Tod vor, und starb 244 v. Chr. Schriftliches scheint er Nichts hinterlassen zu haben, und der Inhalt seiner Meinungen wird uns hauptsächlich bekannt durch die Schriften seiner Gegner, unter denen sich der Stoiker Chrysippos hervorthut.

Durch ihren Stifter wurde in die neuere Akademie die Skepsis eingeführt, und das Resultat der Ansichten des Arkesilaos läßt sich ausdrücken in seinem Satze: Man wisse Nichts, nicht einmal das, was Sokrates zu wissen behauptet habe, nämlich das, daß er gar Nichts wisse. In seiner zweifelnden Weise sei er dann so weit gegangen, daß er die Grundsätze der Philosophie Platon's blos als geistreiche Vermuthungen habe gelten lassen wollen. Er leugnete sowol die Gewißheit der Erkenntniß vermittelst der Sinneswahrnehmungen, als auch die der Erkenntniß vermittelst des Verstandes. Besonders wandte er auf die Beweise für die Richtigkeit der sinnlichen Erkenntniß viele Mühe. Es werden uns von ihm auch praktische Lebensregeln angeführt. Der Weise solle stets mit Strenge sein eigenes Leben prüfen, denn dieses werde ihm immer Stoff zur Ueberlegung darbieten. Die Armut sei zwar ein Uebel, aber sie befördere die Uebung der Tugend. In politischer Beziehung machte er die Bemerkung, daß, wo viele Gesetze existirten, auch viele Uebertretungen statt-

*) Es werden von verschiedenen Schriftstellern des Alterthums drei oder sogar fünf Akademien aufgezählt, wir brauchen aber auf diese Unterscheidungen nicht näher einzugehen.

fänden. Bei der Wahl zwischen dem Guten und Bösen solle man der Wahrscheinlichkeit folgen, welcher Satz den Hauptunterschied zwischen den Skeptikern und den Neuakademikern bildet. Ueberhaupt eiferten die Letztern nicht so gewaltsam gegen das Menschliche im Leben, und wußten sich der gewöhnlichen Sitte mehr zu bequemen.

Von den Nachfolgern des Arkesilaos sind zu nennen: Lakydes, Euandros, Telekles und Hegesinos. Sie fuhren fort die platonische Philosophie nach skeptischen Ansichten zu modifiziren, entfalteten aber hiebei zu wenig Eigenthümlichkeit, um besonders besprochen zu werden. Bedeutender ist

Karneades aus Kyrene, geboren 217, gestorben 132 v. Chr. Sein Lehrer war Hegesinos. Besonders eifrig studirte er aber die Schriften der Stoiker, um, nachdem er sich ihre Dialektik vollkommen angeeignet, als ein nicht minder gelehrter, als furchtbarer Gegner gegen sie aufzutreten. Er lebte zu Athen, und seine philosophischen Vorträge waren ebenso berühmt durch den sich darin kundgebenden Scharfsinn, als durch äußerlichen Schmuck, womit die Beredtsamkeit des Philosophen sie zu umgeben wußte. Er stand bei den Athenienfern sehr in Ansehen, was daraus erhellt, daß er mit noch zwei andern Philosophen in einer wichtigen Sache als Gesandter nach Rom geschickt wurde. Die Gesandten, und vorzüglich Karneades, benützten ihren Aufenthalt in Rom zu philosophischen Vorträgen, was den Römern eine neue Erscheinung war. Karneades erregte große Aufmerksamkeit und eine Masse junger Römer lauschte seinen wissenschaftlichen Reden. Diese aber gefielen den Alten nicht in gleichem Grade, wie den Jungen, und der strenge Cato trug im Senate darauf an, die griechischen Gesandten bald möglichst abzufertigen, damit römische Tugend und Sinnesart nicht durch ihre Spitzfindigkeiten verderbt würde. Hier in Rom hielt Karneades seine zwei berühmten Reden für

und wider die Gerechtigkeit, wobei er seiner gewohnten Weise folgte, zuerst für, dann gegen seinen Gegenstand zu sprechen. Er habe sich hiebei, nach dem Zeugniß seines vertrauten Schülers Kleitomachos, so wenig auf die eine, oder die andere Seite geneigt, daß man nie habe entdecken können, welches seine eigentliche Meinung sei. Aus diesem Umstand ergibt sich der Inhalt des ganzen Wesens von Karneades Philosophie, die darauf auszugehen schien, mit Hülfe seiner scharfen Dialektik die Lehrsätze aller Philosopheme zu bekämpfen. Schriftliches hinterließ er Nichts.

Es gibt, behauptete Karneades, für die Wahrheit unserer Vorstellungen und Erkenntnisse schlechterdings kein zuverlässiges Kriterium. Es kann uns dieß aber gleichgültig sein, indem es zur Vollbringung der Aufgabe unseres Lebens genügt, wenn wir einen Gegensatz annehmen zwischen den Vorstellungen, welche uns wahr und denen, welche uns falsch zu sein scheinen, und wenn wir dann den erstern beistimmen. Bei den Gegenständen, die unser Thun und Lassen bestimmen, müssen wir uns eben an die Wahrscheinlichkeit halten, und bei den wichtigsten, d. h. bei solchen, die unsere Glückseligkeit bestimmen, an die geprüftesten Erkenntnisse. Das Leben betrachtete er als eine Kunst. Jede Kunst habe die Ausführung eines bestimmten Werkes vor Augen, und so strebe auch der natürliche Trieb des Menschen ein seiner Natur gemäßes Werk zu schaffen. Worin aber dieses Werk bestehe, darüber herrschen drei verschiedene Meinungen; Einige denken es sich als die Lust, Andere als die Befreiung von der Unlust, und noch Andere als die Befriedigung der ersten Bedürfnisse der Natur, welche die Keime aller Tugenden enthalten*). Es scheint, Karneades habe sich für die letztere Ansicht entschieden, ohne jedoch ihre

*) Ritter, Gesch. d. Ph. Bd. III. S. 671.

Unfehlbarkeit behaupten zu wollen. Mehr über seine Meinungen zu sagen, finden wir nicht für nöthig. Es folgte ihm sein Schüler

Kleitomachos aus Karthago, welcher die Sätze seines Lehrers schriftlich darstellte, und zum Nachfolger den Philon aus Larissa hatte, welcher auch in Rom als Lehrer der Philosophie und Redekunst auftrat. Mit dessen Nachfolger, Antiochos aus Askalon, den Cicero einen sehr gebildeten und scharfsinnigen Philosophen nennt, erlosch der Glanz der neuern Akademie.

Vierzehntes Kapitel.

Dritte Periode.

Von Karneades bis Proklos. Von 217 v. Chr. bis 412 n. Chr.

Entartung und Untergang der griechischen Philosophie.

Uebersicht. Epiktetos und die Stoiker. Die Peripatetiker. Die Platoniker. Die Neupythagoräer. Die Skeptiker.

Es wird diese letzte Periode der griechischen Philosophie nur sehr mager ausfallen. Wir haben keine so großartigen Philosopheme mehr zu besprechen, wie in der ersten und zweiten Periode; wir haben nur noch das allmälige Sinken und den endlichen Untergang der griechischen Philosophie zu betrachten. Mit dem Verschwinden der skeptischen Bestrebungen in der neuern Akademie erlosch unter den Griechen alle originelle Produktion in wissenschaftlicher Hinsicht. Die Lampe der For-

schung flackerte Jahrhunderte hindurch trübe und unentschieden, bis sie vor ihrem gänzlichen Erlöschen noch einen täuschenden Schimmer von sich warf im alexandrinischen Neuplatonismus, dessen wir im zweiten Abschnitt dieser Periode gedenken werden.

Ein Hauptgrund des Sinkens griechischer Weisheit lag in der Erschöpfung aller damals bekannten Hülfsmittel in physikalischer and anthropologischer Beziehung. Die Naturforschung war damals noch in gar enge Schranken eingekeilt, und von der Masse von wissenschaftlichen Hülfsmitteln, die den Forschern unserer Tage zu Gebote stehen, hatten die Gelehrten jener Zeiten noch keine Ahnung. Dazu kam die völlige Auflösung des griechischen Nationallebens, welche Auflösung natürlich auch auf die Wissenschaft den verderblichsten Einfluß üben mußte. In diesem Schwanken aller sozialen Zustände konnte auch die Philosophie keinen festen Halt mehr gewinnen, und trieb, ein steuerloser Nachen, auf dem Meere unsicherer Meinung umher. Endlich vermischte sich die griechische Weisheit in dieser Periode so sehr mit fremdartigen Elementen, daß nur äußerst schwer, oft gar nicht unterschieden werden kann, was ihr oder auswärtigen wissenschaftlichen Bestrebungen angehört. Diese letzte Periode ist demnach am denkwürdigsten durch die Verbreitung der philosophischen Lehren der Griechen in andern Ländern, ihre dortige Umwandlung und Verschmelzung mit nationellen Bestandtheilen, und besonders auch durch das Hereinspielen christlicher Vorstellungsweisen, die Modifizirung oder Bekämpfung derselben. Eine detaillirte Betrachtung dieser Thatsachen würde uns aber einestheils zu weit von unserm Zwecke abführen, anderntheils die Geduld des Lesers auf eine allzuharte Probe stellen, wir begnügen uns daher, nur skizzirend zu verfahren.

Unter den fremdartigen Elementen, die, wie schon gesagt, in dem vorliegenden Zeitalter mit griechischer Philosophie sich

vermischten, thun sich vornehmlich orientalische Einflüsse hervor. Es erscheint da ein buntes Gemisch phantastischer Vorstellungen des Morgenlandes, auf Theologie, Psychologie und Kosmologie sich beziehend, und dialektischer Begriffsbestimmungen griechischer Philosophen. Wie sich diese bunten Meinungen mit energischem Schwunge zu einem eigenen System erhoben haben, werden wir hernach zu sehen Gelegenheit haben. Jetzt müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf einige Erscheinungen der griechischen Philosophie richten, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung aufgetaucht, und unserer Aufmerksamkeit nicht so ganz unwürdig sind.

Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt trat auf

Epiktetos, geboren ums Jahr 50 n. Chr. zu Hierapolis in Phrygien. Sein Geschick war kein rosiges. Er war Sklave eines gewissen Epaphroditos, eines Freigelassenen Nero's. Es wird uns erzählt, Epiktetos habe die Mißhandlungen seines übermüthigen Gebieters mit einer Seelenruhe ertragen, die den wahren Weisen nach stoischen Grundsätzen charakterisirt. Einmal habe ihn sein Herr hart und wiederholt auf den Schenkel geschlagen, wozu der Weise bemerkte: du wirst mir den Schenkel zerschmettern, o Herr! Dieser aber setzte seine Mißhandlung fort und zerschmetterte seinem Sklaven in der That das Bein, worauf dieser ruhig äußerte: Habe ich dir es nicht vorausgesagt? Später ward er freigelassen, genoß den Unterricht des Stoikers Cajus Musonius Rufus, und widmete sich ganz der stoischen Philosophie. Er lehrte zu Rom, wurde aber von Kaiser Domitian, der seine Grundsätze aus leicht begreiflichen Gründen haßte, nebst andern Philosophen, zugleich mit den Giftmischern und Mathematikern aus Rom verbannt. Er begab sich nach Nikopolis in Epiros, und trat auch dort als Lehrer der Philosophie auf, scheint aber nach Domitian's Tod nach Rom zurückgekehrt zu sein, und noch zu Kaiser Hadrian's Zeiten

gelebt und gelehrt zu haben. Er hinterließ nichts Schriftliches und seine Lehrsätze wurden erst durch seinen Schüler Flavius Arrianus, in dessen „Encheiridion" und „philosophischen Gesprächen"*) gesammelt. Epiktetos Streben ging dahin, nach den Grundsätzen eines gemilderten Stoizismus eine reine, religiöse und gemeinfaßliche Moral zu lehren. Seine Anhänger suchten dieselbe sodann möglichst zu verbreiten.

Unter den Peripatetikern dieser Zeit erwarb sich den größten Ruf Alexandros von Aphrodisios. Er lebte zu Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts. Er verfaßte mehrere Werke, von denen einige auch auf uns gekommen sind, die aber meistens nur aus Kommentaren zu den Schriften des Aristoteles bestehen. Wie die übrigen Peripatetiker beschränkte auch er sich auf die Erläuterung und Erklärung der aristotelischen Lehre, und von seinen bedeutenden Leistungen in diesem Fache erhielt er den Beinamen „der Ausleger, Erklärer (ἐξηγητής)."

Unter den Platonikern, welche noch immer die Akademie inne hatten, thaten sich hervor: Thrasyllos, Albinos, der eine Einleitung in die Schriften Platon's verfaßte, Alkinoos, der einen gedrängten Abriß des platonischen Systems schrieb, Klaudios Galenos, geboren 131 n. Chr., noch jetzt berühmt als einer der größten Aerzte, und Plutarchos von Chäronea. Dieser letztere ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller des Alterthums. Geboren um das Jahr 50 n. Chr. studirte er zu Athen die Philosophie unter Ammonios aus Alexandria, wandte sich dann nach Rom, wo er philosophische Vorträge hielt, und vom Kaiser Trajan zum Konsul und zum Gouverneur von Illyrien ernannt worden sein soll. Auch unter Kaiser Hadrian, der früher seinen Unterricht genossen, bekleidete er mehrere Ehrenstellen. Später ging er in seine Heimat zurück, wurde Priester des Apollon und

*) Ins Deutsche übertragen durch Schulz, in zwei Bänden; Altona 1801.

starb ums Jahr 120 oder 130 n. Chr. Er soll gegen 300 philosophische und historische Schriften verfaßt haben: wir besitzen unter seinem Namen noch 125, von denen aber mehrere offenbar unächt sind. In seinen philosophischen Werken gibt er ausführliche Erläuterungen über die platonische Lehre, und behandelt dann mehrere Gegenstände des praktischen Lebens, z. B. die Erziehung, in gemeinfaßlicher Weise. Von größerem Werthe, als diese, sind seine historischen Schriften, besonders seine vergleichenden Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer, die für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig sind *). — Uebrigens förderten die Platoniker dieser Periode nichts Eigenthümliches im Gebiete philosophischer Spekulation zu Tage, und wenn sie sich nicht auf die bloße Erklärung der Schriften Platon's beschränkten, so geriethen sie durch Vermengung derselben mit orientalischen, besonders ägyptischen Mythen, nur auf bedauerliche Abwege. — Anzuführen ist hier als Platoniker auch noch L. Apulejus aus Madaura in Afrika, der in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung lebte. Er studirte zu Karthago und Athen, ging dann nach Rom und nährte sich, nachdem er mit großer Anstrengung die lateinische Sprache erlernt, als Advokat. Bei seines Vaters Tod ward er Herr eines ansehnlichen Vermögens, welches er auf großen Reisen verbrauchte, auf denen er sich in verschiedene Mysterien einweihen ließ. Arm in seine Heimat zurückgekehrt, verheiratete er sich mit einer reichen Wittwe, und vergeudete seine reichen Geisteskräfte in Beschäftigungen mit Mystik und Zauberkunst. Er mußte sich einmal förmlich gegen die Anklage der Zauberei vertheidigen. Berühmter als seine philosophischen und rhetorischen Werke machte ihn sein Roman „der goldene Esel," der voller Witz, Phantasie und Satyre ist, und in dem sich besonders die Episode von

*) Uebersetzt von Kaltwasser, 10 Bde. Magdeburg 1799—1806.

Amor und Psyche auszeichnet, die unser Herder den zartesten und vielseitigsten Roman nennt, der je erdacht worden *).

Die Neupythagoräer, welche im ersten Jahrhundert n. Chr. auftraten, und unter denen Sotion aus Alexandria, Moderatos aus Gadeira, Nikomachos aus Gerasa, zu nennen sind, versuchten eine Verschmelzung des Pythagoräismus mit dem Platonismus, oder vielmehr, sie suchten den letztern auf den erstern zurückzuführen, indem sie alle höhere Erkenntniß, welche in Platon's Lehre angetroffen wird, als von Pythagoras herstammend, bezeichneten. — Zu diesen Neupythagoräern wird auch gerechnet, Apollonios aus Tyane, dessen Leben Flavius Philostratus (lebte gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr.) in acht Büchern beschrieben hat. Apollonios **) lebte zu gleicher Zeit mit Christus, und ward diesem als Magier und Wunderthäter von den Heiden entgegengestellt. Die Schrift des Philostratus enthält viel Fabelhaftes über ihn. Jedenfalls aber ist er kein gewöhnliches Individuum. In seiner Jugend den unwiderstehlichen Trieb in sich fühlend, ein ächter Schüler des Pythagoras zu werden, ging er nach Aegos, wo sich ein Tempel des Asklepios befand, dessen Priester ihm Unterricht in ihren Geheimlehren ertheilten. Gemäß den Vorschriften des Pythagoras enthielt er sich aller animalischen Nahrung, nährte sich von Wurzeln und Kräutern, trank nie Wein, kleidete sich höchst einfach, ging mit bloßen Füßen, ließ Bart und Haare wachsen, und legte sich ein fünfjähriges Stillschweigen auf. Hernach besuchte er die Landschaften Pamphilien und Zilizien, die Städte Antiochia und Ephesus, und versammelte Schüler um sich. Dann beschloß er,

---

*) Deutsch von Rode, 2 Bde. Dessau 1783.

**) Nicht zu verwechseln mit dem Poeten Apollonios aus Rhodos, der im dritten Jahrh. n. Chr. lebte, und ein episches Gedicht „Argonautika" geschrieben hat.

nach Indien zu gehen, um die Weisheit der Bramanen kennen zu lernen, und als seine Schüler vor den Gefahren einer so weiten Reise zurückbebten, machte er sich allein auf den Weg. Auf dieser Reise gesellte sich ein gewisser Damis zu ihm, der ihn für einen Gott hielt und sein Begleiter ward. Zu Babylon besprach er sich mit den dortigen Magiern und setzte dann seine Reise nach Indien fort, wo er auf die Empfehlung des Königs Phraortes von den Bramanen in ihre Lehren eingeweiht wurde. Ueber Babylon nach Jonien zurückgekehrt, ward er in allen Städten mit tiefer Ehrfurcht und Huldigung empfangen. Er hielt öffentliche Vorträge, lehrte darin, nach Pythagoras Beispiel, die Gemeinschaft aller Güter, und ermahnte die Menschen zur Thätigkeit und Sittlichkeit. Den Einwohnern von Ephesus prophezeite er Pest und Erdbeben, was Beides eingetroffen sein soll. Nach Athen gekommen, hielt er ebenfalls vor allem Volke Vorträge, in welchen er Gebet und moralische Besserung anempfahl. Offen behauptete er, die Zukunft völlig zu kennen und Wunder verrichten zu können. Er ging endlich auch nach Rom, und zwar gerade zur Zeit, als der Kaiser Nero alle Magier u. s. w. aus der Stadt verwiesen hatte. Dessenungeachtet trat Apollonios auch hier öffentlich auf, und unter andern Wunderthaten soll er auch eine Frau vom Tode erweckt haben. Nachdem er von Rom aus nach Spanien gegangen war, kehrte er, während sein Ruf sich immer mehr vergrößerte, über Italien nach Griechenland zurück, und ging von da nach Aegypten, wo er von dem klugen Vespasian gleich einem Orakel benutzt wurde. Nachdem er Aethiopien bereist hatte, ward er vom Kaiser Titus ehrenvoll aufgenommen und in den wichtigsten Dingen um Rath gefragt. Nach Titus Tode wurde er unter dem grausamen Domitian eines politischen Vergehens angeklagt. Er stellte sich aber freiwillig vor Gericht, und ward freigesprochen. Als eines seiner glänzendsten Wunder wird erzählt, daß er Domitian's Ermordung in dem Momente ihrer Ausführung gewußt

und verkündet habe. Rom den Rücken wendend, durchwanderte er noch einmal ganz Griechenland. Dann ließ er sich zu Ephesus nieder, eröffnete eine philosophische Schule, in der er nach pythagoräischen Grundsätzen lehrte, und starb daselbst in einem Alter von beinahe hundert Jahren. — Ein fernerer Pythagoräer war auch Numenios aus Apamea in Syrien, der in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. lebte und behauptete, die Lehren des Bramaismus und Mosaismus, die religiösen Vorstellungen der Chaldäer und Aegypter, stimmen völlig mit dem pythagoräischen und platonischen System überein, und Platon sei eigentlich nichts Anderes, als ein Moses in attischer Sprache. Er unterschied zwei Götter: einen ursprünglichen, welcher das absolut Gute, die Vernunft, die Quelle aller Wesenheiten, und einen abgeleiteten, den Demiurgos oder Weltbildner, welcher nach dem Urbilde der Ideen die sichtbare Welt entstehen läßt. — Eine merkwürdige Erscheinung, die man ebenfalls hieher rechnen kann, ist der Jude Philon aus Alexandria. Es wurde, wie der alte Brucker nachweist, zwanzig Jahre v. Chr. geboren und lebte noch nach diesem. Er war im Besitze einer vielseitigen Bildung und großer Gelehrsamkeit. Seine Landsleute, deren damals beinahe eine Million in Aegypten gelebt haben soll, sandten ihn, als er schon bejahrt war, nach Rom, um dem Kaiser Caligula, bei dem die Juden sehr verleumdet worden waren, eine bessere Meinung über sie beizubringen. Als unwahr ist die Sage zu verwerfen, nach welcher er unter dem Kaiser Claudius abermals nach Rom gekommen sei, und dort den Apostel Paulus kennen gelernt habe. Philon hat sehr Vieles geschrieben, mehrere seiner Werke besitzen wir noch, z. B. von der Unveränderlichkeit Gottes, vom Bau der Welt, von den Belohnungen und Strafen u. dergl. m. Wie sich die griechischen Philosophen dieser Periode bestrebten, der griechischen Philosophie eine orientalische Färbung

zu geben, sie mit morgenländischen Elementen, worunter natürlich auch jüdische, zu versetzen, so wandte Philon die umgekehrte Verfahrungsweise an, indem er nämlich darauf ausging, den Mosaismus durch die spekulative Philosophie der Griechen zu erklären. Er behauptete, jede Erleuchtung des menschlichen Geistes in Bezug auf die höchsten Erkenntnisse sei einer schlechthin von Gott ausgestralten Begeisterung zuzuschreiben, und aus dieser Behauptung konnte er sich auch die Ansicht abstrahiren, daß Moses, indem er den möglich höchsten Gipfel philosophischer Erkenntniß erklommen, auch durch göttliche Offenbarung Unterweisung erhalten habe, und daß in den göttlichen Offenbarungen, die das jüdische Volk in der Bibel besitze, die vollendetste Philosophie enthalten sei, welche der menschliche Geist zu fassen vermöge. Um diese Philosophie aber zu erkennen, müsse man die Bibel nicht ihrem Wortsinne nach, sondern allegorisch auslegen. —

Auch die Skepsis fand in dieser Periode noch Anhänger, welche aber ebenfalls durchaus nichts Originelles in diesem Fache philosophischer Spekulation zu Tage förderten. Als bekannt gewordene Vertheidiger des Skeptizismus sind zu nennen Aenesidemos *) von Gnossos auf der Insel Kreta, der zu Cicero's Zeiten in Alexandria lebte, Agrippa und besonders Sextos der Empiriker. Sein Geburtsort ist unbekannt, er lebte wahrscheinlich in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. Der Empiriker hieß er, weil er, in seinem Berufe als Arzt, mehr nach empirischen (Erfahrungs-) Grundsätzen, als nach theoretischen handelte. Er hat in drei Büchern

*) Nicht Amesidemos, wie der Name S. 133 fälschlich gedruckt ist. Auf selbiger Seite ist auch zu lesen Dionysios Longinos statt Lomginos.

eine Darstellung des Skeptizismus geschrieben, und noch ein anderes Werk in elf Büchern verfaßt, in welchem er theils die Mathematiker, theils die Philosophen überhaupt, bekämpfte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die alexandrinischen Neuplatoniker.

Wie früher Athen der Hauptsitz nicht nur der Philosophie, sondern der Künste und Wissenschaften überhaupt gewesen war, so war es jetzt Alexandria in Aegypten. Erbaut von Alexander dem Großen im Jahre 332 v. Chr., schwang es sich, durch seine außerordentlich glückliche Lage begünstigt, bald zur ersten Handelsstadt der damaligen Welt empor. Seine fünf Häfen wimmelten von den Schiffen aller damals seefahrenden Nationen und Orient und Okzident boten sich hier in mannigfachen Wechselverhältnissen die Hände. Unter der Herrschaft der Ptolomäer wurde es die Hauptstadt Aegyptens, und von diesen prachtliebenden, weisen Regenten auf jede Weise vergrößert und verschönert. Die Bewohner waren Aegypter, Griechen und Juden, von welchen letztern hier die unter dem Namen Septuaginta bekannte griechische Uebersetzung der Schriften des alten Testamentes verfaßt wurde. Berühmt im Alterthume, als eine Sammlung aller Schätze der Literatur, war die alexandrinische Bibliothek, welche aus mehreren hunderttausend Bänden oder vielmehr Rollen bestand. Sie ging unter der Belagerung Alexandria's durch Julius Cäsar größtentheils zu Grunde, wurde aber durch den Bücherschatz der Könige von Pergamus wieder ergänzt, und erhielt sich bis auf die Zeiten des christlichen Kaisers Theodosius. Dieser ließ alle heidnischen Tempel im römischen Reiche zer-

stören, und da die alexandrinische Bibliothek unglücklicherweise im Tempel des Jupiter Serapis aufgestellt war, so wurde sie mit dem Gebäude von einer Schaar fanatischer Christen unter Anführung und Leitung eines blindwüthenden Erzbischofes verbrannt und zerstört. Auf diese traurige Weise ging ein unschätzbarer Hort der Wissenschaft zu Grunde.

Wie schon gesagt, hatte sich Kunst und Wissenschaft aus dem gesunkenen Athen nach dem frisch aufblühenden Alexandria geflüchtet, und durchlebte hier, bevor die finstere Nacht, welche eine lange Zeit hindurch im Mittelalter auf geistigen Bestrebungen waltete, hereinbrach, noch eine glänzende, wenn auch von mancher schiefen Richtung und bedauernswerthem Ungeschmack nicht freie, Periode. Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, die vielen Männer zu erwähnen, welche sich in Alexandria als Dichter, Philologen, Grammatiker, Redekünstler u. s. f. einen rühmlichen Namen erworben, wir müssen uns auf die alexandrinischen Philosophen beschränken, zu denen wir sogleich übergehen werden.

Die alexandrinischen Neuplatoniker hatten in Philon, dem gelehrten Juden, einen rüstigen Vorkämpfer gefunden. Seine Bestrebungen, die griechische Philosophie mit den religiösen Vorstellungen des Orients zu verbinden, übten großen, unleugbaren Einfluß auf den alexandrinischen Neuplatonismus, wenn es gleich wahr bleibt, daß die Lehre Platon's die Grundlage ihrer Ansichten und Forschungen geblieben ist. Nachdem Ammonios Sakkas, der beim Beginne des dritten Jahrhunderts n. Chr. zu Alexandrien lehrte und unter andern Origines*), Erennios und Dionysios Longinos zu Anhängern hatte, eine neue eigenthümliche Philosophenschule zu gründen, versucht hatte,

*) Ob dieser Origines der berühmte Kirchenvater ist oder nicht, muß dahin gestellt bleiben.

wurde dieser sein Plan mit glücklichem Erfolge ausgeführt durch seinen weitaus begabtesten Schüler

Plotinos, der überhaupt der ausgezeichnetste Kopf der alexandrinischen*) Schule ist. Sein Leben, welches uns einer seiner Schüler, Porphyrios, beschrieben hat, enthält viele abenteuerliche Züge und eine Menge wunderbarer Dinge, denn es war, wie ein großer Philosoph unserer Tage sagt, damals die Zeit, in welcher das Wunderbare seine Rolle spielte. Geboren zu Lykopolis in Oberägypten im Jahre 205 n. Chr. weihte er sich schon frühe den Wissenschaften. Nachdem er verschiedene Philosophen gehört hatte, fühlte er sich von all' ihren Lehren noch immer sehr unbefriedigt und sein ungestillter Durst nach Erkenntniß machte ihn mißmuthig und melancholisch. Da traf er mit Ammonios Sakkas zusammen, fand Gefallen an dessen Ansichten und genoß seinen Unterricht elf Jahre hindurch. Der hohe Werth, den man, wenn auch nur vom Hörensagen, damals auf die Weisheit Indiens legte, brachte Plotinos zu dem Entschlusse, diese Weisheit an Ort und Stelle kennen zu lernen. In dem Heere des römischen Kaisers Gordian machte er sich auf den Weg, um durch Persien nach Indien zu gelangen. Allein Gordian's Feldzug lief über alle Maßen traurig ab, so daß Plotinos nicht nur seinem Plane entsagen mußte, sondern auch nur mit Mühe sein Leben durch die Flucht rettete. Vierzig Jahre alt, ging er nach Rom, und trat dort als Lehrer seiner Philosophie auf. Seine äußerliche Erscheinung betreffend, gefiel er sich in gewissen Sonderbarkeiten. Er trug sich ganz wie die alten Pythagoräer, enthielt sich der Fleischspeisen völlig u. was dgl. Dinge mehr sind. Uebrigens stand er bei allen Klassen der Gesellschaft im größten Ansehen. Beinahe sechsundzwanzig

*) Man würde irren, wollte man um dieses Namens willen glauben, die alexandrinische Schule oder die Vertreter ihrer Grundsätze seien stets an Alexandria gebannt gewesen.

Jahre hindurch lehrte er in Rom. Kurze Zeit vor seinem Tod zog er sich auf ein Landgut in Kampanien zurück und starb daselbst im Jahre 270 n. Chr. Seine philosophischen Ansichten hatte Plotinos auch schriftlich niedergelegt in einer Reihe skizzirter, flüchtig geschriebener Abhandlungen, welche Porphyrios nach dem Tode seines Lehrers in sechs Enneaden, d. h. Abtheilungen von je neun Büchern, ordnete und herausgab. Auch zwei andere Schüler des Plotinos, Eustochios und Amelios, sollen Ausgaben der plotinischen Werke veranstaltet haben. Diese sind schwer zu verstehen, indem der Styl unklar, der Ausdruck zu gedrängt und der Zusammenhang nur ein sehr loser oder oft auch gar keiner ist. An mehreren Stellen seiner Schriften erklärt Plotinos, daß er sich als bloßen Ausleger Platon's betrachte und nicht auf die Entdeckung eines eigenen Systems Anspruch mache.

Als Prinzip seiner Philosophie ergibt sich der Satz: Die Gottheit ist der Urgrund aller Dinge; sie ist das absolut Vollkommene, und als solches keiner Veränderung in irgend einer Weise, daher keines Strebens und keines Wollens fähig. Als Urquell alles Denkens, alles Lebens und alles Seins ist sie über das Denken, Leben und Sein erhaben. Daraus folgt, daß wir ihr durchaus kein Prädikat beilegen oder irgend einen Namen geben können. Sie ist das Wesen der Wesen, und aus ihr geht das nächste Vollkommenste hervor, nämlich die Vernunft (*νοῦς*, Intelligenz, Verstand). Wie es mit diesem Hervorgehen des zweiten Vollkommenen aus dem Vollkommensten beschaffen sei, hat Plotinos folgendermaßen bestimmt. Die Hervorbringung der Vernunft beruht durchaus nicht auf einer Veränderung des Urgrunds. Dieser ist, wie schon gesagt, unveränderlich und unbeweglich, die Vernunft geht aus seinem Leuchten hervor, gerade wie der Lichtstral aus der Sonne. Die

Vernunft ist das ewige Abbild der Gottheit, aber sie richtet sich, obgleich ihr die Ewigkeit zukommt, stets auf die letzten hin, und bedarf derselben, was umgekehrt nicht der Fall ist. Die Vernunft, als zweites Prinzip, enthält in sich die Ideenwelt, d. h. die wahre und erste Welt, deren Vorstellung man etwa erfassen kann, wenn man von der genauen Betrachtung der sichtbaren Welt, all' ihrer Ordnung, Schönheit, Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit, all' ihrer Bewohner, den Geist zu der bloß denkbaren Welt erhebt, welche das wahre Sein der Dinge in ihrer reinen Wesenheit enthält. Auch in dieser Intelligenz muß es, wie in der sichtbaren, eine Materie geben, denn sie enthält Alles, was in der sichtbaren Welt vorkommt, freilich in weit vollkommnerem Zustand, und so herrscht zwischen der Materie der intellektuellen und der Materie der sinnlichen Welt ein großer Unterschied. Jene ist geistig, lebendig und unveränderlich, diese ist gleichsam nur eine geschmückte Leiche. In gleicher Weise, wie aus der ewigen Wesenheit die Vernunft entsprungen ist, wird von dieser die Weltseele ausgestralt, welche aus der Materie die sichtbare Welt gestaltet und sie mit belebender Kraft durchdringt und erfüllt. — Ueber die Verhältnisse der Seelen- zur Körperwelt und zur Gottheit hat Plotinos folgende Ansichten. Die Vernunft enthält in ihrer höheren Welt auch alle individuellen Seelen. Diese kommen zu einer bestimmten Zeit, unfreiwillig zwar, allein einem inneren Zwange gehorchend, in die sichtbare Welt herab, um sich mit dem Körper zu verbinden, wobei sie aber von der höheren Welt nicht gänzlich Abschied nehmen, sondern sowol dieser, als der sinnfälligen Welt angehören, gerade wie die Stralen der Sonne sowol an dieser als an der Erde haften. Die Bestimmung der Seele ist, unser ganzes Sein zur innigsten Theilnahme an dem absolut Guten zu erheben. Dadurch gelangen wir zur Glück-

seligkeit. Allein wir sollen es dabei nicht bewenden lassen, wir sollen nicht nur die niedrigere Weise der Tugend, nämlich die Tugenden des bürgerlichen Lebens, üben, sondern vermöge der höhern Weise der Tugend unser edleres Selbst ganz vom Sinnlichen befreien, d. h. unser Denken und Trachten ganz der Welt der Intelligenz zuwenden. Gelingt uns dieß im höchsten Grade, so gelangt die Seele zur unmittelbaren Vereinigung mit der Gottheit. Dieß ist ein unaussprechlich seliger Zustand, ein unnennbares Entzücken, die Ekstase, das Einssein mit dem Urquell aller Dinge. In diese Ansichten Plotin's spielen auch Vorstellungen von der Seelenwanderung herein. Diejenigen Seelen nämlich, welche sich im irdischen Leben nicht genug vorbereitet haben zu einem höhern Daseins im Jenseits, wandern, um fernerer Läuterung willen, nach dem Tode ihres Körpers durch andere menschliche Hüllen, oder, wenn sie allzusehr an der Sinnenlust gehangen, durch thierische hindurch, und wenn sie sich ausschließlich den sinnlichen Neigungen hingegeben, führen sie sogar an eine Zeit lang nur das vegetirende Dasein einer Pflanze. Das Böse definirt Plotinos als das Prinzip der Materie. Es entstehe aus der Nothwendigkeit des Gegensatzes zwischen Intelligenz und Materie, indessen sei moralisch schlechtes Handeln bloß dem Willen des handelnden Individuums zuzuschreiben. In Plotinos Schriften wird auch oft von Göttern oder Dämonen gesprochen. Diese sind sammt und sonders dem geistigen Urwesen untergeordnet und zerfallen in drei Klassen. Die erste Klasse hat in der intellektuellen Welt ihren Wohnsitz, die zweite bewohnt die Regionen der sichtbaren Welt über dem Monde, die dritte steht zwischen den beiden ersten Klassen und den Menschen in der Mitte und existirt in den Luftregionen unter dem Monde. — Was Plotinos über Astrologie und Magie u. dgl. lehrte und schrieb,

trägt allzusehr den Charakter seiner verworrenen, wundersüchtigen Zeit und einer unklaren Schwärmerei, um hier auch nur mit einem Worte berührt zu werden. Jedenfalls aber ist er der bedeutendste Philosoph dieses Zeitalters und ein achtungswerther Mann. „Sein Leben und seine Lehre trugen das Gepräge der Andacht und des sittlichen Ernstes; weil seine Lehre sein Glauben war, wurde sein Leben der Spiegel seiner Lehre. Er war ein Mann von scharfem Verstande und großen Kenntnissen in der Philosophie, aber auch von großer Neigung zu phantastischen Träumen, den der Geist seiner Zeit und der Unterricht seines Lehrers genährt hatte; so wurde sein System ein sonderbares Gemisch von tief Gedachtem und von Schwärmerei*).“ — Sein Schüler

Porphyrios, trat in die Fußstapfen seines Lehrers. Er war geboren zu Tyros im Jahre 233 n. Chr., hörte zu Käsarea den Origenes, zu Athen den Longinos, ging dann nach Rom und ließ sich dort von Plotinos unterrichten, dem er sich in traulicher Freundschaft anschloß. Er erwarb sich einen bedeutenden Schatz von Kenntnissen und war, nebst dem Amelios, der ausgezeichnetste Schüler Plotin's. Größere Verdienste, als durch seine eigenen Werke, erwarb er sich durch die Ordnung und Herausgabe der plotinischen. Die Grundsätze seines Charakters waren ein sittlicher Ernst und frommer Sinn; ersterer verleitete ihn oft zu trübsinniger Verachtung der Welt und letzterer ging nicht selten in Schwärmerei über. Er starb im Jahre 305 n. Chr. — Sein Nachfolger,

Jamblichos aus Chalkis, zeigt sich trüber und verworrener. An Geist und Wissen den beiden vorhergehenden Philosophen nachstehend, verlor er sich in mystische Schwindeleien, suchte

*) Ludwig Schaaff's Encyklopädie der klassischen Alterthumskunde, vierte Ausgabe. S. 118.

den Ruf eines heiligen Wunderthäters zu erlangen und sich Christus gleichzustellen oder gar denselben zu verdunkeln. Wir besitzen von ihm mehrere Schriften und Fragmente, unter andern eine Biographie des Pythagoras, die aber, wie Hegel treffend sagt, dem Verstande ihres Verfassers keine große Ehre macht.

Im vierten Jahrhundert des Christenthums verpflanzte sich der Neuplatonismus von Rom und Alexandrien nach Athen, wo er die Akademie für sich in Besitz nahm. Allein er wurde immer unselbstständiger, und im unmächtigen Kampfe gegen die bereits siegreiche christliche Religion immer gestaltloser und geschmackloser. Indessen erhielt er sich zu Athen bis ins Jahr 529. Von Plutarchos, und Syrianos, die in dieser Zeit zu Athen lehrten, ist Nichts zu sagen. Gleichsam als Schlußstein der griechischen Philosophie aber tritt uns noch entgegen eine ausgezeichnetere Persönlichkeit in

Proklos, welcher dem obengenannten Plutarchos auf dem Lehrstuhle der neuplatonischen Akademie zu Athen folgte. Er ward geboren im Jahre 412 zu Konstantinopel. Seine Eltern stammten aus Xanthus in Kleinasien. Schon in früher Jugend hatte er schwärmerische Gesichte. Apollon habe ihn durch Berührung des Hauptes von einer schweren Krankheit geheilt, Pallas Athene ihn aufgefordert, von Alexandrien, wo er philosophischen Studien oblag, als Lehrer der Philosophie nach Athen zu gehen. Hier genoß er den Unterricht des Syrianos und Plutarchos, und folgte dann dem letztern im Lehramte. Er hatte sich die umfassendste Kenntniß aller damals noch blühenden Religionen erworben, kannte die jüdischen Ceremonien und die Mysterien des ägyptischen Gottesdienstes, und war der Ansicht, ein ächter Weiser müsse zugleich der Priester aller Kulte sein. Er führte ein sehr thätiges Leben, schrieb viele Werke und dichtete mehrere schöne Hymnen auf

verschiedene Gottheiten. Wir besitzen von seinen Schriften besonders noch folgende: über die Kugel; zur Theologie Platon's; philosophische Elemente. Er hegte eine große Verehrung vor magischen und weissagenden Schriften, die zur selben Zeit in Umlauf gekommen und dem grauesten Alterthume untergeschoben waren, besonders vor den sogenannten Gesängen des Orpheus und den chaldäischen Drakeln. Seine enthusiastischen Schüler, besonders Marinos, der sein Leben beschrieben hat, erzählen viele Wunderthaten, welche Proklos verrichtet hätte. Er habe bei übergroßer Dürre regnen lassen, Erdbeben gestillt, Krankheiten geheilt und mancherlei göttliche Erscheinungen geschaut. Er machte es sich zur Aufgabe, die einzelnen Systeme der griechischen Philosophie sowol, als das Ganze derselben mit der griechischen Mythologie zu vereinigen, und die Weisheit und Verehrung aller Nationen in ein großes Ganzes zu verschmelzen. Hartnäckig bestritt er die Lehren des Christenthums, in klarer, überzeugender Weise zeigte er seinen Schülern, daß die Mythen und religiösen Grundsätze aller Völker durchgehends ihrer höheren Beziehung nach mit einander übereinstimmten. Seinen philosophischen Untersuchungen legte er das System Platon's zu Grunde, modifizirte es aber in eigenthümlicher Weise, ohne sich indessen von den herrschenden Vorurtheilen und der Alles vermengenden Schwärmerei seiner Zeit befreien zu können. Er starb in Athen im Jahre 485 n. Chr.

Seine Schüler und Anhänger, unter denen sich Marinos, Isidoros, Zenodotos, Damaskios und Simplikios auszeichneten, führten die neuplatonische Schule bis ins sechste Jahrhundert fort. Im Jahre 529 aber ließ der oströmische Kaiser Justinian die heidnischen Philosophenschulen zu Athen mit Gewalt schließen, und verjagte die Philosophen aus seinem Reiche. Mit mehreren derselben flohen auch Isidoros, Damas-

kios und Simplikios zu dem persischen König Chosroes, welcher damals mit Justinian im Kriege lag. Chosroes machte beim Friedensschlusse mit Justinian die Bedingung, daß die verbannten Philosophen in ihre Heimat zurückkehren und ungefährdet lehren sollten, worauf die drei Genannten mit ihren Gefährten heimkehrten. Aber es gelang ihnen nicht, den Ruin des sinkenden Gebäudes der Philosophie aufzuhalten. Sie hinterließen nicht einen einzigen namhaften Nachfolger, und mit ihnen erlosch die lange, glänzende Reihe der griechischen Philosophen.

Griechenland und Rom.

2. Rom.

Wie der Grieche groß ist durch die Idee der Kunst, der Hebräer durch die Idee eines heiligsten Gottes, so sind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall, wo sie in der Begeisterung dieser Idee gefochten, geschrieben und gebaut haben.

H. Heine.

Je ausführlicher wir in der ersten Abtheilung dieses Buches gewesen sind, desto kürzer können wir uns hier in der zweiten fassen; was dort auf Bogen, kann hier auf Seiten abgehandelt werden. Die Römer waren kein philosophisches, sondern ein rein kriegerisches Volk. Kunst und Wissenschaft waren bei ihnen nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Verschönerung des Lebens, zur Erhöhung der Genüsse, zur Verzierung ihrer gewaltigen Roma. Ihre Poesie, ihre Philosophie war keine eigenthümlich produktive; die Griechen waren und blieben in allen geistigen Bestrebungen ihre Muster, welche oft plump genug nachgeahmt wurden. Die gefeiertesten römischen Dichter, sind sie nicht als Nachahmer der Griechen anerkannt? Ihre Weisheit, ist sie nicht völlig aus griechischer Quelle geschöpft, und wurde diese Quelle nicht häufig getrübt durch die unachtsamen Fäuste der Welteroberer? Welcher Römer war ein großer Maler, ein großer Bildhauer? Keiner. Sie konnten und wollten es nicht sein.

Sie waren bestimmt, die Herren der alten Welt zu werden, und sie wurden es. Rom, sagt Herder*), von seinem höchsten bis zum niedrigsten Gliede war ein Kriegsstaat. Diesen Inbegriff seines ganzen Wesen hielten seine Bürger mit konsequentester Strenge und Ausdauer fest, alle ihre Bestrebungen waren darauf gerichtet, diese Idee ihres Staates im Leben zu verwirklichen. Ihre Erziehung, ihre Gesetze, ihre Politik und Staatsverfassung waren einzig und allein von diesem Gedanken durchdrungen und beseelt, und groß waren sie in der beharrlichen Befolgung ihres Grundsatzes, „nie nachzulassen, bis der Feind im Staube lag, und daher immer nur mit einem Feinde zu schlagen; nie Frieden anzunehmen im Unglücke, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, sondern fest zu stehen, und desto trotziger zu sein gegen den glücklichen Sieger; großmüthig und mit der Larve der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu schützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen suchte, bis man zeitig genug den Bundesgenossen befehlen, die Beschützten unterdrücken, und über Feind und Freund als Sieger triumphiren konnte." Bewundernswerth waren die Römer immer, wenn sie ihrer eigenthümlichen Natur folgten, wenn sie handelten als ächte Söhne der weltherrschenden Stadt. Man betrachte ihre riesigen Bauten, ihre Gesetze, ihre Geschichtswerke, ihre Beredtsamkeit! Welch' ein hoher Geist weht aus ihnen! In allen ist deutlich ausgeprägt das Bewußtsein der Weltherrschaft. So auch in ihrer Sprache, die voller Kraft und Charakter ist. Bestaunenswerth ist dieses römische Weltreich, das, hervorgegangen aus einem Vereine landesflüchtiger Vagabunden, über Ost und West, Süd und Nord der damals

*) Sämmtl. Werke, Stuttgarter Ausgabe Th. VI. S. 216.

bekannten Welt sein herrschendes Schwert streckte, und was die Griechen durch die Gewalt des Geistes, das vollbrachten diese bepanzerten Söhne Roms durch die Macht des Armes und eines eisernen Willens, so daß gewiß Jedermann dem Dichter beipflichten muß, wenn er singt:

Der Römer Streitkohorten
Sprengten der Unsterblichkeit diamantne Pforten!

Sechszehntes Kapitel.

Die Religion der Römer.

Die Römer haben ihre Nationalreligion, ihre Götterlehre, von den Griechen überkommen, und derselben blos lokale oder nationale Modifikationen und Farben gegeben. Sie folgten ganz den griechischen Mythen über die Schöpfung des Universums, dessen ursprünglichen Zustand, über die Bildung der Menschen u. s. f. Wir haben oben gesehen, daß nach der griechischen Göttermythe der von seinem Sohne Zeus der Herrschaft entsetzte Kronos nach Latium in Italien floh. Hier wurde er von den Latinern gut aufgenommen, und sodann von den Römern unter dem Namen

Saturnus verehrt. Es erlebte unter seiner Herrschaft Latium das sogenannte goldene Zeitalter, in welchem die Menschen nicht alterten, in steter Glückseligkeit, in Fülle der Gesundheit und Kraft lebten, und, ohne zu arbeiten, die reichen Güter der Erde genossen. Der bedeutendsten römischen Dichter einer, Virgilius Maro*), sagt über diesen Gott Folgendes:

---

*) Die ausgezeichnetsten römischen Dichter waren:
Publius Virgilius Maro, geb. im J. 70 v. Chr., schrieb

„Erstlich erschien Saturnus aus Aetherhöhn des Olympus,
Jupiters Waffen entflohn und verbannt von entrissener Herrschaft,
Welcher dem rohen Geschlecht, das auf hohen Gebirgen zerstreut war,
Ordnung und weise Gesetze verlieh; doch nannt' er die Landschaft
Bergendes Land, weil sicher er dort sich verbarg in der Gegend.
Unter diesem Gebieter erschien das goldene Alter,
Wie man erzählt, so friedlich beherrscht er in Ruhe die Völker."

Zu Rom wurde er hoch geehrt, es war ihm ein unterirdischer Tempel geweiht, und ihm zu Ehren feierte man die Saturnalien, ein allgemeines, erst dreitägiges, dann fünftägiges Fest, an welchem alle Geschäfte, sogar die des Krieges, ruhten. Man brachte dem Gotte, als Beschützer alles Feld- und Gartenbaues, Opfer von Feldfrüchten, und das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven wurde umgekehrt. Der Sklave erschien mit dem Hute, dem Sinnbild der Freiheit, auf dem

---

das Heldengedicht: Aeneis, das Lehrgedicht: Georgika oder vom Landbau, und Idyllen.

Quintus Horatius Flaccus, geb. 65 v. Chr., schrieb Oden, Satyren und Episteln.

Ovidius Naso, geb. 43 v. Chr., schrieb erzählende, elegische und erotische Gedichte.

C. Valerius Catullus, geb. 87 v. Chr., schrieb vermischte Gedichte,

Albinus Tibullus, geb. 36 v. Chr., Elegiker.

Sextus Aurelius Propertius, gest. 16 v. Chr. Elegiker.

Aulus Persius Flaccus, geb. 34 n. Chr., von dem wir sechs treffliche Satyren besitzen.

D. Junius Juvenalis, geb. 40 n. Chr., schrieb sechszehn ausgezeichnete Satyren.

M. Attius Plautus, gest. 184 v. Chr., dichtete viele Komödien, von denen uns noch zwanzig erhalten sind.

P. Terentius Afer., geb. 193 v. Chr. Von seinen Komödien sind sechs auf uns gekommen.

M. Annäus Lucanus, geb. 38 n. Chr., schrieb das Heldengedicht: Pharsalia.

Kopfe, und wurde von dem Herrn bedient. Verbrecher wurden begnadigt, öffentliche Schmausereien angeordnet und gegenseitig Geschenke gemacht. Abgebildet wurde der Gott als Greis, mit nacktem Oberleib und verhülltem Unterleib, eine Harpe in der Hand. In seinem Tempel wurde die Staatskasse und die Sammlung der Gesetze aufbewahrt. — In gleichem Ansehen stand

Janus, zunächst als Thürengott (von janua, Thüre), indem er den Eingang und Ausgang der Häuser gegen feindselige Dämonen wahrte. Er lehrte Schifffahrt und Gebrauch der Münzen. Ihm war der Monat Januar und der erste Tag eines jeden Monats geheiligt. Sein doppeltes oder auch vierfaches Gesicht bezieht sich auf Vergangenheit und Zukunft, Anfang und Ende des Jahres und auf die vier Jahreszeiten.

T. Lucretius Carus, geb. 95 v. Chr., schrieb das berühmte Lehrgedicht: **de rerum natura** (von der Natur der Dinge).

M. Valerius Martialis, geb. 40 n. Chr. Epigrammatiker.

Als die vorzüglichsten Geschichtschreiber der Römer sind folgende zu nennen:

Julius Cäsar, der große Diktator, geb. 99 v. Chr., von dem wir zwei Geschichtswerke, eines über den gallischen und eines über den bürgerlichen Krieg besitzen.

C. Sallustius Crispus, geb. 86. v. Chr. Sein Hauptwerk, ein Abschnitt der römischen Geschichte, ist verloren gegangen. Noch haben wir von ihm zwei Schriften, eine über die Verschwörung des Catilina, eine andere über den Krieg gegen Jugurtha.

Cornelius Nepos, geb. 90 v. Chr., von dessen Schriften wir noch die Biographien berühmter Feldherren besitzen.

T. Livius, geb 59 v. Chr., schrieb eine ausführliche Geschichte Roms in 142 Büchern, von denen wir aber nur noch Buch 1—10 und Buch 21—45 besitzen.

C. Cornelius Tacitus, geb. 52—54 n. Chr. Einer der größten Historiker nicht nur Rom's, sondern der Welt, von dem wir zum Glück noch mehrere Werke besitzen.

Sein Heiligthum war das janualische Thor, an welchem sein Bild stand und die Tage des Jahres verzeichnet waren. Dieses Thor wurde geöffnet, wenn ein Krieg begann, und geschlossen, sobald er beendigt war.

Der griechische Zeus wurde bei den Römern zum Jupiter, indem sie die Idee desselben als Herrscher der Götter und Menschen beibehielten, und mit derselben altitalische Begriffe vermischten. Als Gott des Blitzes und Donners stellten sie ihn dar mit einem Feuerstein in der Hand, als Verursacher der genannten Lufterscheinungen nannten sie ihn **Fulgurator, Tonitrualis**, als Regenspender **Pluvius**. Es lag ganz im römischen Charakter, den mächtigsten Gott zum Schutzgotte des römischen Staates zu erheben. Als solchem war ihm der Haupttempel auf dem Kapitolium geweiht, und ihm der Beinamen **Optimus Maximus** (der Beste und Größte) gegeben. Ihm schworen die Konsuln beim Antritte ihres Amtes ihren Diensteid und in seinen Schooß legten siegreiche Feldherren bei ihrem Triumphzuge auf das Kapitol ihre Lorbeern nieder. Er war oberster Beschützer alles Eigenthums, aller Habe, so wie des öffentlichen und Privatwohls. Eintracht und Frieden standen unter seiner Obhut, und bei ihm wurden Verträge und Bündnisse beschworen. Heilig waren ihm besonders die Berghöhen, der Adler, die Eiche; geopfert wurden ihm Stiere, Kühe und Ziegen.

Wir halten es für völlig unnütz, die einzelnen Personen des Götterstaates noch einmal hier durchzugehen, da sie oben bereits dargestellt wurden, wo ihnen auch die Namen, die sie bei den Römern führten, beigesetzt wurden. Das Wesen der griechischen Götterlehre blieb bei den Römern völlig dasselbe, und erlitt, wie schon gesagt, blos einige lokale Erweiterungen und Umbildungen, welche für uns von keinem Interesse sind. Dagegen wollen wir die Träger des religiösen Kultus der Römer, und deren Verrichtungen genauer betrachten.

An der Spitze der zahlreichen römischen Geistlichkeit stand ein oberstes Priesterkollegium, welches zuletzt aus sechszehn Mitgliedern bestand. Sie hießen **Pontifices**, ihr Oberhaupt **Pontifex Maximus**. Ihnen kam die Oberaufsicht über die Ausübung des Gottesdienstes und die ganze Priesterschaft zu. Sie besorgten das Kalenderwesen, arrangirten die religiösen Feste, schlichteten Rechtshändel, welche mit der Religion in Verbindung standen, und lehrten, wie die Götter und Genien zu verehren seien. Sie trugen als Auszeichnung eine verbrämte Toga (Mantel) und eine kegelförmige Mütze von Fellen, konnten nicht vor Gericht gefordert werden und hatten überhaupt die bedeutendsten Vorrechte.

Bemerkenswerth ist es, daß die starken Römer kein Geschäft, weder im Kriege, noch im Frieden, begannen, ohne vorher die Zustimmung der Götter erhalten zu haben. Die Einholung dieser Zustimmung war ein sehr wichtiger Punkt in ihrer Religion, und um den göttlichen Willen zu erkunden, wurde theils auf jede außerordentliche Lufterscheinung, Blitz, Donner, Sternschnuppen u. s. w., theils aber hauptsächlich auf den Flug oder das Geschrei gewisser Vögel, besonders der Adler, Geier, Raben und Krähen, geachtet. Die Ausleger derartiger Anzeichen waren die Auguren (augures), unter denen sich Männer aus den vornehmsten Familien befanden: sie genossen das größte Ansehen und übten auf das Staatsleben den bedeutendsten Einfluß, indem, wie schon gesagt, ohne göttliche Anzeichen (Auspizien) Nichts unternommen wurde, und die Auguren die Deuter und Erklärer derselben waren.

Nicht zu verwechseln mit diesen sind die eigentlichen Wahrsager und Zeichendeuter, haruspices, genannt. Diese hatten zum Gegenstande ihrer religiösen Thätigkeit hauptsächlich die Untersuchung der geopferten Thiere und ihrer innern Theile, aus deren Lage und Beschaffenheit sie dann dem Opfernden,

mochte das Opfer von einem Privatmann oder von Staatswegen gebracht worden sein, Glück oder Unglück verkündeten. Sodann deuteten sie auch die Wunderzeichen und gaben Mittel an zur Abwendung des göttlichen Zornes. Ihre ganze Wissenschaft war altitalischen Ursprungs, aus Etrurien nach Rom verpflanzt.

Große Ehrfurcht hegten die Römer vor den sogenannten sybillinischen Büchern, welche die Orakel der erythräischen Sibylle enthielten, und vom König Tarquinius Superbus gekauft worden sein sollen, um sich von ihnen in bedenklichen Lagen Rath ertheilen zu lassen. Es wurden zur Beaufsichtigung dieser weissagenden Bücher anfangs zwei, dann zehn und endlich fünfzehn Männer aufgestellt, denen es lediglich oblag, im Falle der Noth die Bücher nachzuschlagen und die etwaigen Rathschläge derselben in Ausführung zu bringen. Von ihrer Anzahl hießen diese priesterlichen Personen: **Duumviri, Decemviri, Quindecemviri.**

Die Priester, welche den Dienst der einzelnen Gottheiten besorgten, hießen **Flamines** (Eigenpriester), welcher Benennung, um sie von einander zu unterscheiden, auch der Name des Gottes beigefügt war, dem sie dienten. Dieses Priesteramt wurde bis gegen das Ende des römischen Reiches bloß Männern aus patrizischem (adeligem) Geschlechte übertragen.

Das Kollegium der Salier (Salii) wurde gestiftet durch Numa Pompilius, dem zweiten König Roms, um das Andenken seiner Erlangung des vom Himmel gefallenen Schildes des Mars durch die Nymphe Egeria zu erhalten. Auf dem Besitze des Schildes sollte Roms Heil beruhen, und um einer möglichen Entwendung desselben vorzubeugen, ließ man elf, dem göttlichen ganz gleiche, Schilde verfertigen. Diese Schilde wurden alljährlich vom ersten bis zum dritten März von den Saliern unter kriegerischen Tänzen in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen.

Die Priester des Pan, junge Männer aus edeln Familien, Luperci genannt, feierten in jedem Jahre am 18. Februar das Hauptfest des genannten Gottes, indem sie nach einem Opfer von Ziegen und jungen Hunden, mit Ziegenfellen bekleidet, in lärmendem Zuge die Straßen durchschwärmten.

Als eine ihrer Hauptschutzgottheiten verehrten die Römer die Vesta. Ihre Priesterinnen waren die vestalischen Jungfrauen (Virgines Vestales), welche viele Aehnlichkeit mit den Nonnen späterer Tage hatten. Die Einrichtung des Ordens der Vestalinnen schreibt sich vom König Numa Pompilius her, der überhaupt sehr viele religiöse Anordnungen traf. Es waren im Ganzen sechs vestalische Jungfrauen, deren Vorsteherin Vestalis maxima (die vornehmste Vestalin) genannt wurde. Es wurden zu Vestalinnen Jungfrauen aus den besten Häusern erwählt; sie durften weder unter sechs noch über zehn Jahre alt sein. Die gewählte Jungfrau legte das Gelübde der Keuschheit ab und verpflichtete sich zu einem dreißigjährigen Dienste der Vesta. Diesen Dienst erlernte sie in den ersten zehn Jahren, verrichtete ihn in den zweiten, und in den zehn letzten unterrichtete sie ihre jungen Mitpriesterinnen darin. Nach Verlauf der dreißig Jahre konnte sie den Tempel wieder verlassen und heirathen, was jedoch sehr selten geschah. Ihr Dienst bestand vorzüglich in der Bewahrung der oben erwähnten Schilde, unter welchen sich der des Mars befand, und in der Erhaltung des heiligen Feuers der Vesta. Die Erlöschung des letztern sah man als ein großes Unglück an. Die Vestalin, durch deren Nachlässigkeit es erloschen, wurde gegeißelt, die erzürnte Göttin durch feierliche Opfer und Gebete zu versöhnen gesucht und das erloschene Feuer an den Stralen der Sonne wieder angezündet. Für ein noch größeres öffentliches Unglück aber hielt man es, wenn eine der Vestalinnen das Gelübde der Keuschheit brach. Die Unglückliche ward ohne Gnade in

ein Gewölbe vermauert, lebendig begraben und ganz Rom beging einen solchen Tag in Trauer. Die Priesterinnen der Vesta trugen ein langes, weißes, mit rothen Streifen geschmücktes Gewand und eine Stirnbinde. Sie hatten als Gegengewicht gegen ihr entsagendes Leben viele Vorrechte. Sie waren frei von väterlicher Gewalt, hatten eigene Sitze im Theater, ein Liktor bahnte ihnen auf den Straßen den Weg, die höchsten Beamten erwiesen ihnen Ehrenbezeugungen, und begegneten ihnen Verbrecher, die zum Tode geführt wurden, so konnten sie dieselben durch ihr Wort von der Todesstrafe befreien.

Außer den angeführten gab es zu Rom noch eine Menge Priester, theils höhern, theils untergeordneten Ranges, denen wieder eine Masse priesterlicher Gehülfen und Diener zur Seite stand.

Die Stadt war sehr reich an religiösen Bauten. Es gab vierhundert und vierundzwanzig größere und kleinere Tempel, nebst zweiunddreißig heiligen Hainen. Die stehende Einrichtung der bedeutenderen Tempel war folgende. Durch einen Vorhof (vestibulum), der mit einer Mauer umgeben und mit unterirdischen Gewölben versehen war, gelangte man zu einem bedeckten Säulengange (porticus), welcher das eigentliche Tempelgebäude einschloß, und zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Berathschlagungen diente. Das Tempelhaus (cella) selbst enthielt die Bildsäule der Gottheit, welcher es gewidmet war. Diese Bildsäule war mit dem Angesichte meistens nach Westen gerichtet, so daß sich die Betenden nach Osten wenden mußten. Die Cella erhielt ihr Licht durch den Plafond des Gebäudes, war mit Weihgeschenken verziert, und enthielt noch ein abgesondertes Gemach (adytum oder penetrale), welches nur die Priester betreten durften und woselbst die Orakel gegeben wurden. Vor der Bildsäule der Gottheit stand ein Altar, der

zu Libationen und Rauchopfern diente, ein anderer, worauf Brandopfer dargebracht wurden, befand sich außerhalb der Cella, zunächst am Eingang.

Die religiösen Uebungen der Römer bestanden in Opfern, Gebeten und Gelübden, Weihungen und Reinigungen. Der Opfernde erschien mit bekränztem Haupte, meist in einem weißen Gewande; das Opferthier mußte ohne Fehl und noch nie ins Joch gespannt sein, war ebenfalls bekränzt und wurde von dem Opferschlächter zum Altare geführt. Nachdem ein Priester Stille geboten, wurde das Opfer feierlich geweiht, indem man demselben einige Haare aus der Stirne riß und ins Feuer warf, worauf man seine Stirne, den Altar und das Opfermesser mit Salz und Dinkelschrot bestreute. Hierauf wurde das Thier mit einem Beile getödtet, zerlegt und von dem Opferbeschauer besichtigt. Dann wurde das Blut um den Alter her ausgesprengt und unter Gebeten und Libationen die einzelnen Fleischstücke auf dem Altar verbrannt. Den Beschluß der Handlung machte eine Opfermahlzeit. Den verschiedenen Gottheiten wurden verschiedene Opfer gebracht. Die Betenden näherten sich mit verhülltem Haupte der Bildsäule der Gottheit, knieten nieder und umfaßten die Hände derselben oder den Altar und küßten sie. Bei feierlichen Anlässen wurden die Gebetsformeln durch einen Priester vorgesagt. Gelübde legte man den Göttern ab vor dem Beginne eines wichtigen Geschäftes. Die Weihungen bezogen sich theils auf Tempel, Altäre, Opfergeräthe, Priester, überhaupt Alles, was zum Dienst einer Gottheit gehörte, theils auf einzelne Personen, die sich für das Wohl des Staates einem freiwilligen Sühnungstode unterwarfen. Reinigungen veranstaltete man zur Entsündigung einzelner Personen und des ganzen Volkes.

In der Begehung zahlreicher religiöser Feste, welche mit öffentlichen Vergnügen, Spielen u. s. f. verbunden waren,

zeigte der Römer seinen religiösen Sinn, und es wurde dabei viel Pomp und Prunk entwickelt. Die prachtvollen Ceremonien nahmen besonders überhand, als man in späteren Zeiten anfing, vielen der gestorbenen oder auch noch lebenden Kaiser göttliche Ehren zu erweisen. Außer der öffentlichen Gottesverehrung verrichteten die Römer auch noch häufige Privatandachten vor den Bildnissen der Hausgötter, Laren, die auf dem Heerde des Hauses aufgestellt waren.

Sowol dem frommen Sinn, als der Politik der Römer ist es zuzuschreiben, daß sie die Gottheiten unterworfener Nationen bei sich einführten, ihnen Tempel errichteten und von Staatswegen den Dienst derselben in Rom begünstigten. So kam es, daß man in Rom zuletzt die mannigfaltigsten religiösen Kulte vereinigt fand, und daß die Gottheiten der verschiedensten Nationen friedlich neben einander verehrt wurden. Auch die griechischen und ägyptischen Mysterien wurden eingeführt, und in besonderem Ansehen standen die Mysterien der ägyptischen Isis, welche in Rom außerordentlich viele Eingeweihte zählten, wie sich überhaupt der Dienst dieser Göttin unter den Kaisern weithin über das Reich verbreitete.

Siebenzehntes Kapitel.

Die römischen Philosophen.

Wir dürfen hier, wie bereits angedeutet wurde, durchaus keine selbständigen Schöpfungen im Gebiete der Philosophie erwarten. Die römischen Philosophen waren bloß Uebersetzer oder Bearbeiter der griechischen. Die eigenthümlichste Frucht der Weisheit der Römer waren ihre Sprüchwörter, kurze

Sentenzen, in welchen sie ihre praktische Lebensansicht körnig und treffend ausprägten, und die in verschiedenen Zeiten entstanden sind. Wir führen einige davon an:

Eine schlechte That dauert ewig und begleitet den Schuldigen.

Des einen Aufgang ist des andern Niedergang.

Dem Thätigen helfen die Götter.

Für den Verständigen ist ein Wort genug.

Zugleich blasen und einschlürfen ist sehr schwer.

Der Zwerg ist nicht groß, auch wenn er sich auf einen Berg stellt.

Kein Weib, kein Zank.

Was man nicht braucht, ist auch um einen Heller zu theuer erkauft.

Schenkkust hat keinen Boden.

So viel Sklaven, so viel Feinde.

Eines Freundes Charakter lerne kennen, doch nie, um ihn zu hassen.

Der Acker muß schwächer sein, als der Bauer.

Ein guter Hirt scheert die Heerde, aber er schindet sie nicht.

Das Gewissen gilt für tausend Zeugen u. dgl. m. *)

Der praktische Sinn, der aus allen diesen Sprüchen hervorleuchtet, bildete wie im Leben so auch in der Wissenschaft der Römer den Kern, und man darf sich deßwegen nicht wundern, daß ihnen der rein spekulative Geist mangelt. Dieser Mangel ließ unter den Römern kein selbständiges philosophisches Streben von innen heraus erwachen; sie bedurften schlechterdings einen Anstoß von außen, und diesen gaben die Griechen. Der

---

*) Siehe K. Zell's Darstellungen aus dem Leben und der Literatur der Römer. Freiburg im Breisgau, 1829.

Dichter Ennius (geb. 239 v. Chr.) ist der erste Römer, der sich mit griechischer Philosophie beschäftigt hat; in seinen Werken finden sich Spuren von der Kenntniß pythagoräischer Ansichten. Eine unmittelbare Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie machten die Römer bei der Anwesenheit des Akademikers Karneades, des Stoikers Diogenes und des Peripatetikers Kritolaos im Jahre 155 v. Chr. zu Rom. Allein das ziemlich sophistische Gewand, in welchem die Philosophie in den Vorträgen der Fremdlinge erschien, erregte großen Widerstand gegen dieselbe. Indessen beschäftigten sich von da an doch mehrere einsichtsvolle und berühmte Männer, unter denen Scipio d. J., Lälius, Lucius Furius Philus und Lucullus zu nennen sind, mit den philosophischen Werken der Griechen, und die akademische, stoische und epikuräische Schule fand in Rom Jünger und Anhänger, ohne daß sich unter denselben ein bedeutendes Talent bemerkbar machte. Dieses geschah in der Person des

Marcus Tullius Cicero, einem der größten Männer Roms und seinem bedeutendsten Redner. Er wurde geboren am 3. Januar im Jahre 106 v. Chr. zu Arpinum als Sohn einer Ritterfamilie. Sein Vater lebte, entfernt von Aemtern und Geschäften, in ländlicher Zurückgezogenheit, unterhielt aber freundschaftliche Verbindungen mit angesehenen Männern in Rom, besonders mit dem berühmten Redner Crassus, der es übernahm, den jungen Cicero nebst dessen Bruder Quintus in den Wissenschaften zu unterrichten. Unter Sulla machte Cicero einen Feldzug gegen die Marsen mit. Dann widmete er sich in Rom wieder mit doppeltem Eifer wissenschaftlichen Studien, genoß den Unterricht des Akademikers Philo und den des Rechtsgelehrten Mucius Scävola, und hatte Umgang mit dem Dichter Archias und andern durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneten Männern. In diese Zeit fallen auch seine

poetischen Jugendversuche, die er in schön gebauten griechischen Versen niederlegte, die aber nur von geringem dichterischen Werthe sind. Er war nicht zum Dichter bestimmt. Mit blutendem Herzen sah er die Greuel, welche damals durch den Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla über sein Vaterland hereinbrachen. Sechsundzwanzig Jahre alt, erschien Cicero das erste Mal vor Gericht, indem er zuerst in einer Civilsache plaidirte, dann aber die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roscius Amerinus mit so glänzender Beredtsamkeit führte, daß der Angeklagte gänzlich freigesprochen wurde. Er zeigte hier zum ersten Mal jenes Sprachgenie, welches ihn zum ersten Redner Roms erhoben hat. Kurz darauf machte er eine Reise nach Griechenland und hielt sich längere Zeit in Athen auf; von wo aus er auch Asien und die Insel Rhodos besuchte. Auf letzterer nahm er eifrigst an den rhetorischen Uebungen in der Schule des berühmten Apollonios Molon Theil. Nach Rom zurückgekehrt, widmete er sich jetzt ganz den Staatsgeschäften und bewarb sich um öffentliche Aemter. In seinem dreißigsten Jahre erhielt er das erste Amt; er ward Quästor auf der Insel Sizilien und wußte dem Lande bei Gelegenheit einer Hungersnoth viel Gutes zu thun. Hierauf trat er wieder zu Rom in öffentlichen und Privatsachen als Redner auf. Wie sehr er sich als Quästor in Sizilien beliebt gemacht hatte, bewies eine Gesandtschaft der Sizilier, welche ihn mit der Bitte anging, das arme Land aus den Klauen des räuberischen Statthalters Verres zu retten und denselben öffentlich anzuklagen. Cicero that das Letztere, und obgleich Verres ein höchst angesehener Mann war und von dem großen Redner Hortensius vertheidigt wurde, so gewann er doch den Sieg durch die Macht seiner Rede, und Verres ging freiwillig ins Exil. Nach Beendigung dieses Prozesses wurde Cicero Aedil. Nicht lange darauf begann der berüchtigte Catilina seine hochverräthe-

rischen Plane gegen den Staat zu spinnen. Da gelangte Cicero zur ersten Würde des freien Roms, zur Würde eines Konsuls, und als solchem gelang es seiner Wachsamkeit und unermüdlichen Thätigkeit, die catilinarische Verschwörung zu entdecken und zu vereiteln. Das dankbare Rom gab ihm dafür den Titel pater patriæ (Vater des Vaterlands). Allein trotz dieser Auszeichnung begann Cicero's politisches Ansehen zu wanken. Cäsar fing an, seine herrschsüchtigen Plane zu entwickeln, Pompejus trat ihm, von denselben Absichten geleitet, entgegen. Der Partei des Letzteren hatte sich Cicero angeschlossen, allein sie vermochte ihn nur schwach gegen die Feindseligkeit Cäsar's und seiner Anhänger zu schützen. Er zog sich, seine schwankende Lage erkennend, mehr und mehr von den Staatsgeschäften zurück, und schrieb eine Geschichte seines Consulats in griechischer Sprache. Allein seine Gegner, unter denen sich Clodius hervorthat, ruhten nicht. Es wurde, um seinen Sturz herbeizuführen, ein altes Gesetz erneuert, welches jeden des Hochverraths schuldig erklärte, der einen römischen Bürger hinrichten lasse. Dieses wurde auf Cicero bezogen, indem derselbe mehrere der catilinarischen Verschwornen im Gefängnisse hatte erdrosseln lassen. Er mußte seinen Feinden weichen, und ging ins Exil im Jahre 56 v. Chr., die Stadt Thessalonich zu seinem Aufenthaltsorte wählend. Auf Clodius Antrieb wurden indessen Cicero's Gattin und Kinder zu Rom mißhandelt, seine Landgüter verwüstet und sein Haus geschleift. Bald aber trat eine Veränderung zu seinen Gunsten ein. Pompejus brachte es, trotz des heftigsten Widerstandes der Gegenpartei, dahin, daß der Senat Cicero's Zurückberufung beschloß. Nach sechszehnmonatlicher Verbannung kehrte dieser zurück, und seine Reise durch Unteritalien, sein Einzug in Rom glich einem Triumphzuge. Auch übernahm der Staat die Wiederherstellung seiner Häuser. Cicero schloß sich jetzt immer fester der Partei

des Pompejus an, ohne indessen seiner und des Staates Freiheit Etwas zu vergeben. Von öffentlichen Aemtern frei, durchlebte er nun mehrere Jahre in wissenschaftlicher Muße, die freilich von politischen Stürmen und juridischen Geschäften oftmals unterbrochen wurde. Im Jahre 52 v. Chr. ward er Augur, und hierauf ernannte ihn der Staat zum Statthalter von Kilikien in Kleinasien. Als solcher erwarb er sich auch kriegerische Verdienste, indem er die Angriffe der Parter glücklich zurückschlug. Nach Ablauf seiner Verwaltungszeit ging er nach Rom zurück, wo jetzt der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus in hellen Flammen aufzuloderm begann. Vergebens bemühte sich Cicero, die Nebenbuhler in der höchsten Gewalt zu versöhnen. Cäsar rückte von Oberitalien mit seinem Heere gegen Rom, Pompejus mußte mit dem Senate nach Griechenland entweichen, wo er seine Anhänger und ein Heer um sich versammelte. Cicero hatte sich in Italien verspätet. Zu Formiä hatte Cäsar eine Unterredung mit ihm, und suchte ihn für sich zu gewinnen. Allein er ließ sich nicht von Pompejus abwendig machen, und folgte demselben nach Griechenland. Die Schlacht bei Pharsalus wurde geschlagen, Pompejus besiegt, seine Partei vernichtet. Cäsar gestattete großmüthig dem berühmten Redner die Rückkehr nach Rom, wo er sich jetzt ganz den Studien und der Ausarbeitung seiner Werke widmete, indem er zurückgezogen auf seinen Landgütern bei Puteoli und Tusculum lebte. Cäsars Ermordung rief den Redner und Philosophen noch einmal auf die Bühne des Staatslebens. Allein die Hoffnungen der Freiheitsfreunde erloschen bald. Der schlaue Antonius trat an Cäsars Stelle. Gegen ihn sprach Cicero als unversöhnlicher Gegner, besonders in seinen „philippischen“ Reden, so genannt wegen der Aehnlichkeit ihres Stoffes und ihrer Haltung mit den Reden des großen Griechen Demosthenes gegen den makedonischen König Philippos. Allein in Bälde mußte Cicero

erkennen, daß der junge Octavius, den er gegen Antonius unterstützte, unter der Maske der Mäßigung die brennendste Herrschbegierde verberge, und nur auf eine günstige Gelegenheit harre, um dieselbe abzuwerfen und der Freiheit Roms für immer ein Ende zu machen. An der Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, gebeugt und unschlüssig, zog sich Cicero auf sein tusculanisches Landgut zurück. Inzwischen hatten Octavius, Antonius und Lepidus einen Bund untereinander geschlossen, kraft dessen sie ihre Gegner gegenseitig ächteten, und die Provinzen des römischen Weltreichs unter sich theilten. Cicero erfuhr, daß auf Antonius Forderung auch sein Name auf den Aechtungslisten stehe. Schwankenden Gemüthes begab sich der Geächtete an die Meeresküste, um zu Schiffe dem drohenden Tode zu entfliehen. Aber widrige Winde trieben das Fahrzeug an das Land zurück. Ein zweiter Versuch fiel ebenso ungünstig aus, und nun begab sich Cicero auf sein Landgut Formiä, um, wie er sagte, zu sterben im Vaterlande, das er mehr als einmal gerettet habe. Bald erreichte ihn sein trauriges Geschick. Ein Anhänger des Antonius, Popilius Läna, den Cicero einst durch seine Beredtsamkeit gerettet hatte, erschien mit einer Horde von Soldaten in Formiä. Vergebens suchten Cicero's treue Sklaven den Gebieter in einer Sänfte zu flüchten. Er wurde eingeholt, und den Tod als unvermeidlich erkennend und muthvoll demselben entgegensehend *), verbot

---

*) Es möchte hier nicht unpassend sein, folgende Stelle aus Cicero's Schriften anzuführen, in welcher er sehr schön über Tod und Unsterblichkeit spricht:

„Wenn der letzte Tag unseres Lebens nicht Vertilgung, sondern nur Veränderung des Ortes bringt, was gibt es Wünschenswertheres? Wenn er aber zerstört und Alles vernichtet, was ist besser, als mitten in des Lebens Mühseligkeiten einzuschlafen, und, so die Augen

er den Seinigen allen Widerstand, ließ die Sänfte halten, und als der undankbare Popilius mit seinem rohen Schwarm herankam, bot er gelassen sein Haupt dem tödtlichen Streiche hin. So wurde Cicero ermordet am 7. Dezember im Jahre 43 v. Chr. In unedler Rachewuth ließ Antonius den Kopf und die Hände des großen Redners an die Rednerbühne zu Rom befestigen, an derselben Rednerbühne, von welcher herab der Ermordete so oft alle Herzen gerührt oder hingerissen hatte. Er war zweimal verheiratet gewesen. Das erstemal mit der

---

schließend, in ewige Betäubung hinüberzuschlummern? — Wenn Umstände eintreten, welche einen göttlichen Wink, daß wir das Leben verlassen sollen, zu enthalten scheinen, wollen wir freudig und dankbar gehorchen und glauben, daß wir aus einem Gefängniß entlassen und von Banden befreit werden, um entweder in die ewige, uns eigenthümliche Wohnung zurückzukehren, oder, um mit dem Gefühle zugleich auch der Mühseligkeit entbunden zu werden. Wird uns aber kein Wink zu Theil, so sei doch unsere Gesinnung eine solche, daß wir Nichts unter die Uebel rechnen, was von den unsterblichen Göttern oder von der allgemeinen Mutter Natur festgesetzt worden ist. Denn nicht durch ein blindes Ungefähr, nicht durch Zufall sind wir zum Dasein gekommen; sondern wahrhaftig es war eine Grundkraft, welche für das Menschengeschlecht sorgen wollte, welche Nichts schaffen und erhalten konnte, was, wenn es alle Mühseligkeiten erschöpft hatte, dann in des Todes ewig dauerndes Uebel versänke. Ein Port vielmehr ist uns bereitet und ein Zufluchtsort! Dieß sei unsere Ueberzeugung. O daß mit ausgespannten Segeln dort einzufahren vergönnt wäre! Werden wir aber durch entgegenwehende Winde zurückgeworfen, müssen wir doch ebendahin, wenn auch etwas später, geführt werden. Was aber Allen unvermeidlich ist, kann es ein Unglück für den Einzelnen sein?“

Terentia, die ihm einen Sohn, Marcus, der den Vater überlebte, und eine zärtlich geliebte Tochter, Tullia, die vor ihm starb, geboren; das zweitemal mit der Publilia, einer reichen Erbin. Von beiden Frauen hatte er sich wieder getrennt.

Cicero war ein sehr fruchtbarer Autor, und wir besitzen von ihm noch eine bedeutende Anzahl von Schriften. Sie zerfallen in rhetorische Werke, in welchen er die Theorie der Redekunst nebst der Geschichte derselben unter den Griechen und Römern u. s. f. dargestellt hat, in Reden, welche man in gerichtliche und Staatsreden eintheilen kann, in philosophische Schriften und in Briefe an Staatsmänner, Freunde und Verwandte. Die sämmtlichen Werke wurden zuerst zu Mailand (1498), dann zu Venedig (1534—37) gedruckt. In neuester Zeit hat sich besonders Joh. Kasp. Orelli als Herausgeber derselben berühmt gemacht. Als Uebersetzer sind zu nennen: Kern, Mebold, Pahl, Moser, Osiander.

Am bedeutendsten ist Cicero weitaus als Redner. Auf diesem Felde, sagt ein neuerer Archäolog, gibt es nur einen Mann unter Griechen und Römern, den das Alterthum, wie die neuere Zeit ihm vorgezogen, zum Theil nur an die Seite gestellt hat, — Demosthenes. Fülle der Gedanken, planmäßige Ordnung, scharfe Beweisführung, ein kräftiger Schwung der Phantasie, gleiche Vollkommenheit in der Darstellung des Einfachen und des Erhabenen, des Ruhigen und des Affektvollen, lebendiger Wechsel und schön gegliederter Periodenbau zeichnen seine Reden aus; im Vergleich mit Demosthenes ist er wortreicher, üppiger, ohne jedoch schwülstig zu werden, er wendet sich mehr an das Gefühl, während jener mehr zum Verstande spricht *).

*) L. Scharff's Enzyklopädie der klass. Alterthumskunde, 4te Aufl. 1ster Theil, 2. Abthlg. S. 55.

Seinen Verdiensten als Redner schließen sich die als Gelehrter und Schriftsteller überhaupt an. Er nimmt, schon seines Styles wegen, einen sehr hohen Rang unter allen Schriftstellern des Alterthums ein. Dieser Styl wurde von jeher als das Muster der Latinität betrachtet. Er bereicherte seine Muttersprache mit einer Menge neuer Formen und Wendungen, und brachte in die ganze Sprache einen süßen Wohlklang, reizende Abwechslung und reiche Mannigfaltigkeit.

Seine Verdienste als Philosoph, oder, besser gesagt, als philosophischer Schriftsteller, bestehen hauptsächlich in der Einführung der griechischen Weisheit in Rom. Von früher Jugend an sich mit derselben beschäftigend, hatte er alle ihre einzelnen Theile genugsam kennen gelernt, um sie in einer Reihe philosophischer Abhandlungen seinen Landsleuten vorzuführen. Es sind diese Schriften folgende:

1) Ueber den Staat, 6 Bücher (de republica, lib. VI.). Es wird darin gesprächsweise die wichtige Frage über die beste Regierungsform zu beantworten gesucht, wobei Cicero auf die historische Entwicklung der römischen Verfassung Rücksicht nimmt.

2) Ueber die Gesetze (de legibus), welche Schrift nicht mehr vollständig vorhanden ist. Das Erhaltene läßt erkennen, daß Cicero hier den Ansichten der Stoiker in Beziehung auf Naturrecht, göttliches Recht und Staatsverwaltung beipflichtet.

3) Die akademischen Abhandlungen (academica) enthalten die Darstellung und Vertheidigung der Ansichten der akademischen Philosophen.

4) Ueber das höchste Gut und das höchste Uebel (de finibus bonorum et malorum). In fünf Büchern enthält dieses Werk die Darlegung und Kritik der Meinungen der Akademiker, Peripatetiker, Stoiker und Epikuräer über

diesen Gegenstand. Dieses Werk, welches Cicero selbst als die Grundlage der Philosophie bezeichnet, ist für die Geschichte der Philosophie sehr wichtig.

5) Tusculanische Untersuchungen (Tusculanarum disputationes, lib. V). Es werden darin wichtige Probleme der praktischen Philosophie abgehandelt.

6) Ueber das Wesen der Gottheit (de natura deorum, lib. III). Zusammenstellung der Ansichten älterer und neuerer Philosophen über die Beschaffenheit des höchsten Wesens.

7) Ueber Weissagungsglauben (de divinatione, lib. II). Gegen die Stoiker gerichtet.

8) Ueber das Schicksal (de fato). Ist nur fragmentarisch vorhanden und scheint eine Vertheidigung der Freiheit des Willens gegen entgegengesetzte Ansichten der Stoiker enthalten zu haben.

9) Ueber die Pflichten (de officiis, lib. III). In diesem Buche gab Cicero seinem Sohne Marcus, der zu Athen studirte, einen Leitfaden der praktischen Lebensweisheit, wobei er größtentheils stoischen Ansichten huldigt.

10) Ueber das Alter (de senectute).

11) Ueber die Freundschaft (de amicitia).

12) Darstellung sechs stoischer Grundsätze (paradoxa Stoicorum sex).

Außer den angeführten werden von Cicero noch mehrere philosophische Werke genannt, die aber entweder ganz, oder bis auf unbedeutende Bruchstücke verloren gegangen sind.

In allen diesen Schriften darf man durchaus keine originellen Ideen oder gar ein eigenthümliches System suchen. Cicero strebte nicht nach dem Ruhme, ein solches zu schaffen, und augenscheinlich fehlte ihm auch die dazu erforderliche Kraft und Selbständigkeit des Geistes. Er war kein Genie, wie Platon und Aristoteles gewesen, er war bloß ein Talent, wenn

auch ein großes und vielseitiges. Als solches begnügte er sich, die philosophischen Systeme der Griechen in sich aufzunehmen und mit gewandtem Geiste für seine Landsleute zu verarbeiten, wobei natürlich auf den römischen Nationalcharakter Rücksicht genommen wurde. Die Musterhaftigkeit seines Styls ist schon erwähnt worden, und wenn ihn dieselbe bei der Ausführung seiner wissenschaftlichen Zwecke bedeutend unterstützte, so that dieß nicht minder seine Unparteilichkeit in Bezug auf die verschiedenen Schulen der Griechen. Bloß gegen die Epikuräer verhielt er sich nicht nur nicht unparteiisch, sondern sogar feindselig. Es hat sich aber diese Feindseligkeit an ihm selber gerächt, denn was er über den Epikuräismus sagt, ist fade und unschmackhaft. Er erkannte Platon und Aristoteles als die größten Philosophen an, und suchte die Ansichten beider zu vereinigen, was ihn freilich auf manchen Irrweg leitete. In Beziehung auf Logik und Physik neigte er sich zur Lehre des Karneades, in der Ethik folgte er den neuern Stoikern. Unstreitig hat sich Cicero um die Wissenschaft sehr verdient gemacht, und seine Schriften sind, wenn auch keine Resultate selbständiger Forschung*), zu jeder Zeit als eines der köstlichsten Vermächtnisse des Alterthums angesehen worden. Ein Mann, der unter allen politischen Stürmen seiner bewegten Zeit, in denen er eine Hauptrolle spielte, die spärlich zugemessenen Stunden seiner Muße dazu verwandte, sein Vaterland mit den edelsten Schätzen der Weisheit bekannt zu machen, ein Mann, der diese schöne Aufgabe auf so glänzende Weise löste, ist gewiß des höchsten Lobes würdig. Wir zollen es ihm herzlich und offen, ohne indessen zu verschweigen, daß sich in seinen Schrif-

*) Aus diesem Grunde ist es völlig unnütz, ciceronische Ansichten und Sätze besonders hervorzuheben, indem wir hier durchaus nichts Neues oder Eigenthümliches finden würden.

ten manche schiefe Richtung und oftmals eine beschränkte Welt- und Lebensansicht zu erkennen gibt, daß er manchmal trotz aller Weitschweifigkeit den Nagel nicht auf den Kopf trifft und gar viele der schönsten Sätze griechischer Philosophie allzu breit geschlagen und verwässert hat.

Als Männer, die sich zu Cicero's Zeiten ebenfalls thätig mit griechischer Philosophie beschäftigt haben, werden uns Marcus Junius Brutus und Marcus Terentius Varro genannt. Ihre Arbeiten sind aber verloren gegangen.

Als geistreicher Anhänger und Vertheidiger des epikuräischen Systems ist der Poet T. Lucretius Carus zu erwähnen. Ueber seine Lebensverhältnisse ist uns nichts Sicheres bekannt. Er soll 55 oder 51 v. Chr. sein Leben durch Selbstmord geendigt haben. In seinem Gedicht „über das Wesen der Dinge (de rerum natura)" gibt er eine Darstellung und Vertheidigung der Lehre des Epikuros, und zeigt sich hiebei als einen ebenso kenntnißreichen, feinen Philosophen, als ächten, geschmackvollen Dichter. Der Versbau ist schön und abwechselnd, um der Ermüdung vorzubeugen sind reizende Episoden eingeflochten, und die Trockenheit des Stoffes ist durch phantasiereiche Färbung bewältigt*).

Unter der Herrschaft der Kaiser hatte die von Cicero eingeführte Philosophie Griechenlands schon sehr viele Anhänger und Bearbeiter gefunden, welche bald begünstigt (wie von Vespasian), bald verfolgt wurden (wie unter Domitian). Als Anhänger stoischer Grundsätze machten sich bekannt Thraseas Paetus, Helvidius Priscus, Musonius, Annäus Cornutus; zur pythagoräischen Lehre neigten sich die beiden

*) Eine musterhafte Uebersetzung des Gedichts hat uns K. L. v. Knebel (2te Auflage, Leipzig 1831) geliefert.

Sextius und Cornelius Celsus. Den zweiten Rang unter den römischen Philosophen nimmt ein

L. Annäus Seneca. Er wurde geboren im Jahre 2 n. Chr. zu Corduba in Spanien. Mit seinem Vater, der zu Augustus Zeiten mit Beifall die Redekunst lehrte, kam er schon als Kind nach Rom, und erhielt durch Philosophen und Rhetoren eine vielseitige, sorgfältige Bildung. Mit dieser verbanden sich ausgezeichnete Talente. Ins Mannesalter getreten, betrieb er die Geschäfte eines Sachwalters, nahm am Staatsdienste Theil, wurde mit dem kaiserlichen Hofe bekannt, vom Kaiser Claudius aber für einige Zeit nach Korsika verwiesen. Aus der Verbannung ehrenvoll zurückgerufen, wurde er Erzieher des jungen Nero, der später einer jener Männer wurde, auf welchen der gerechte Fluch der Nachwelt haftet. Anfangs bei Nero hoch in Gnaden stehend, als dieser den Kaiserthron bestiegen hatte, verlor er bald seinen Einfluß auf den despotischen, blutbefleckten Herrscher, welcher sich nicht damit begnügte, dem ehemaligen Erzieher seine Gunst zu entziehen, sondern denselben auch, entweder durch Verleumdung, oder Argwohn oder Begierde nach Seneca's Schätzen getrieben, als angeblichen Theilnehmer an der Verschwörung des Piso zum Tode verurtheilte. Man gestattete dem Philosophen die Wahl seiner Todesart. Er ließ sich die Adern öffnen und starb würdevoll, der Ruhe eines stoischen Weisen getreu. — Seneca's Charakter ist leider nicht frei von verdammenswerthen Schwächen. Man wirft ihm mit Recht Habsucht vor und eine servile Nachgiebigkeit gegen seinen Zögling Nero, die sogar so weit ging, daß er den Kaiser öffentlich entschuldigte, als dieser entsetzliche Frevler die eigene Mutter hatte ermorden lassen. — Wir besitzen von Seneca poetische und philosophische Werke. Die erstern bestehen in zehn Trauerspielen, geringen Werthes, voller Unnatürlichkeit und Frost, und es wäre für Seneca eben

kein Nachtheil, wenn diese Trauerspiele, wie viele Kritiker wollen, entweder theilweise oder ganz seinem Namen untergeschoben wären. In seinen philosophischen Schriften folgt er dem Beispiele Cicero's, indem er, wie dieser, griechische Systeme bearbeitete, wobei er indessen sich mit Vorliebe zu den Grundsätzen der Stoiker hinneigt. Seine Werke enthalten eine Fülle treffender, großartiger Gedanken und zeugen von umfassendem Wissen und sittlicher Tendenz; aber sie werden widerwärtig, ja oft geradezu ungenießbar durch geschraubte rhetorische Floskeln und ein unnatürliches Haschen nach momentanem Effekt. Wir besitzen eine Anzahl moralischer Abhandlungen, über den Zorn, über Gemüthsruhe, über die Kürze des Lebens, über die Beständigkeit des Weisen u. s. f., ferner sieben Bücher physikalischer Untersuchungen, und endlich eine Sammlung von Briefen, die meistentheils Gegenstände der praktischen Lebensweisheit zu ihrem Vorwurfe haben. Im Ganzen ist es wahr, was Hegel, freilich in etwas herber Weise von Seneca sagt, es sei in demselben mehr Brast und Bombast moralischer Reflexion, als wahrhafte Gediegenheit. Einestheils sein Reichthum, seine Pracht der Lebensart ist ihm entgegengesetzt worden, — er hatte sich unermeßliche Reichthümer von Nero schenken lassen; andertheils kann man ihm seinen Zögling Nero entgegensetzen, — dieser hält eine von Seneca gemachte Rede. Allerdings ist Seneca's Raisonnement glänzend, aber man wird durch dasselbe bloß angeregt, nicht befriedigt.

Unter mancherlei Schicksalen lebte die Philosophie bei den Römern fort, ohne, was wir immer wiederholen müssen, je ein selbständiges Gepräge anzunehmen; sie blieb, was sie von jeher gewesen, griechisch, und wurde bloß mit der römischen Toga bekleidet. Der treffliche Kaiser Antonius Pius (138 n. Chr.) munterte die Philosophen in seinem Reiche durch Be-

lohnungen und Gehalte in ihren Bestrebungen auf. Der Kaiser Markus Aurelius Antoninus (von 161 bis 180 n. Chr.) beschäftigte sich selbst eifrigst mit der Philosophie, woher er auch den Beinamen „der Philosoph“ erhalten hat. Er hing den Lehren der Stoa an, und schrieb in griechischer Sprache philosophische „Selbstbetrachtungen,“ welche in gedrängtem, kräftigem Style manches Gute enthalten.*)

Mit L. Apulejus, den wir schon an einem andern Orte (s. S. 330) erwähnt haben, schließt sich die Reihe der Philosophen des heidnischen Roms. Das siegreiche Christenthum verhinderte eine längere Fortdauer der heidnischen Spekulation, und wenn noch immer Männer auftraten, die in lateinischer Sprache philosophische Werke schrieben, so waren dieß nur solche, welche die Formen der heidnischen Philosophie zur Vertheidigung des Christenthums benutzten. In dieser Beziehung sind zu erwähnen: Arnobius aus Sicca in Afrika (300 n. Chr.), sein Schüler, L. Cölius Lactantius Firmianus, und besonders der berühmte Bischof Aurelius Augustinus (von 354 bis 430 n. Chr.), dessen Schriften „vom Reiche Gottes“ und „Bekenntnisse“ einen so großen Ruf erlangt haben.

Den Schlußpunkt aller Philosophie in der römischen Literatur bildet Ancius Manlius Torquatus Severinus

---

*) Als Beispiel aus dieser Schrift möge folgende Stelle hier stehen, die zugleich eine Paralelle zu der oben, aus Cicero's Schriften angeführten, bildet:

„Wer den Tod fürchtet,“ sagt M. Aurelius, „fürchtet entweder die Empfindungslosigkeit oder eine andere Gattung von Empfindung. Verlierst du aber die Empfindung, so wirst du auch kein Uebel mehr empfinden; erlangst du eine andere Gattung von Empfindung, so wirst du ein anderes Geschöpf sein, und du wirst nicht aufhören zu leben.“

Boethius, geboren 470 n. Chr. zu Rom. Er war ein Schüler des Proklos, und studirte mit großem Eifer die aristotelischen Werke. Unter dem Ostgothen Theodorich verwaltete er nachher längere Zeit hindurch Italien, und seine Verwaltung war eine segensreiche. Wegen falschen Verdachts des Hochverraths ließ ihn Theodorich zu Pavia im Jahr 525 hinrichten. Wir besitzen mehrere Werke von ihm, theils mathematische, theils Kommentare zu Aristoteles und Cicero. Seine berühmteste Schrift aber sind „die Trostgründe der Philosophie," ausgezeichnet durch Inhalt, Darstellung und Styl, welche er im Gefängnisse niedergeschrieben hat.

Drittes Buch.

Nordisch-germanische Welt.

Der Norden ist hart und schneidend wie Eisen, aber auch inwendig voll der magnetischen Sehnsuchtskraft des Eisens. Ein Eisenharnisch mit einer Seele, ein Magnetberg voll gewaltiger Anziehungskräfte. Es wohnt dem Norden eine Majestät bei, welche ihren Glanz nur in den Anschauungen einer unendlichen, unwiderstehlichen Macht auszubreiten weiß.

K. Fortlage.

Erstes Kapitel.

Der Charakter der nordisch-germanischen Welt, dargestellt in einer Heldensage derselben.

Einmal geschah es, daß die Asen (Götter) die Welt durchwanderten, um sie näher kennen zu lernen. Da kamen eines Tages Odin, Häner und Loki zu einem Strom, an welchem sie eine Fischotter trafen, die sich gerade einen Lachs aus den Wellen geholt hatte. Loki tödtete das Thier durch einen glücklichen Steinwurf, und die Asen nahmen den Leichnam desselben sammt dem Fisch und begaben sich in das nächste Dorf, um daselbst Nachtlager zu halten. Sie waren in das Haus eines Bauers getreten, der hieß Hreidmar, war ein gro-

der Zauberer, und erkannte in der getödteten Otter einen seiner drei Söhne, welcher in solcher Gestalt häufig dem Fischfang oblag und dem Vater die trefflichsten Fische fing. Hreidmar ergrimmte ob dieser Entdeckung. Er holte sogleich seine beiden andern Söhne, Fofner und Reigen, herbei, trat mit ihnen vor die Asen, und erklärte diesen, sie hätten ihm einen Sohn getödtet, und seien deßhalb ihm, dem Vater, in Blutschuld verfallen. Die Asen entschuldigten die That mit der Absichtslosigkeit derselben, und erboten sich sodann, mit so vielem Golde, als Hreidmar verlangen würde, die Blutschuld abzukaufen. Hreidmar zog nun dem getödteten Sohne die Haut oder vielmehr das Fell ab, und dieses sollten die Asen zur Sühnung des Mordes mit Gold füllen und bedecken. Das Geschäft, Gold herbeizuschaffen, fiel Loki zu, der den Mord begangen. Er machte sich nach dem Lande der Schwarzelfen auf. Daselbst angekommen, erblickte er den Zwerg Andvari, welcher, wie er zu thun pflegte, in Gestalt eines Fisches im Wasser spielte. Loki fing den arglosen Zwerg und forderte für seine Freilassung all' sein Gold. Andvari sagte zu und holte sein Gold herbei. Obgleich aber der Schatz sehr groß war, so wollte Loki doch auch noch den Ring haben, welchen der Zwerg in seiner Hand verbarg. Vergebens flehte der Zwerg, dieß Kleinod behalten zu dürfen, weil große Zauberkraft darauf ruhe. Der hartherzige Loki achtete der Bitte nicht, und nun gab der Zwerg den Ring hin, mit ihm aber auch Fluch: Der Ring solle dessen Mörder sein, wer ihn immer besitzen möge. Loki ist in allen nordischen Mythen ob seiner Bosheit berüchtigt, und so verschwieg er den auf den Ring gelegten Fluch und lieferte denselben mit dem übrigen Golde an Odin ab. Hreidmar füllte den Otterbalg mit dem kostbaren Metall, stellte ihn aufrecht und bedeckte ihn dann mit Gold. Der Ring aber gefiel Odin gar sehr, und er wollte ihn für sich behalten. Allein Hreidmar verlangte denselben, um damit noch ein freigebliebenes

Haar an der Schnauze des Otterbalges zu bedecken, und Odin mußte sich endlich zur Hergabe des Kleinods bequemen. Darüber erzürnt fluchte auch er dem jeweiligen Besitzer des Ringes, und entfernte sich dann mit seinen Gefährten. Der Schatz aber erhielt den Namen Ottersgeld oder der Asen Nothgeld.

Bald sollte der Fluch zu wirken beginnen. Hreidmars Söhne beneideten den Vater um den Besitz des Schatzes, und verlangten eine Theilung desselben. Hreidmar verweigerte diese, und nun erschlugen ihn seine Söhne. Aber sie geriethen des Hortes wegen sogleich selber in Streit. Fofner bemächtigte sich des ganzen Schatzes, setzte den schrecklichen Helm seines Vaters, den Aegirs-Helm aufs Haupt, nahm das väterliche Schwert Hrotte, und jagte seinen Bruder Reigen von dannen. Dieser floh mit seinem Schwerte Reffel zu König Hialfrek, und diente demselben als Schmied; Fofner aber brachte den Schatz nach der Gnytaheide, verwandelte sich in eine ungeheure Schlange, und legte sich wachehaltend auf das Gold.

Am Hofe Hialfreks lebte, als dessen Stiefsohn, der junge Sigurd, der Sohn Sigmunds und der Hjordisur. Diesen Sigurd, der hernach ein so gewaltiger Held ward, erzog sich Reigen zu seinem Rächer. Nachdem er demselben ein Schwert geschmiedet, welches so trefflich war, daß der junge Sigurd einen Ambos damit spalten konnte, führte ihn Reigen nach der Gnytaheide, um Fofner zu tödten. Sigurd hölte sich auf dem Wege, den Fofner gewöhnlich ging, um an einer Quelle zu trinken, ein Loch in die Erde, verbarg sich darin, und als Fofner in seiner Schlangengestalt darüber hinkroch, durchstach er ihn von unten auf, von welcher That er den Namen Fofnirsbana, Schlangentödter, erhielt. Da kam Reigen, Falsches sinnend, zu ihm sprechend, er habe ihm den Bruder erschlagen und müsse sich von der Blutschuld dadurch reinigen, daß er Fofners Herz am Feuer brate. Hierauf legte sich Reigen schlafen, und Sigurd

machte Feuer an, um das Herz des erlegten Drachen zu braten. Als aber das schmelzende Fett desselben ihm über die Finger trof, und er daran mit der Zunge leckte, verstand er plötzlich die Sprache der Vögel, und hörte eine Schwalbe singen: „Dort sitzt Sigurd, mit Schweiß genäßt, Fofners Herz bratend. Weise würd' er mir scheinen, wenn er das Schwert, den Ringvergeuder, das scharfe, hätte." Und eine andere Schwalbe zwitscherte: „Dort liegt Reigen, redet mit sich, will täuschen den Mann, der trauet ihm." Aus diesen Worten ward es Sigurd klar, daß Reigen falsch an ihm handeln wollte. Deßwegen ging er zu ihm und erschlug ihn. Hierauf badet er sich in Fofners Blut, wovon seine Haut hörnern wurde, ladet Fofners Schatz auf sein Roß Grane und reitet hinweg.

Er kam aber auf seiner Fahrt zu den Hindaralpen und fand dort ein Haus, und darin schlief ein schönes Mädchen, das mit Helm und Harnisch angethan war. Da nahm Sigurd sein Schwert und hieb ihr den Panzer ab, und sie erwachte und nannte sich Hildur. Sie hieß aber Brynhildur und war eine Walküre (Schlachtjungfrau). Sigurd aber ward durch ihre Schönheit so entflammt, daß er sich mit ihr verlobte. Hierauf setzte er seine Fahrt fort und kam an den Hof eines Königs, der hieß Giuki und hatte eine Frau Grimhildur, drei Söhne: Gunnar, Högni und Guttormur, und eine Tochter von liebreizender Gestalt, die hieß Gudrunur. Sigurd gefiel sich sehr am Hofe Giuki's, so daß er längere Zeit daselbst verweilte. Grimhildur aber, die ihn zu ihrem Eidam gewinnen wollte, gab ihm einen Trank, welcher bewirkte, daß er Brynhildur und sein Verlöbniß mit ihr gänzlich vergaß und um Gudrunur warb. Sie ward sein Weib, und als ihre Brüder Waffenbruderschaft mit ihm geschlossen hatten, ritt er mit ihnen auf Abenteuer aus. Die drei Brüder aber hießen Giukingar oder Niflungar.

Die reisigen Recken kamen auf ihrer Fahrt zu Atli, dem Sohne Budla's, und warben um die Schwester desselben, Brynhildur, für Gunnar. Allein die Jungfrau saß noch immer auf den Hindaralpen und hatte um ihren Wohnsitz einen Feuerstrom, Waffurlogi, geleitet, mit Eiden gelobend, keinen Mann zu umarmen, der nicht durch diesen Feuerstrom zu sprengen wage. Sigur kam mit den Niflungen auf die Alpe, allein Gunnar wagte den Sprung über die Flamme nicht. Da wechselte Sigurd, um an Gunnars Stelle den Sprung zu thun, Gestalt und Namen mit ihm, und setzte auf seinem trefflichen Rosse durch den Flammenkreis. Er machte Hochzeit mit Brynhildur. Als er sie aber Abends ins Brautgemach führte, legte er sein Schwert Gram zwischen sie und ihn. Am andern Morgen gab er Brynhildur als Brautgeschenk jenen fluchbelegten Ring, den einst Loki von Andvari erhalten, und bekam von ihr einen andern Ring zum Pfande. Dann nahm er Abschied, begab sich wieder zu seinen Freunden, tauschte Gestalt und Namen wieder von Gunnar ein, überließ diesem die schwer errungene Braut, welche von all' dem Truge Nichts ahnete, und ritt heim zu seinem Weibe an den Hof seines Schwiegervaters Giuki, wohin ihnen Gunnar und Brynhildur bald nachfolgten. Gudrunur hatte ihrem Gatten zwei Kinder geboren, Sigmund und Swanhildur, und lebte fröhlich mit ihm. Da ging sie aber eines Tages mit ihrer Schwägerin Brynhildur zum Flusse, um sich die Haare zu waschen, und da schritt Brynhildur mitten in denselben, sagend, sie wolle auf ihrem Haupte nicht das Wasser tragen, welches aus Gudrunurs Haar fließe, denn sie habe einen viel edleren Mann, als die letztere. Da folgte ihr Gudrunur nach in den Fluß und sagte, Brynhildur möge sich immerhin in dem nämlichen Wasser mit ihr waschen, denn ihr Gatte sei so edel als Gunnar, und keiner in der Welt komme ihm an Kraft und Tapferkeit bei, was er an Fofner und Rei=

gen beweisen. Da prahlte Brynhildur, Gunnar sei durch Waffurlogi geritten, und Sigurd habe dieß nicht gewagt. Aber Gudrunur brach in ein helles Gelächter aus bei diesen Worten der Gegnerin, und sprach zu ihr: „Meinst du wirklich, Gunnar sei durch den Feuerstrom geritten? Ich meine, der Mann schlief bei dir in der Kammer, welcher mir diesen Ring gab.“ Dabei wies sie der Schwägerin den Ring, welchen Sigurd damals von Brynhildur bekommen, und fuhr dann fort: „Der Ring aber, welchen du an deiner Hand trägst und den du damals als Verlobungsgabe bekommen, er heißt Andvari Nautur, und ich zweifle sehr, ob Gunnar denselben auf Gnytaheide holte.“

Solcher Hader hatte sich zwischen den Schwägerinnen entsponnen. Brynhildur mußte vor dem tödtlichen Hohn Gudrunurs verstummen; sie schwieg und ging nach Hause. Aber ihr tiefer Groll schlief nicht, und sie reizte Gunnar und Högni auf mancherlei Weise, ihren Schwager Sigurd zu ermorden. Weil sich aber diese durch einen Eid zu Sigurds Waffenbrüdern gemacht hatten, scheuten sie sich, den Mord zu vollbringen, und vermochten ihren Bruder Guttormur, die böse That zu begehen. Guttormur durchbohrte den edlen Sigurd, als er arglos schlief, mit einem Schwerte, fand aber bei dem Werke selbst den Tod, denn der sterbende Sigurd hatte noch so viel Kraft, sein gutes Schwert Gram dem fliehenden Mörder nachzuschleudern, welches ihn zerspaltete. Also fiel Sigurd auf Anstiften der rachedurstigen Brynhildur, und die Niflungen tödteten auch noch seinen unmündigen Sohn Sigmund. Brynhildur erstach sich, und wurde mit Sigurds Leichnam verbrannt, Gunnar und Högni aber nahmen Sigurds Erbe, den Schatz Fofners mitsammt dem Ringe Andvaris, und herrschten über ihre Lande.

Hierauf warb König Atli, Brynhildurs Bruder, um Sigurds Wittwe, und erhielt ihre Hand. Nach Verfluß einiger Jahre lud er seine Schwäger zu sich in sein Land, denn er

war nach ihren Schätzen lüstern, und wollte dieselben um jeden Preis erlangen. Gunnar und Högni leisteteten, von ihrem bösen Geschick getrieben, der verrätherischen Einladung Folge. Bevor sie aber die Fahrt antraten, versenkten sie Fofners Schatz in die Fluten des Rheines, wovon der Hort den Namen Rheinerz erhielt. Atli ließ seine heldenhaften Gäste durch ein mächtiges Heer überfallen und gefangen nehmen. Um ihre Schätze zu erpressen, verfuhr Atli auf gräßliche Weise mit seinen Schwägern. Dem Högni ließ er bei lebendem Leibe das Herz aus der Brust schneiden, den Gunnar aber in den Schlangenzwinger werfen, wo sich hunderte von Drachen und Nattern durcheinander ringelten und über ihr Opfer herfielen. Allein Gunnar zeigte den Aufbewahrungsort des Schatzes nicht an, obgleich er zweimal mit Seilen an das Gitter des Schlangenhofes hinaufgezogen und dem, schon von Schlangen Angenagten, das noch fibrirende Herz des Bruders vorgezeigt wurde. Aus Mitleid reichte ihm Jemand eine Harfe hinab in das entsetzliche Verließ, und diese schlug er, da ihm die Hände gebunden waren, mit den Zehen, so daß die Schlangen alle entschlummerten, ausgenommen eine Natter, die durch die Brust des Helden ein Loch nagte und sich in sein Herz einbiß, bis er todt war*).

---

*) Ein Dichter der jüngstvergangenen Periode unserer Literatur hat den Tod Gunnars folgendermaßen dargestellt:

Gunnar (zu einem Boten Atli's).

Ich bin begraben. Gib dir keine Müh',
Und wirf mir auch kein Seil hinfort herab,
Von mir lockt Menschenkind nicht Antwort mehr,
Du hörtest mein Vermächtniß. Gute Nacht!

Ein Krieger, (der hinunterschaut).

Die Schlangen wälzen sich
Zusammen ob der edeln Herrscherbildung,

Nicht lange darauf ermordete Gudrunur, um ihre Brüder an Atli zu rächen, zwei Kinder desselben, und ließ aus ihren Hirnschalen Trinkgeschirre verfertigen. Aus diesen gab sie ihrem Gatten, als das Leichenfest der Niflungar gefeiert wurde, Meth mit dem Blute seiner Kinder gemischt, zu trinken, und setzte ihm die Herzen derselben gebraten zur Speise vor. Und als der unglückliche Vater dieß gräßliche Mahl genossen, entdeckte sie ihm Alles mit zerschmetternden Worten, ermordete dann den Betäubten mit Hülfe von Högni's Sohn, und verbrannte den Königspalast mit Allem, was darin war. Dann entfloh sie und wollte sich ins Meer stürzen. Aber sie ward gerettet und an den Hof des Königs Jonakur gebracht, der, von ihrer immer noch großen Schönheit bezaubert, sie zur

---

Umschlingen sie —

Reidbold.

Was thut er?

Der Krieger.

Er liegt still.

Reidbold.

Ist wohl schon todt?

Der Krieger

Nein, horch! Er singt herauf!

Gunnars Stimme.

Nage, du Natter,
Nicht edlers Mahl
Ward irgend wem auf der Welt;
Hängst am Herzen fest
Hochsinnigen Herrns,
Königes, vielen Landes kund.

Reidbold (hinabrufend).

Gunnar, hör', bist zu retten noch! Besinn' dich!

Gattin nahm, und mit ihr drei Söhne zeugte, welche Saurli, Hamdir und Erpur hießen. Diese waren der Abstammung ihrer Mutter getreu, ächte Niflungar, schwärzlich von Antlitz und Haar, wie einst Gunnar und Högni, und mit ihnen wurde auch Swanhildur, Sigurds und Gudrunurs Tochter, erzogen, welche weithin als die schönste der Jungfrauen gepriesen wurde. Der König Jormunekur ließ durch seinen Sohn Randver um sie werben. Er erhielt das Jawort, und sollte nun die Jungfrau zu seinem Vater geleiten, allein sein tückischer Begleiter Biki rieth dem Jüngling, die schöne Braut für sich zu behalten, indem sie ihm besser anstehe, als seinem greisen Vater. Hierauf aber hinterbrachte der böse Rathgeber Alles dem alten König, und dieser befahl in der ersten Aufwallung seines Zorns,

---

Gunnars Stimme.

Sie trachten und treiben,
Und trügen sich selbst,
Dort oben, wo die Leute leben.
Hier wohnt Wahrheit!
Wagt herab euch,
Zu erspähen, was dem Grund entsproßt.

Der Krieger.

Die Stimme wird schon matt. Gleich ist's aus.

Gunnars Stimme.

Klopfe nicht klagend,
Wie kleiner Menschen Herz!
Stocke nicht sträubend,
Starker Odem —
Ende vollends den Leichengesang!

Reidbold (hinabschauend).

Er starb. In Walhall sitzt er bei den Göttern.

den Sohn aufzuhängen. Randver erlitt den Tod, zuvor jedoch rupfte er seinem Falken die Federn aus und sandte denselben seinem Vater, damit dieser daran erkenne, er sei nun hülflos, wie ein gerupfter Falke. Da ergrimmte Jormunekur über sich selbst, und als er, von der Jagd heimkehrend, Swanhildur erblickte, ließ er, wie von plötzlicher Tollwuth erfaßt, das schöne Weib, die unschuldige Ursache des Unglücks, unter den Hufen seiner Rosse zerstampfen.

Kaum hatte die grimme Gudrunar den Tod der Tochter erfahren, so trieb sie ihre Söhne an, den Mord der Schwester an König Jormunekur zu rächen. Sie rüstete dieselben mit trefflichen Waffen aus, und als sie zu dem Unternehmen bereit waren, gab sie ihnen den Rath, den König nächtlicher Weile im Schlafe zu überfallen. Saurli und Hamdir sollten ihm Hände und Füße, Erpur aber den Kopf, abhauen. Da nun die Drei auf der Fahrt waren, frugen die beiden Brüder den dritten, was er thun würde, wenn sie zum König Jormunekur gekommen wären. Erpur entgegnete, er würde ihnen so viel helfen, als die Hand dem Fuß. Dieß, meinten die Zwei, sei sehr wenig, und erzürnt über den Bruder und die Mutter, welche sie mit schnöden Worten zu einem so gewagten Unternehmen hinausgetrieben, tödteten sie Erpur. Kurz darauf stolperte Saurli auf dem Wege und würde zu Boden gestürzt sein, wenn er sich nicht mit den Händen gehalten hätte. Da sprach er: „Traun, wir bedürfen wahrlich der Hände, und es wäre doch besser, Erpur lebte noch!“ Als sie aber ihre Fahrt vollendet und zu König Jormunekur gekommen waren, schlichen sie sich Nachts in seine Schlafkammer und hieben dem Schlummernden Hände und Füße ab, worüber er erwachte und furchtbar zu schreien begann. Hamdir sagte: „Wäre doch Erpur da, um dem König den Kopf abzuhauen!“ Aber das Geschrei des Verstümmelten hatte das Hausgesinde erweckt, seine Man-

nen eilten herbei, überwältigten die Mörder nach verzweifeltem Widerstande und steinigten sie. Also ward das Geschlecht der Niflungar vertilgt *).

Zweites Kapitel.

Die religiösen Verhältnisse der Germanen. Die Edda.

Wir vermögen hier leider nur sehr wenige Andeutungen zu geben. Was wir über die älteste Religion unserer Altvordern wissen, haben uns römische Schriftsteller überliefert, deren Berichte uns aber nur geringe Aufklärung gewähren, da sie die germanischen Nationalzüge beinahe völlig verwischen oder mit griechischen und römischen Vorstellungen vermischen. Julius Cäsar sagt in seinen Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg in Beziehung auf die Religion der Germanen: „Unter die Zahl ihrer Götter rechnen sie blos Solche, welche sie zu sehen vermögen, und durch deren Hülfe sie offenkundig unterstützt worden, also die Sonne, den Mond, das Feuer.“ Außerdem erwiesen sie auch ihren ältesten Stammvätern und Helden, Thuiskon oder Teut und Man, göttliche Ehre. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus bemerkt: „Die Germanen weihen Wälder und Haine, und halten darin weiße Rosse, von keiner Arbeit befleckt.“ Derartige heilige Haine hatten mehrere

*) Diese Sage ist auch dadurch sehr merkwürdig, daß sie die Grundzüge unseres großartigen Nationalepos, des Nibelungenliedes, enthält, dessen Kenntniß, wie Göthe bemerkt, zu einer Bildungsstufe der Nation gehört.

germanische Völkerstämme, wie die Cherusker, die Semnonen, die Friesen, die Bataver. Es wurden in diesen Hainen die Heerzeichen aufbewahrt, und unter heiligen Eichen Opfer gebracht. Daß auch Menschenopfer vorkamen, ist wohl anzunehmen gestattet. Einige Stämme scheinen auch Götzenbilder verehrt zu haben, wie z. B. die Altsachsen den Götzen Crodus, der auf einem Fische stehend, mit einem Hemd bekleidet, bloßen Füßen, in der Rechten ein Gefäß mit schwimmenden Blumen haltend, die Linke auf ein Wagenrad gestützt, abgebildet wird. Das berühmteste Götzenbild der Sachsen aber war die Irmensäule, die, einen Krieger vorstellend, zu Eresberg an der Dimel in einem großen Tempel gestanden haben soll. In der rechten Hand trug das Bild eine Fahne, worauf eine Rose gestickt war, sein Helmzeichen war ein Hahn und sein Schildschmuck ein Löwe. Der Götze ward von Priestern in die Schlacht getragen, die Kriegsgefangenen wurden ihm geopfert, und vielleicht ist die Meinung nicht ungegründet, man habe in diesem Gotte den gefeierten Armin oder Hermann verehrt, den Befreier Deutschlands von dem Joche der Römer. In den Sachsenkriegen Karls des Großen wurde die Irmensäule zerstört. Große Dinge hielten die Germanen auf die Wahrsagerkunst, und in besonders hohem Ansehen standen bei ihnen die weissagenden Frauen, unter denen die gefeierte Veleda, deren Aussprüche als unumstößliche Orakel hingenommen wurden, sogar einen historischen Ruf erlangt hat.

Je weniger bestimmt und ausführlich wir die Entwicklung des religiösen Bewußtseins der Germanen nachzuweisen vermögen, desto bestimmter dürfen wir einen Zusammenhang desselben mit den Göttermythen des Nordens (Skandinaviens und Islands) statuiren. Es wäre freilich zu weit gegangen, wenn man allen Stämmen Altgermaniens die skandinavische Mythologie, besonders in ihrer feineren Ausbildung, zueignen wollte;

das aber darf festgestellt werden, daß die Haupt- und Grundzüge dieser nordischen Götterlehre den Germanen nicht fremd waren. Wie sich germanische und nordische Heldensage verknüpfen, so verknüpfen sich auch die religiösen Ideen des Nordens mit denen des alten Deutschlands, besonders der nördlichen Theile desselben. Zur Darstellung dieser religiösen Ideen gehen wir jetzt über, und lassen derselben nur noch die Betrachtung der Edda, der Quelle nordischer Götterlehre, vorangehen.

Die Edda ist ein Cyklus alter isländischer Dichtungen, in welchen die Götter- und Heldengeschichte des Nordens dargestellt ist. Von Island, der fernen Wunderinsel mit ihren Eisfeldern, Vulkanen und heißen Riesensprudeln ausgehend, erstreckt sich dieser Dichtungskreis über Norwegen, Schweden und Dänemark, bis in den Norden Deutschlands herein. Die uralten Gesänge der Skalden, dieser Sänger des Nordens, welche in Liedern voll Kraft und Erhabenheit die religiösen und historischen Sagen ihrer Heimat bewahrten, wurden zuerst zu einem Ganzen verbunden ums Jahr 1100 durch Sämund Sigfusson, einen kenntnißreichen isländischen Geistlichen *). Von ihm erhielt diese Sammlung der Skaldengesänge, die Edda, d. h. Stammmutter der Poesie, den Namen der sämundischen. Sie blieb über vierhundert Jahre in Island verborgen, und ein Theil derselben scheint verloren gegangen zu sein. Im Jahre 1643 entdeckte Brynjolf Svensen, Bischof zu Skalholt auf Island, ein Pergamentmanuskript der Edda, und seit dieser Zeit erregte die Edda

---

*) An dieser ältesten Sammlung der Eddalieder hat auch Antheil genommen der erste Geschichtschreiber des Nordens Are Frode, der 1056—1133 gelebt und zu Paris studirt hatte.

immer größeres Aufsehen, wurde vielfach bearbeitet*), erklärt, bewundert und angefochten. Als Gegner der Edda, als Bezweifler ihres Alters haben sich vorzüglich namhaft gemacht: Adelung, Schlötzer und Rühs. Diesen Auctoritäten sind aber andere, nicht minder anerkannte entgegengetreten in Männern, wie P. E. Müller, v. d. Hagen, Docen und Jakob und Wilhelm Grimm, welche mit schlagenden Gründen die Aechtheit und das Alterthum der Eddalieder nachwiesen.

Die sämundische Edda besteht aus siebzehn mythologischen Gesängen und dreiundzwanzig Heldenliedern. Die Poesie, welche sich in ihnen kund gibt, hat viele Aehnlichkeit mit der indischen. Wie in dieser zeigt sich auch in den Liedern der Edda eine ungeheure und räthselhafte Phantasie, die dann oftmals bis zum Unfaßlichen, Abschreckenden sich steigert, und das Unmögliche eine Rolle spielen läßt, wie wenn z. B. die Götter, um den weltverschlingenden Wolf Fenris, der alle natürlichen Ketten leicht zerbricht, zu fesseln, ein unzerreißbares Band flechten lassen aus dem Schalle des Katzentritts, den Barthaaren einer Jungfrau und ähnlichen unmöglichen Bestandtheilen. Der Rythmus dieser Lieder ist meist voll süßen Wohllauts. Als das älteste und bedeutendste derselben gilt die Völospa oder die Weissagung der Sibylle Vola vom Untergange der Welt, welches mit der Weltschöpfung beginnend und mit der Zerstörung des Universums endigend, eine kolossale Phantasie entfaltet**).

Von dieser sämundischen Edda ist zu unterscheiden, die jün-

---

*) Zuerst herausgegeben wurde die Edda, mit beigefügter Uebersetzung und Erläuterung, zu Kopenhagen in drei Bänden 1787—1828. — Eine andere Uebersetzung gab Studach, Nürnberg 1829. — Lieder der sämundischen Edda von H. v. d. Hagen, Berlin 1811.

**) Vaulu-spä, das älteste Denkmal germanisch-nordischer Sprache, von L. Ettmüller, Leipzig 1830.

gere, so genannt in Beziehung auf jene ältere. Aus dieser wurde mehr als hundert Jahre später ein prosaischer Auszug gemacht, eine Arbeit, welche dem norwegischen Geschichtschreiber Snoro Sturleson zugeschrieben wird. Es werden darin die religiösen Gesänge der ältern Edda zu einem mythologischen System verarbeitet. Das Werk ist sehr wichtig und besteht aus drei Theilen; der erste ist dogmatisch, der zweite erzählend, der dritte enthält in einem alphabetischen Auszuge die poetischen Redensarten der beiden ersten. Es erhielt später mehrfache Erweiterungen und Umarbeitungen, weßwegen ihm als Quelle der nordischen Mythen die ältere Edda weit vorzuziehen ist, indem bei diesen Bearbeitungen manches Unächte, später Erfundene, eingeschoben wurde. Rühs gab von dieser jüngern Edda eine deutsche Uebersetzung (Berlin 1812).

In Deutschland fanden die Eddalieder, außer bei Gelehrten*), besonders bei den Poeten lebhaften Anklang. Aber es fielen, des Nordelns einer Masse von Dichterlingen gar nicht zu gedenken,

---

*) „Lasset uns in diesen Gedichten und Sagen schätzen, was wir in ihnen finden, einen eigenen Geist roher, kühner Dichtung, starker, reiner und treuer Gefühle.“ Herder, sämmtl. Werke, Bd. 7, S. 29.

Als Schriftsteller, welche die Alterthümer des Nordens zum Gegenstande ihrer Beschäftigung gemacht haben, sind, außer den schon gelegentlich angeführten, hauptsächlich noch folgende zu erwähnen:

F. D. Gräter (Bragur, Braga und Hermoda, Odina und Teutona, Briefe über den Geist der nordischen Mythologie und Dichtkunst). Suhm (vom Glauben, Wissen und Dichten der alten Skandinavier). Nyerup (Wörterbuch der skandinavischen Mythologie). Vulpius (Handwörterbuch der Mythologie der deutschen und nordischen Völker). Tkani (Mythologie der alten Deutschen und Slaven). Mone (Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa). Münter (Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen). Berger (nordische Mythologie). Legis (Fundgruben des alten Nordens, Alkuna). L. Uhland (Sagenforschungen: der Mythus vom Thor).

auch die Bestrebungen größerer Dichter, im Geiste der Edda zu dichten, meist ungenießbar und wässerig aus. So Klopstock's Versuche, die nordische Mythologie in die deutsche Poesie einzuführen, so Gerstenberg's „Lied eines Skalden," so Adam Oehlenschläger's „Götter des Nordens." Die Göttermythen des Nordens eignen sich überhaupt nicht zu Darstellungen der Kunst, denn sie sind zu ungeheuer und riesenhaft, und ihr Hauptwerth ist der wissenschaftliche. Sie geben, wie ein neuerer Autor sagt, das schönste Zeugniß von dem Scharfsinne der germanischen Völker.

Drittes Kapitel.

Die Götter des Nordens.

Asen hießen die Götter der nordisch-germanischen Welt. Das Wort ist isländischen Ursprunges: As bedeutet Gott, Aesir Götter. Es finden sich verschiedene Stellen bei alten Historikern, welche beweisen, daß mit diesem Namen die nordisch-germanischen Völker ihre Götter bezeichneten. So berichtet Jornandes (550 n. Chr.) in seiner Geschichte der Gothen, diese hätten nach einem großen Siege über das römische Heer ihre Anführer für Götter gehalten und sie Asen genannt. Später, als die nordische Göttermythe einer historischen Deutung unterworfen wurde, und die Asen als ein von Asien in den Norden eingewandertes Geschlecht genommen wurden, ward auch die Behauptung aufgestellt, das Wort Asen sei abgeleitet von Asien. Genug davon. Es gereicht dem religiösen Bewußtsein der nordisch-germanischen Welt zum höchsten Ruhme, daß sie die Idee einer höchsten Gottheit erfaßte in der Vorstellung von

Alfadur (Allvater), dem Urwesen, welches war, ehe die

Welt entstand, und welches sein wird, wenn diese längst wieder vergangen sein wird. Aus seinem Schöpfungswort ging Alles hervor, und ihm verdanken die Asen nicht minder, als die Menschen, ihr Dasein. Seine Macht ist unbegränzt, und Niemand vermag sich von seinem Wesen eine Vorstellung zu machen, indem er sich nie einem Menschen gezeigt hat. Ihm kommt durchaus keine menschliche Leidenschaft zu, er ist unsichtbar und allgegenwärtig. Die jüngere Edda entwirft von Alfadur folgende Schilderung: Gangler that nun die Frage: Wer ist der vornehmste unter allen Göttern? Har erwiederte dem Fragenden: In unserer Sprache heißt er Alfadur, im alten Asgard aber hatte er zwölf Namen: Alfadur, Heirian (Herr), Nikar (Sieger), Nikur, Fjolnir (der Allwissende), Oski, Orni (der Rauschende), Bifledi (der Schnelle), Vidrir (der Sieger), Swidrir (der Zerstörer), Swidor (der Verbrenner) und Jalkr. Gangler fragte nun wieder: Aber wo ist denn dieser Gott, was kann er, und was hat er Großes ausgerichtet? Har entgegnete: er lebt zu jeder Zeit, beherrscht sein ganzes Reich und waltet über Alles, Großes und Kleines. Jafnhar sagte, daß er Himmel, Erde, Luft und Alles, was in ihnen ist, erschaffen habe. Und Thridje fügte noch hinzu: und was das Wichtigste ist, er bildete den Menschen und gab ihm einen Geist, der leben und nie vergehen soll, wenn auch der Körper in Staub zerfällt oder zu Asche verbrannt wird."

Wir wollen nun die Mitglieder der Asenwelt der Reihe nach betrachten. Der höchste Gott des Asengeschlechtes, der aber durchaus nicht mit dem Urwesen Alfadur verwechselt werden darf, ist

Odin, der mächtig und schöpferisch durch alle Zeiten hindurch waltet bis zum Untergange der Welt. Wir werden von seiner Herrschergewalt über Götter und Menschen später Mehreres hören. Seine Weisheit verdankt der König der Asen einem Trunk aus Mimir's Weisheitsbrunnen, wofür er eines seiner

Augen zum Pfande setzen mußte, weßwegen er auch der Einäugige heißt, sowie den Berichten zweier Raben, Huginn und Munimn, welche auf seinen Schultern sitzen und ihm Alles erzählen, was auf der Welt vorgeht. Er verleiht den Menschen Einsicht und Liederkunde, indem er sich durch List den köstlichen Dichtermeth zu verschaffen wußte, woher er auch den Beinamen Liodasmieder (Liederschmied) erhielt. Odin hatte eine Menge Gattinnen und Geliebte und viele Kinder. Er besaß in Asgard, der Götterstadt, drei Paläste, welche Gladsheim, Walaskialf und Walhalla hießen; der erstere diente zur Versammlung des Asenraths, des zweiten bediente er sich als einer Warte, von welcher aus er die ganze Welt überschaut, und im dritten versammelt er alle Männer um sich, die eines heldenhaften Todes gestorben waren. Mit diesen zecht Odin und kämpft mit ihnen auf seinem achtfüßigen Wunderroß Sleipnir und seinem niefehlenden Speer Gungnir. Als Hunde dienen ihm die zwei Wölfe Geri und Freki, welchen er Speise von seiner eigenen Tafel gibt, indem er sich einzig und allein vom Wein nährt, und von wunderbaren Eigenschaften ist sein Schiff Skidbladnir, welches, von kunstreichen Zwergen gefertigt, alle Asen sammt ihren Rüstungen aufzunehmen vermag, und dennoch so zusammengelegt werden kann, daß es Platz in einer Tasche hat. Odin im Rang am nächsten steht

Thor, der Donnergott*), der streitgewaltigste der Asen. Schon als Sohn Odin's, der ihn mit der Frigga zeugte, gebührt ihm hohes Ansehen, ein höheres aber erwarb er sich durch seine Kämpfe gegen die Riesen und Ungeheuer, welche geschworene Feinde der Asen sind. Er fährt in einem mit Böcken bespannten Wagen donnernd über die Wolken einher, und sein Anblick ist auch dann furchtbar, wenn er nicht zürnt. Aber schrecklich wird er, wenn der Gott denn Gürtel Megingjardir anschnallt, der seine

*) „Der Thor hatt seinen sitz in den lüfften, macht tonner, plitz, windt, regen und schöne." Olaus Magnus, Buch 3, Kap. 3.

Kräfte verdoppelt, in die Eisenhandschuhe fährt, und seine unwiderstehliche Waffe, den Hammer Miölnir (Zermalmer), emporschwingt. Thor's Gebiet ist Thrudwangr. Dort besitzt er einen Palast, den größten, der je erbaut worden ist, und fünfhundert und vierzig Säle enthält. Seine Gattinnen sind Sif, mit stralendem Goldhaar, welche ihm die Söhne Loride und Mode gebar, und die schöne Riesenjungfrau Jarnfara, deren Reizen Thor nicht widerstehen konnte, obgleich er der bitterste Feind ihres Geschlechts ist. Sie gebar ihm seinen Lieblingssohn Magni, dem Vater an Muth und Kraft vergleichbar. Der Thaten Thor's sind so viele, daß man, wie sich die Edda ausdrückt, mit deren Erzählung nicht fertig werden kann. Besonders berühmt ist die Geschichte von dem Raub und der Wiedererlangung des Miölnir. Thrym, der mächtige Riesenkönig, hatte dem schlafenden Thor seine furchtbare Waffe entwendet, erfreute sich aber nicht lange derselben, indem Thor, mit Loki's listigem Beistand, den Zermalmer wieder gewann und den Räuber sammt seinem Geschlechte damit vertilgte *). Eine andere der heldenhaften Unternehmungen Thor's

*) Einer der trefflichsten deutschen Lyriker, Adalbert von Chamisso, hat dieses Abenteuer Thor's nach der Edda bearbeitet, und wir setzen das Lied her, um dem Leser zugleich eine Probe von der Poesie der Edda zu geben:

Thryms quida edr Hamarsheimt.

(Das Lied von Thrym oder die Heimholung des Hammers.)

1.

Zornig ward Thor,
Als beim Erwachen
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odin's suchte
Umsonst umher.

2.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,
Was weder auf Erden
Weiß irgend Einer,
Noch hoch im Himmel:
Mein Hammer ist geraubt."

ist folgende. Er machte einmal in Gesellschaft Loki's und seiner Böcke eine Fahrt, und die Reisenden kamen Abends zu einem Manne, der ihnen Nachtherberge gab. Thor schlachtete seine

3.

Sie gingen zum herrlichen
Hause der Freia,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Wolle mir Freia,
Flügel verleihen,
Ob erlauschen vielleicht
Mein Hammer sich läßt."

4.

Freia sang.

„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir,
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben." —
Da flug auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Der Riesen Reich.

5.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fertgend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähne zurecht.

6.

Thrym sang.

„Wie stehts mit den Göttern?
Wie stehts mit den Elfen,
Was reisest allein du
Nach Riesenheim?"

7.

Loki sang.

„Schlecht stehts mit Göttern,
Schlecht stehts mit den Elfen, —
Du hältst wol verborgen
Den Hammer des Thor."

8.

Thrym sang.

„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thor
Wol unter der Erde
Acht Morgen tief,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn Keiner,
Er führe den Freia
Zur Frau mir heim."

9.

Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen,
Und er erreichte
Das Reich der Götter.
Er traf den Thor an
Vor der Thür' seiner Halle,
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:

10.

„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit?

Böcke, ließ sie braten, und lud seinen Hauswirth und die Seinigen zur Mahlzeit ein, gebot ihnen aber, die Knochen der Thiere auf die ausgebreiteten Felle derselben zu legen und keinen zu verzehren

---

Laß von der Höhe mich
Hören die Kunde;
Oft im Sitzen gestört,
Stocket die Rede,
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur."

11.

Loki sang.

„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit.
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn Keiner,
Er führe denn Freia
Zur Frau ihm heim."

12.

Sie gingen zu fragen
Freia, die herrliche,
Und es war Thor's Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Leinen
Lege dir an, Freia,
Wir beide wir reisen
Nach Riesenheim."

13.

Zornig ward Freia,
Sie zitterte heftig,
Der ganze Palast
Der Götter erbebte,
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck:
„Wohl möchtest du meinen,
Daß männlich ich sei,
Wenn beide wir reis'ten
Nach Riesenheim."

14.

Rasch kamen die Götter
Zum Rathe zusammen,
Die Göttinnen, rasch
Zu reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie den Hammer des Thor
Zu holen gelänge.

15.

Da hub Heimdal an,
Der hellleuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an;
Er habe den Ehren,
Den funkelnden Halsschmuck;"

16.

„Klug lass' er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Laßt blinken die Brust ihm
Von breiten Juwelen,
Hoch gethürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch sein."

oder wegzuwerfen. Am folgenden Morgen, als er weiter reisen wollte, gab der Gott mit seinem Hammer den Bockfellen den Zaubersegen, und die Böcke erstanden wieder frisch und gesund.

17.

Da hub Thor an,
Der hochernste Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Leinen mir an."

18.

Da hub Loki an:
„Thor, solcher Worte
Woll' dich enthalten!
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Heim du nicht schnell."

19.

Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Das Haar war gehüllt ihm
Und hoch gethürmt.

20.

Da hub Loki an:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Maid;
Wir beide wir reisen
Nach Riesenheim."

21.

Hastig die Hirsche
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschirrt
Wol zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf.
So reis'te Odin's Sohn
Nach Riesenheim.

22.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf, auf ihr Riesen,
Bereitet die Bänke;
Nun führt mir Freia,
Die Frau herein!"

23.

Heim kamen die Farren,
Die goldgehörnten,
Die schwarzen Rinder,
Dem Riesen zur Lust:
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel,
Fehlte mir Freia
Zu freien annoch."

24.

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.

Aber einer derselben hinkte, indem des Hauswirths Sohn, Thialf, einen der Knochen zerschlagen hatte, um demselben das Mark auszusaugen. Thor ergrimmte und schon schwang er den Miölnir,

---

Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Zusammen was Süßres
Sonst gab für die Frauen;
Er trank wol des Methes
Acht Maaß allein.

25.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast du Bräute
Hungriger je gesehn? —
Nie hab' ich Bräute
Hungriger je gesehn;
Nie Mägdlein des Methes
Mehr genießen als sie."

26.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten Nichts
Genossen hat Freia,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

27.

Thrym lüftet das Leinen
Aus Lust sie zu küssen,
So weit der Saal war,
Ward er zurückgeschreckt.
„Wie sind doch furchtbar
Freia's Augen,
Dünkte mich Feuer hervor
Funkeln zu seh'n!"

28.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

29.

Da trat in den Saal Thrym's
Traurige Schwester,
Die gar sich der Gaben
Zu begehren erkühnt:
„Ich reiche die rothen
Ringe dir dar,
Verlangt dich in Lust
Nach Freia's Liebe,
Nach Freia's Liebe
Und freudiger Huld?"

30.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei,
Leget den Miölnir
Der Maid in den Schooß;
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sei mein!"

31.

Da lachte dem Thor wol
Im Leibe sein Herz,

um Alle im Hause zu zerschmettern. Sein Grimm wurde aber besänftigt durch das Anerbieten des Hausvaters, ihm seine beiden Kinder, Thialf und Röska, zur Sühnung zu überlassen. Thor nahm die Beiden und setzte seine Fahrt fort. Es fand sich zu den Reisenden auch noch der Riese Utgartsloki, unter dem Namen Skirner, in dessen Handschuh die Abenteurer die folgende Nacht zubrachten, und der dem Donnergott vergebens die Reise nach seiner Burg auszureden suchte, und ihm allerlei Hindernisse in den Weg legte, welche Thor so erzürnten, daß er dem Riesen den Hirnschädel einzuschlagen suchte, worauf sich dieser von den Reisenden trennte. Diese zogen weiter und erblickten um die Mittagszeit eine Burg, deren Höhe unüberschaubar war. Vor der Burg angekommen, fanden sie die Thore derselben verschlossen, gelangten aber ins Innere derselben, indem sie durch die Zwischenräume des Gartengitters schlüpften. Aus dem Garten traten sie in eine große Halle, in der sie eine große Menge von Riesen auf Bänken sitzen sahen. In der Mitte aber saß der Riesenherrscher Utgartsloki, der schaute die Ankömmlinge hochmüthig an und lachte: „Schaut einmal die kleinen Bursche da! Ich glaube gar, Thor ist unter ihnen. Nun, ihr Leute, sagt, welche Gaben ihr besitzt, denn es wird hier Niemand gelitten, der sich nicht durch irgend eine Geschicklichkeit auszeichnet.“ Da sagte Loki, er gelte für einen großen Esser und Niemand solle es ihm in der Eßkunst gleich

---

Als mitten im Harm er
Den Hammer erkannte. —
Da traf er zum ersten
Thrym den Herrscher,
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

32.

Da traf er auch Thrym's
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt;
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge;
Für tönende Ringe
Der tödtende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odin's Sohn sich geholt.

thun. „Wir wollen sehen," erwiederte der Riesenkönig, der ein großer Zauberer war, und die Fremdlinge mit seinen argen Künsten zu foppen beschloß. Dann ließ er einen Mann, Namens Logi, aufstehen, um mit Loki in die Wette zu essen. Es wurde ein mächtiger Trog mit Fleisch auf den Boden gesetzt, und die beiden Wettesser machten sich darüber. Aber obgleich Loki sein Möglichstes that, und die Hälfte des Fleisches verzehrte, so leistete sein Gegner dennoch mehr, indem derselbe nicht nur die andere Hälfte des Fleisches, sondern auch die Knochen und die Hälfte des Troges verzehrte. Nun fragte Utgartsloki, was Thialf könne. Dieser erwiederte, er sei ein guter Wettläufer. Der König rief sogleich einen jungen Mann, Namens Hugi, auf, mit Thialf um die Wette zu laufen. Sie liefen, aber Thialf blieb bei drei wiederholten Versuchen weit hinter Hugi zurück, obgleich der Riesenkönig eingestand, der junge Mann sei kein übler Renner. Nun wurde auch Thor gefragt, was er vermöge, und der mächtige Ase antwortete, er wolle seine Kraft im Trinken versuchen. Der König brachte ein Horn herbei, sprechend: „Es muß ein guter Zecher sein, welcher dieß Trinkhorn in einem Zuge leert, aber sogar ein Stümper vermag es in drei Zügen." Thor ergriff das Gefäß, setzte dreimal an, that drei mächtige Züge, aber als er hineinsah, bemerkte er zu seinem Verdrusse, daß das Getränke nur unbedeutend abgenommen hatte. Der König sagte spöttisch: „Nun liegt es klar am Tage, daß der Ruf deiner Macht ein übertriebener ist, und du magst dich wohl hüten, noch mehrere Kämpfe einzugehen." Thor ließ sich aber nicht muthlos machen, und entgegnete, er sei bereit, noch Anderes zu versuchen. Da sagte ihm Utgartsloki, er soll die große graue Katze, welche im Saale umherstreiche, von der Erde heben, was doch gewiß eine Kleinigkeit sei. Thor faßte die Katze, diese aber krümmte den Rücken immer höher und höher, so daß der Ase es mit der äußersten Anstrengung nicht weiter bringen konnte, als daß das Thier einen Vorderfuß

vom Boden erhob. Aber der Riesenkönig lachte und sprach: „Ja, ja, die Katze ist groß, und Thor ist klein und schwach, wie wir Alle gesehen haben.“ Thor aber ergrimmte und rief grollend: „Bin ich auch klein, so fordere ich doch jeden von euch heraus, mit mir zu kämpfen.“ Da entgegnete Utgartsloki: „Hier ist Keiner, der sich nicht schämen würde, mit einem so kleinen Burschen zu ringen; man rufe aber meine alte Amme Elli herein; mit der möge Thor sich messen.“ Frau Elli kam, der Kampf begann, und der Gott bemühte sich vergeblich, die alte Frau auch nur zum Wanken zu bringen. Als aber diese ihrerseits angreifend verfuhr, mußte Thor vor ihrer Kraft bald ins Knie sinken, worauf dann der König die Kämpfenden trennte. Nun lud man die Fremden zur Mahlzeit, und nach einem guten Schlafe brachen sie mit dem Morgengrauen auf. Utgartsloki begleitete sie von der Burg herab, und als sie außerhalb derselben angekommen waren, nahm der König das Wort, und sprach: „Ihr seid nun aus der Burg und sollt mir nimmer in dieselbe kommen, denn ich habe Thor's unmäßige Stärke wohl erkannt. Wißt aber, daß bei den Wettkämpfen Alles mit Zauberei zugegangen ist. Als ich euch im Walde unter dem Namen Skirner begegnete, und Thor dreimal mit seinem Hammer nach mir schlug, schob ich seinen Streichen rasch jenes Felsengebirge unter, in welches, wie ihr dort seht, Miölnir drei tiefe Thäler geschlagen hat. Und als ihr darauf in meine Burg kamt, und die Wettkämpfe begannen, da stellte ich dem Loki einen Mann entgegen, der freilich mehr verzehrte als sein Gegner, denn es war jener Logi kein Anderer, als das verzehrende Feuer. Den Thialf ließ ich mit meinen Gedanken um die Wette laufen, wobei er natürlich überwunden werden mußte. Du aber, Thor, hast aus einem Trinkhorn getrunken, dessen eines Ende im Meer stand, und so gewaltig hast du getrunken, daß das Weltmeer weit hinein trocken wurde und die Ebbe eintrat. Die Katze, welche du emporhobst, war die Land und Meer umschlin-

gende Mitgardsschlange, und du hast das Unerhörte geleistet, indem du sie so hoch emporhobst, daß ihr Rücken den Himmel berührte. Was die alte Elli betrifft, so wisse, daß du in ihrer Gestalt mit dem Alter selbst gerungen hast, und es mag dir Ehre genug zu Theil werden, da du dem Alles besiegenden Alter so wenig gewichen bist, wie vorhin. Jetzt aber leb' wohl, denn es scheint mir das Beste, daß wir uns trennen, um uns nie wieder zu begegnen." Als Thor vernommen hatte, wie schmählich ihn der zauberkundige Riese gefoppt habe, griff er wüthend nach seinem Hammer, aber Riese und Burg verschwanden plötzlich vor den Augen der Reisenden, und sie fanden sich auf einer einsamen Ebene. — Noch mehrere derartige Abenteuer werden von Thor erzählt, besonders sind merkwürdig seine Kämpfe gegen die Riesen Gejrrod und Hrugner. Bei dem Weltuntergange greift er die Mitgardsschlange an, und erschlägt sie glücklich, muß aber in den Giftströmen, welche das Ungeheuer ausgespieen, ertrinken. — Ein anderer Sohn Odin's und der Frigga ist

Baldur, der gütigste und gerechteste der Asen, dessen Schönheit so groß war, daß sein Haupt glänzte gleich der Sonne. Dabei war er voller Beredtsamkeit und tapfer, ohne welche letztere Eigenschaft natürlich die Völker des Nordens keinen Gott sich vorstellen konnten. Aber er wurde lange Zeit hindurch von Träumen und Ahnungen gequält, als ob ihm ein böses Geschick bevorstehe, uud besorgt hierüber ließ Frigga, auf Odin's Rath, alle Dinge der Welt schwören, Baldur nicht zu schaden. Nur die kleine, unbedeutende Mistel schien der Göttin zu unbedeutend, um einen Schwur von ihr zu verlangen. Diesen Umstand benützte Loki, der Schadenfrohe, das böse Prinzip der nordischen Mythologie, um Baldur's Verderben herbeizuführen. Er beförderte das schnellere Wachsthum der Mistel, und als einst Baldur den Asen ein Fest gab, und, seiner Unverletzlichkeit bewußt, mit Lanzen und Steinen im Spiele auf sich werfen ließ, mischte sich Loki unter die

Spielenden und gab dem blinden, starken Hödur das ausgerissene Mistelreis in die Hand. Hödur warf, traf und Baldur fiel durchbohrt zu Boden. Da ging Wehklagen durch die Wohnungen der Götter, und besonders durch Breidablink, Baldur's schönen Palast. Aber man konnte den Gemordeten nicht mehr lebendig machen, und sich nicht einmal an dem bösen Loki rächen, indem Asgard's Freistätte zu geheiligt war, um verletzt zu werden. Die Asen konnten den Ursächer von Baldur's Tod bloß durch Verbannung aus ihrer Gemeinschaft bestrafen. Baldur's Gattin, die liebreizende Nanna, starb aus Verzweiflung über den Verlust ihres Gatten und wurde mit demselben auf seinem prächtigen Schiffe Ringhorn verbrannt. Auf Frigga's Veranstaltung wurde ein Bote zur Todesgöttin Hel hinabgesandt, um die Wiederbelebung und Befreiung Baldur's zu erlangen. Hel willigte in die Bitte der Asen, unter der Bedingung, daß Alles im Himmel und auf Erden um Baldur traure. Nun sandten die Asen allum Boten aus, welche die Nachricht brachten, daß sogar die Steine um Baldur weinten. Jetzt schöpften die Asen Hoffnung. Allein der schlimme Loki verhinderte in seiner Bosheit die Wiederkehr Baldur's zur Oberwelt, wie er dessen Tod herbeigeführt hatte. Er verwandelte sich nämlich in die Zauberin Thok, und als die Asenboten zu ihrer Höhle kamen, um sie zu befragen, ob sie nicht auch um Baldur traure, erwiederte sie: „Thok wird weinen bei trockenen Augen, Hela behalte, was sie bekommen." So mußte Baldur in der Unterwelt bleiben bis nach dem Untergange der Welt. —

Ein dritter Sohn Odin's ist

Hermode, der in den nordischen Göttermythen dieselbe Rolle spielt, wie Hermes in denen der Griechen. Durch Schnelligkeit und körperliche Gewandtheit aller Art ausgezeichnet, ist er der Bote der Asen, und, um seine Aehnlichkeit mit Hermes zu vollenden, führt auch er, wie dieser, die Todten in die Unterwelt. —

Ein vierter Sohn Odin's und der Frigga ist

Bragur (Braga, Bragi), der Gott der schönen Rede und der Dichtkunst. Er ist der Weiseste unter den Asen und wird gebildet als ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart und runzlicher Stirne. Odin hat ihm den köstlichen Dichtermeth übergeben, von welchem er auserwählten Sterblichen mittheilt und sie dadurch zu unsterblichen Gesängen begeistert. Er selbst nippt häufig von dem edeln Tranke, und darum entfällt nie ein bedeutungsloses Wort seinen Lippen. Des Gottes Zunge ist mit Runen*) bezeichnet, und er gilt für den Erfinder der Sprache. Seine Verehrung war im Norden sehr verbreitet, und er genoß allgemeines Ansehen. Seine Gattin ist die phantasiereiche Itun oder Iduna, welche die goldenen Aepfel der Unsterblichkeit besitzt, und mit denselben die Glücklichen beschenkt, denen ihr Gatte den Dichtermeth gab**). Ein fünfter Sohn Odin's ist

Heimdal, den der Herrscher der Asen einst mit neun Riesenmädchen zeugte. Von seinen Müttern erbte Heimdal Schönheit und Stärke, von seinem Vater aber Weisheit. Ihm wurde das hochwichtige Amt übergeben, die gen Asgard emporführende Bifröstbrücke zu bewachen. Er sieht sogar des Nachts auf hundert Meilen weit, hat ein so scharfes Gehör, daß er das Gras wachsen hört, und sein Schlaf ist leicht und kurz. Wenn Bergriesen oder sonstige Feinde der Götter nahen, so stößt er in sein Giallarhorn, daß all' die Welt erdröhnt, und dann versammeln sich die Asen und ihre Helden zum Kampf. Heimdal führt den Beinamen Gullintan, von seinen goldenen Zähnen. Beim Weltuntergange greift er Loki an, und beide fallen im Wechselmord.

Die übrigen männlichen Asen sind: der milde Freyr, welcher

---

*) Die Runen sind die Schriftzeichen des alten Nordens.

**) Die Dichter, Skalden, standen bei den nordisch-germanischen Völkern in hohem Ansehen. Sie begeisterten die Heere, beriethen die Könige und dienten zugleich als Erhalter und Fortpflanzer der Nationalgeschichte und der heiligen Sagen.

Sonnenschein, Regen und milde Witterung spendet, der Friedensgott Forsete, der Schlichter jeden Zwistes, der Hüter der Freundschaft, der verschwiegene Vidar, der muthige Uller, ein unübertrefflicher Meister im Schlittschuhlaufen, der bogenkundige Vali, der brausende Niord, welcher die Winde beherrscht und leitet, der blinde Hödur, der unfreiwillig seinen Bruder Baldur ermordet, und endlich der unerschrockene Tyr, auch ein Sohn Odin's, der Gott der Kühnheit. Beim Weltuntergange kämpft er mit dem Höllenhunde Garm und sie tödten sich gegenseitig.

Die weiblichen Asen sind folgende: Frigga*), die Asenkönigin, Odin's Gemahlin; Freia, die Göttin der Liebe, die lieblichste und einflußreichste der Göttinnen, die mit der griechischen Aphrodite viele Aehnlichkeit hat; Lofn, die Göttin der Ehe; Gefiona, die Göttin der Jungfrauen; Fulla, die Vertraute der Frigga, Siöfna, die Göttin der Zärtlichkeit; Eira, die Göttin der Arzneikunde, Syn, die Göttin der Gerechtigkeit: Surtra, die Göttin der Klugheit; Var, die Göttin der Wahrheit und Treue; die herzenprüfende Vör; Gna, die Botin Frigga's: die leuchtende Sol; Beyla, die Dienerin Freia's; Laga, Odin's Gesellschafterin; Alya, die Beschützerin der Menschen; Gerda, Freia's Gattin und Rinda, Nali's Mutter. Besonders sind noch zu erwähnen die Nornen und die Walküren. Die Nornen sind die Schicksalsgöttinnen, drei an der Zahl: Urd, Naranda und Skuld. Sie wohnen in einem Palast unter dem Lebensbaum Ygdrasil, ordnen nach ewigen Gesetzen den Lauf der Dinge, und ertheilen den Asen Rath. Die Walküren sind schöne Mädchen von unvergänglicher Jugend. Ihr Namen kommt von „Wal" Todtenfeld und „küren" wählen, also Todtenwählerinnen, und sie haben diesen Namen von der ihnen obliegenden Pflicht, in die Feldschlacht zu reiten und die

*) Gleichbedeutend mit Frigga ist Hertha oder Jörd.

dem Tode bestimmten Helden auszuwählen, die Gefallenen zu Odin's Saal zu geleiten und sie dort beim Gelage zu bedienen.

Alle diese männlichen und weiblichen Asen werden beim Untergange vernichtet, und es bleibt nur die ewige Wesenheit Alfadur's.

Dem Geschlechte der Asen stehen feindlich gegenüber die Riesen, auch Jetten oder Joten genannt, und Loki nebst seiner aus Ungeheuern bestehenden Nachkommenschaft.

Die historische Deutung der Asenlehre hat den Riesen eine historische Bedeutung gegeben, indem sie dieselben als ein mächtiges Urgeschlecht des Nordens bezeichnet, die durch das aus Osten eingewanderte Geschlecht Odin's aus seinen Sitzen verdrängt wurde, woher dann ihre unausgesetzte Feindseligkeit gegen die Asen zu erklären. Die nordische Götterlehre verwandelte diese Urbewohner des Nordens in einen Stamm ungeheurer Riesen und mächtiger Zauberer. Reißende Bergströme sind ihre Söhne, sanfte Bäche ihre Töchter, die nicht selten die Asen durch ihre Reize fesselten.

Loki und seine Kinder sind es, durch welche der Untergang der Asen herbeigeführt wird. Loki ist, wie schon gesagt, das böse Prinzip der Asenreligion. Er ist selbst ein Ase, aber, völlig ungleich den übrigen, ein böser Dämon voller Arglist und Verruchtheit, der Vater der Lüge, der Schöpfer aller Laster und Frevel. Höchst sonderbar und schwer zu erklären ist es, warum er in Gesellschaft der Asen sich befindet, da er ihnen doch alle möglichen schlimmen Streiche spielt. Man betrachtet ihn auch als elementarischen Gott, und als solcher ist er gleichbedeutend mit Logi (Feuer), vermählt sich mit der Elementargöttin Glöd (Glut) und hat zu Kindern Eisa und Einmyria

(Kohlen und Asche). Als Ase aber erzeugt er mit dem Riesenmädchen Angerbode drei Ungeheuer: die Mitgardschlange, den Wolf Fenris, und die scheußliche Todesgöttin Hel. Die Mitgardsschlange, auch Jormungand geheißen, schleuderten die Asen nach ihrer Geburt in das Weltmeer. Aber anstatt dort zu Grunde zu gehen, wuchs das Ungeheuer zu einer so furchtbaren Größe, daß sie die ganze Erde umschlingt, indem sie ihren Schwanz im Rachen hält. Trinkt sie, so entsteht Ebbe, gibt sie das Wasser von sich, so schwillt das Meer wieder zur Flut an. So verharrt sie bis zum Weltuntergang, dann aber steigt sie aus dem Abgrund empor, verpestet allum Meer und Land mit ihrem Gifte, und wird vom Thor erschlagen, der aber den Sieg nur mit seinem Tode erkauft. — Den Wolf Fenris oder Fenrer erzogen die Asen, um wo möglich, die gefährliche Wildheit der Bestie zu mäßigen. Allein dieser Plan schlug fehl, und bald reichten die stärksten Fesseln nicht mehr hin, das Unthier gebunden zu halten. Da ließen sie durch die Schwarzelfen ein Zauberband aus lauter unmöglichen Dingen weben, und es gelang ihnen durch List, den Wolf damit zu binden, wobei aber der unerschrockene Tyr eine Hand einbüßte. Dem gefesselten Ungethüm, das nach Allem vernichtend schnappte, steckten sie ein Schwert zwischen den obern und untern Kiefer. Allein beim Weltuntergange reißt sich Fenris los, verschlingt die Sonne und selbst Odin und wird dann von Vidar überwunden, indem ihm dieser den Rachen entzweireißt. Mit der Riesin Güge hatte Fenris zwei Söhne erzeugt, Skoll und Hate, deren Letzterer bei der Weltvernichtung den Mond verschlingt. — Das dritte Kind Loki's, die blaue Hel, werfen die Asen in die Unterwelt, wo sie Beherrscherin der neun Welten wird, welche das Reich Helheim oder Niflheim bilden. Helheim ist aber kein Strafort, sondern der traurige Aufenthaltsort Aller, welche eines traurigen Todes starben, d. h. aller derer, die nicht auf dem Schlacht-

felde oder in Folge erhaltener Wunden, sondern friedlich im Bette oder an Krankheiten starben. Dennoch ist der Aufenthalt bei Hel schrecklich genug. Sie sitzt auf einem Throne von Schädeln und Knochen, eine riesige Gestalt, halb fleischfarben, halb blau, ihr Saal heißt Eliud (Elend), ihr Tisch Hungar (Hunger) ihr Messer Sultur (Freßsucht), ihr Bette Kor und ihre Decke Blickandiböl (Lästerung). Sie frißt Menschen, und lebt von deren Mark und Gebein.

Wie wir es in der indischen Mythologie gefunden, so finden wir auch in der nordischen, daß die obern Gottheiten von einer Menge untergeordneten, theils mehr, theils minder einflußreicher Dämonen und Genien umgeben sind. Unter ihnen spielen bedeutende Rollen die Zwerge und Elfen. Die Zwerge sind mißgestaltete Wesen, deren einzelne Glieder nicht im natürlichen Verhältnisse zu einander stehen, die aber oft ungeheure Dimensionen und machtvolle Stärke besitzen, wie z. B. die vier Zwerge, welche nach der Edda das Himmelsgewölbe tragen. Zudem sind sie als Zauberer gefürchtet und als Künstler berühmt. Sie sind die Verfertiger der köstlichen Kleinode, welche die Asen besitzen, und wissen ihren Geschenken entweder Segen oder Fluch bringende Eigenschaften zu verleihen. Auch den Dichtermeth haben sie bereitet. Sie wohnen in Felsen oder unter der Erde und scheuen die Sonne, indem sie durch die Stralen derselben in Steine verwandelt werden. Die Elfen scheiden sich in zwei Klassen: in Lichtelfen und in Schwarzelfen. Die Lichtelfen sind glänzend anzuschauen, bald sichtbar, bald unsichtbar, gefallen sich im Umgange mit den Menschen, besitzen große Gutmüthigkeit und spenden gerne Wohlthaten. Die Schwarzelfen sind ungestaltet und pechschwarz, haben ungeheure Nasen, ungeheure Dickbäuche, spindeldürre Beine und gehörnte oder kahle Köpfe. Sie wohnen unter der Erde in der schwärzesten

Finsterniß, welche sie aber durch Verzierung mit funkelnden Edelgesteinen zu erleuchten wissen. In allen Künsten erfahren, fertigen sie die besten Waffen und die schönsten Schmucksachen. Nach der Edda sind die Schwarzelfen, welche aber von heimtückischer Sinnesart und großer Hinterlist sind, mit den Zwergen identisch. Die Elfen spielen in der Poesie vieler Völker eine große Rolle und haben zu den lieblichsten Mährchen Veranlassung gegeben. Besonders anziehend sind die Elfenmärchen der Irländer (übersetzt von den Brüdern Grimm), und die Elfen- oder Feengeschichten der Araber.

Viertes Kapitel.

Bau und Einrichtung des Universums. Götterdämmerung. Neue Schöpfung.

Ehe Himmel, Erde und Meer waren, existirten bereits drei Dinge, nämlich Hitze, Kälte und Wasser, über deren Entstehungsweise die nordische Mythologie nicht berichtet. Im Süden befindet sich die heiße, helle Welt Muspelheim, im Norden die kalte, finstere Welt Niflheim. Diese zwei Welten sind da, ohne daß wir erfahren, wie sie geschaffen wurden, und zwischen ihnen befand sich ein ungeheurer Abgrund. Dieser Abgrund wird dadurch ausgefüllt, daß aus dem Brunnen Hvergelmir in Niflheim zwölf Flüsse (Elivagar, eiskalte Gewässer) entspringen, deren Wellen bald zu Eis erstarren, und da immer neue Gewässer hinzuströmen, so schiebt sich eine Eislage über die andere, und dadurch wird der gähnende Abgrund Ginngapag ausgefüllt. In diesem Raum begegnen sich nun die warmen Sonnenstralen aus Muspelheim und der Reif aus Niflheim, der letztere schmilzt und aus den niederfallenden Tropfen entsteht der Riese Ymir, auch Aurgelmir oder der Uralte ge-

nannt, und zugleich mit ihm die Kuh Andumbla, aus deren Euter vier Milchströme rinnen zur Nahrung des Riesen. Diesem, der kein Weib hat, wachsen unter den Schultern Sohn und Tochter und einer seiner Füße erzeugt mit dem andern einen Sohn. Die Kuh Andumbla ernährt sich durch das Belecken der salzigen Reifsteine, und aus diesen wächst, indem sie durch das Belecken befeuchtet werden, am ersten Tage Haar, am zweiten ein Manneshaupt, am dritten ein ganzer Mann, der hieß Buri und erhielt, auf welche Weise ist nicht angegeben, einen Sohn, der Bor hieß. Dieser Bor nahm zum Weibe die Riesentochter Belsta, und erzeugte mit ihr die Söhne Odin, Wili und Ve. Diese waren ebenso gut und edel, wie Ymir und sein Geschlecht bösartig war, und darum entstand zwischen ihnen Kampf. Bor's Söhne erschlugen Ymir und schleppten seinen Körper hinaus nach Ginungapag, im Blute des erschlagenen Riesen aber ertrank sein ganzes Geschlecht, bis auf einen Enkel, der mit seinem Weibe in einem Kahn sich rettete, und Stammvater des neuen Riesengeschlechts wurde. Bor's Söhne aber bildeten aus Ymir's Leichnam das Universum. Aus dem Fleische schufen sie die Erde, aus den Gebeinen die Berge, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Blute das Meer und die übrigen Gewässer, aus den Zähnen und Kiefern Klippen und Felsen, aus den Haaren die Bäume, aus dem Gehirne Wolken. Das Himmelsgewölbe aber machten sie viereckig und setzten unter jede Ecke, um das Ganze zu stützen und zu bewachen, einen Zwerg, und diese vier Zwerge nannten sie Austri (Osten), Vestri (Westen), Sudri (Süden) und Nordri (Norden). Noch war die Welt finster und lichtleer. Da nahmen Bor's Söhne die glänzenden Funken, welche herüberflogen aus Muspelheim, und setzten sie an das Himmelsgewölbe, daß sie die Erde beleuchten sollten. Auf der kugelrunden Erde richteten sie Mitgard für die Menschen ein, legten um die Erde das Meer und befestigten

Mitgard mit einem Damm aus Ymir's Augenbraunen gegen das Geschlecht der Riesen.

Der Riese Narfi (finster) hatte zur Tochter die Nott (Nacht), welche schwarz war, wie ihr ganzes Geschlecht. Mit ihrem Gatten Naglfari (Aether) zeugte sie einen Sohn Andur (Stoff), sodann mit ihrem zweiten Gatten Anar (Bildungstrieb) eine Tochter Jörd (Erde) und endlich mit ihrem dritten Gatten Dellingur (Dämmerung) wieder einen Sohn, nämlich den Dagur (Tag). Dieser glich seinem Vater, welcher aus dem Asengeschlechte stammte, und deßhalb nahm ihn Alfadur nebst seiner Schwester zu sich, und gab jedem einen mit Rossen bespannten Wagen, mit welchem sie in zwei Tagreisen oder in vierundzwanzig Stunden den Himmel umreisen sollten. Die Nacht reitet voraus auf ihrem Hengste Grymfari (Reif- oder Dunkelmähne) und an jedem Morgen bethaut er mit den Tropfen seines Gebisses die Erde, der Tag folgt auf seinem Hengste Skinfari (Glanzmähne), dessen glänzende Mähne Luft und Erde beleuchtet. Tag und Nacht zeugen zwei Kinder: Sol (Sonne) und Mani (Mond). Der Vater vermählt Mani an den Gott der Freude. Darüber erzürnt Alfadur, nimmt den Eltern beide Kinder und versetzt sie an den Himmel, wo nun Sol den Wagen des Tages, Mani den der Nacht lenkt. Die Hengste am Wagen des Tages hießen Alfridur, (Allverbrenner) und Arvakur (Frühwach), und um sie zu kühlen, bringen die Götter unter ihren Bugen Blasbälge an. Vor der Sonne befindet sich ein Schild, Svalin (Kühler), der hinwegfällt, wenn die Weltverbrennung eintreten soll. Bor's Söhne schufen nun auch das Menschengeschlecht. Als sie nämlich einst am Meeresstrande lustwandelten, fanden sie dasselbst zwei hohe Steinblöcke. Diese gaben den Stoff zum ersten Menschenpaar, und Bor's Söhne bildeten aus ihnen einen Mann Ask (Esche) und eine Frau Embla (Erle), und geben ihnen Seele

und Leben, Vernunft und Bewegung, Sinne und Sprache. Sodann bilden die Götter aus dem Staube der Erde die Zwerge und Gnomen, und lassen sich von denselben ihre himmlische Burg Asgard erbauen, welche durch die Windhialms-brücke Bifrost (der Regenbogen) mit der Erde verbunden ist. Auf diese Weise wurde die Welt geschaffen*).

Im Anfange lebten die Asen fröhlich und sorglos bei einander. Sie spielten das Würfelspiel und hatten einen Ueberfluß an Gold. Da kamen aber drei Riesenmädchen aus dem Lande der Riesen und nahmen den Asen die wunderbaren Goldtafeln hinweg. Man darf nach anderer Deutung diese drei Riesenmädchen auch für die Nornen halten, welche den Asen ihr Geschick bestimmen. Jetzt ist für die Asen die goldene Zeit verschwunden und ihr unausgesetzter Kampf mit den Wanen und Joten (Riesen) beginnt. Mit den ersten wird zwar nach langem Kampfe Friede gemacht, die Joten aber sind unversöhnlich. Dennoch würde es ihnen nicht gelingen, den Asen zu schaden, wenn nicht Loki mit seinem gräulichen Geschlecht das Verderben der Götter herbeiführte.

In Asgard, der befestigten Himmelsburg, wohnen die Götter. Mitten in derselben befand sich das Thal Ida, wo sich die Asen zur Berathung und zum heiteren Mahle versammelten; dort war auch Gladsheim, der Saal der Freude, Glasor, der Hain mit goldenen Bäumen, Wingolf, der Palast der Liebe

---

*) Im Ganzen ist hier, wie beinahe unter allen Theogonien, eine gewisse Uebereinstimmung nicht zu verkennen: beinahe überall, bei den Mexikanern und bei den Griechen, bei den Römern, wie im hohen Norden von Europa, sind Riesen, Giganten, Titanen, Kyklopen die Urbewohner des Chaos, der formlosen Massen; sie sind die Schöpfer und Erzeuger der milderen Götter, und Zeus bei den Griechen, Odin bei den Nordländern ist der Vermittler zwischen dem alten und dem neuen Göttergeschlecht.“ Vollmer, mythol. Lexikon, S. 1245.

und Freundschaft, und endlich Walhalla, die Halle der Erschlagenen, ein Gebäude von höchster Pracht, das den gefallenen Helden zum Aufenthaltsorte diente. Dort saßen sie, die Helden, Einheriar genannt, und zechten in Einheriaröl, dem wundersamen Methe, und wurden bedient von Walküren. An jedem Morgen reiten sie hinaus, um sich in blutigen Kämpfen zu tummeln, und Abends kehren sie nach Walhalla zurück, um von den Mühen des Tages in den Armen der Schlachtjungfrauen auszuruhen. Jeder Mann, der hienieden in der Schlacht oder an empfangenen Wuuden starb, gelangte zu den Freuden Walhalla's, weßwegen auch die nordischen Krieger lachend starben, und viele Greise, wenn sie den Tod herannahen fühlten, sich mit der Lanzenspitze verwunden ließen, um nicht hinab zu müssen zur blauen Hel. Die Einheriar sind bestimmt, beim Weltuntergang mit Odin gegen die Feinde der Asen zu streiten, und bis dahin genießen sie in Walhalla unnennbare Freuden.

Aber die lachende Herrlichkeit der Asenwelt nimmt ein schreckliches Ende in der Götterdämmerung (Ragnarokr). Das ist der Weltuntergang und die Asen fallen im Kampfe gegen ihre ungeheuerlichen Feinde. Schauerliche Vorzeichen künden das gräßliche Ereigniß an. Die ganze Welt wird von Krieg und Mord überzogen werden, Eltern und Kinder, Brüder und Freunde tödten einander, drei harte Winter folgen einander, ohne von einem Sommer unterbrochen zu werden, ein grimmiger Frost herrscht, die Sonne wird verdunkelt und ihre Wärme vernichtet:

„Brüder werden kämpfen,
Sich zu Mördern werden,
Vettern werden
Sippschaft spalten.
Harte Zeit wird sein,
Häufig der Ehbruch.

Axtzeit, Schwertzeit,
Schilde zu zerschellen.
Windzeit, Wildzeit,
Eh' die Welt wird stäuben.
Und kein Mensch wird
Schonen des andern."

Durch Baldur's Tod sind die Asen ihrer beßten Stütze beraubt, sie selbst und mit ihnen die Welt bedürfen einer Verjüngung. Die Götterdämmerung bricht herein mit ihren unwiderstehlichen Schauern. Die Sterne verschwinden vom Himmel, zwei Wölfe, Skoll und Hati, verschlingen Sonne und Mond, die Berge stürzen zusammen, Felsen und Bäume werden entwurzelt, die Erde erbebt und der Weltbau fällt aus seinen Fugen. Das Meer braust über seine Ufer, denn Jormungandur, die Mitgardsschlange, steigt aus der Tiefe. Der Wolf Fenris reißt sich los und sperrt den Rachen so weit auf, daß sein Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berührt, während sein Rachen Flammen ausspeit und die Mitgardsschlange ihm zur Seite Giftströme hervorsprudelt, welche Luft und Meer verpesten. Nun kommen, unter Surtur's Anführung, die Muspelheimssöhne herangeritten auf feuerflammenden Rossen, unter deren Hufen die Bifrostbrücke zerbricht. Sie ziehen hinaus auf die Ebene Vigrid, wo sich Loki und sein gräuliches Geschlecht nebst den Riesen mit ihnen vereinigt. Dort erwarten sie die Asen zum Kampf. Und nun stößt Heimdal in das dröhnende Giallarhorn, welches die Asen zum Streite ruft. Sie reiten hinaus auf die Ebene Vigrid, alle die Asen mit den Einherien, Odin voran im funkelnden Goldhelm. Die Schlacht beginnt. Freyr greift Surtur an und wird von diesem erschlagen. Thor erlegt die Mitgardsschlange, muß aber in den Giftströmen, welche sie ausgespieen, ertrinken. Tyr und der Hund Gramr tödten sich gegenseitig. Odin selbst greift den Fenriswolf an, wird aber von ihm verschlungen. Jetzt

aber setzt Vidar dem Ungeheuer die Ferse in die Unterkiefer und reißt ihm den Schlund heraus. Ein furchtbares Morden vermengt Alles, und endlich entflammt Surtur mit rasendem Brande das Universum, es berstet und verbrennt. Das ist die Götterdämmerung.

Aber nicht mit solchem haarsträubenden Entsetzen endet die nordische Mythologie. Das wirbelnde Sturmlied der Götterdämmerung verklingt in dem sanften Säuseln einer neuen Schöpfung, welche beginnt, wenn die Flammen der Weltverbrennung ausgetobt haben. In verjüngter Schönheit, im grünsten Schmucke, steigt eine neue Erde aus den Meereswogen hervor*), deren

*) Die Edda beschreibt die endliche Verklärung der Welt folgendermaßen.

Und wieder steigt die
Erd' aus Meerflut,
Herrlich grünend.
Wasser fallen,
Ueberfliegt der Adler,
Welcher auf Höhen
Fische fängt.

Asen kommen zum
Idafelde,
Ueber erdgürtende
Schlange zu richten.
Hier sie gedenken
Großer Dinge
Und des Fimbulty's
Alter Runen.

Werden dort wieder die
Wundersamen
Goldenen Tafeln im
Grase finden,
Die sie in der Urzeit
Hatten besessen.

Ohne Saat bringt nun der
Acker Früchte.
Uebel ist verbannet,
Baldur kommt wieder.
Haudr und Baldur wohnen
In des schwertschwingenden
Odin's Sitze.

Saal sieht man stehen, den
Sonnenklaren, mit
Gold gedeckten
Im hohen Gimli.
Diesen bewohnen
Fromme Menschen,
Die in Ewigkeit
Freuden genießen †).

Fortlage, Gesch. d. Poesie. S. 428.

†) Zu bemerken ist, daß man diese Strophe häufig, vielleicht nicht mit Unrecht, für ein späteres christliches Einschiebsel angesehen hat.

Gefilde jetzt ohne Saat Früchte bringen und in unverwelklichem Blüthenschmucke prangen. Die Asen erstehen wieder aus ihrer Vernichtung und auch Baldur kehrt von Hel zurück. Sie kommen gen Asgard und finden dort im Idathale die goldenen Tafeln wieder, welche sie einst besaßen, in der Folge aber verloren hatten, und welche die Sprüche der ältesten Weisheit enthalten. Dcis menschliche Geschlecht war ebenfalls nicht völlig untergegangen. Ein Menschenpaar, Lif (Leben) und Lifthrasir (Lebenskraft) nämlich, hatte sich während der schrecklichen Katastrophe verborgen in Hoddmimir's Holze und von Morgenthau genährt. Von diesem stammt das neue Geschlecht der Menschen, welches die verklärte Erde bewohnen soll. Die Seelen der in der Weltverbrennung untergegangenen Menschen aber wohnen in Nastrond (Leichenstrand) und Gimli (Himmel). In Nastrond führen die Bösen das Leben der Verdammten, in Gimli genießen die Seelen der Guten die Wonnen einer ewigen Seligkeit.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

42/935

3 Bde

10.–

Aey

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherr, Ignaz T.,

Gemeinfaßliche Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen mit besonderer Rücksicht auf das Leben und Wirken der Weisen aller Völker und Zeiten ; für diejenige Klasse der Gebildeten, welche eigentlich gelehrter Studien ermangelt
Bd.: 1

Schaffhausen 1841

81.89591
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11128763-2